

F. MOSER

SPUK

IRRGLAUBE ODER WIRRGLAUBE?
EINE FRAGE DER WELTSCHMERZ

* 27 Feb 1892 Palmdale Calif
+ 24 Feb 1893 Stock

Blue Jay's Nest:
Near Los Angeles
1893, No. 195. 5. 269

F. MOSER
SPUK. IRRGLAUBE ODER WAHRGLAUBE?
EINE FRAGE DER MENSCHHEIT

*Motto: Der Narr lacht,
der Weise sinnt und forscht*

F. MOSER

SPUK

IRRGLAUBE ODER WAHRGLAUBE?

Eine Frage der Menschheit

Mit Vorrede von Prof. C. G. Jung

I. BAND

Materialsammlung
mit Tafeln und Textfigur



BADEN BEI ZÜRICH • 1950

INHALTSVERZEICHNIS

Vorrede von Prof. C. G. Jung	9
Vorwort	13
Einleitung	29

<i>I. Kapitel: Fall des Fürsprechers und Nationalrats Melchior Joller in Stans, Vierwaldstättersee, 1862</i>	43
Seine „Darstellung selbsterlebter mystischer Erscheinungen“	47

<i>Meine Nachforschungen:</i>	
Mein erster Besuch in Stans, 1936	105
Zeitgenössische Äusserungen und Akten: Literatur mit Briefen Jollers	111
Behördliche Akten	119
Zeitungsberichte mit Entgegnungen Jollers	123
Mein zweiter Besuch in Stans, 1937	133
Jollers Nachkommen und ihre Aussagen	136

<i>Anhang</i>	
Zwei Vergleichsfälle:	
1. Fall Schloss T., 1867, von Dr. iur. Morice, Normandie (kath.)	149
2. Fall Louise Steudner, 1862, von Dr. med. Berthelen, Zittau	157

<i>II. Kapitel: Fall der Frau Pf. Christaller in O., Schwaben (protest.), 1900</i>	167
Meine Spuk-Erlebnisse	168

<i>Meine Nachforschungen:</i>	
Nachforschungen von Pfarrer Eisenschmid in O.	174
Mitteilungen von Frau Pfarrer Matter und Tochter	179

<i>III. Kapitel: Fall der Frau Pf. Sch. in Bubendorf bei Basel (protest.), 1899</i>	182
3. Fall der Landmarcher von Pfarrer Furrer, Seelisberg	186
Ihr Bericht: „Einiges von dem, was wir im Bubendorfer Pfarr- haus erlebten“	189

<i>Anhang</i>	
Berichte von Geistersehern:	
4. Fall des Geistersehers H. Isenecker, 1832	198
5. Fall Gilieiler des Pfarrers T. in Zürich, 1897	203
6. Fall des Afrikapioniers Karl Peters, 1882	206
7. Fall des Dentisten Gl. in München, 1896	208

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten



<i>IV. Kapitel: Fall des Pfarrhauses Wang, Oberbayern (kath.), 1912</i>	213
Bericht von Dr. Clericus (Prof. Ludwig): „Ein oberpfälzisches Pfarrhaus als Spukhaus“	215
<i>Meine Nachforschungen:</i>	
Meine Unterredung mit Herrn Dekan Pfarrer L. in Reichenhall	225
Besuch bei Pfarrer Buchner und bei Pfarrer Schneeweis in Wang	232
<i>Anhang</i>	
Zwei Vergleichsfälle:	
8. Fall des Pfarrhauses Gossmansdorf, Bayern (kath.), 1926	236
9. Fall des Pfarrhauses Dünzling, Bayern (kath.), 1920	242
10. Fall des Dr. Magnus Jocham, Bayern (kath.), 1886	250
<i>V. Kapitel: Fall von Prof. C. G. Jung, Zürich, 1920</i>	253
<i>VI. Kapitel: Fall des Rechtsanwaltes S. in Tr., Oberbayern, 1928</i>	263
Meine Nachforschungen	263
<i>Anhang</i>	
11. Fall des Rechtsanwalts Dr. K. in Prag, 1929	274
12. Fall des Physikprofessors X. in M.-Bayern, 1926	277
13. Fall des Dr. med. Faessler in X. am ... see, Schweiz, 1913	278
<i>VII. Kapitel: Fall der Chemikerin Frau Dr. A. Kornitzky in Berlin</i>	283
Meine Nachforschungen	283
<i>Anhang</i>	
Ein Vergleichsfall:	
14. Fall der Zahnärztin, Frau Dr. med. Boruvka, Prag, 1946	290
<i>VIII. Kapitel: Stallspuk vom Bauer Erhardt im Kanton Bern, 1919</i>	293
<i>Anhang</i>	
Drei Vergleichsfälle:	
15. Stallspuk von Frau Pfarrer Rippmann, Zürich, 1919	296
16. Stallspuk des Herrn von Plessen, Schloss Schmiedefeld bei Weinsberg, 1845	297
17. Stallspuk bei J. Kerner in Weinsberg, 1836	299

Zum Vergleich:

<i>IX. Kapitel: Fall Uffikon des Chorherrn B. Schiffmann, Beromünster, 1836, von Oberst Pfyffer von Altshofen, Luzern</i>	303
<i>X. Kapitel: Der schottische Fall Telfair Mackie von 1695</i>	311
<i>XI. Kapitel: Rückblick</i>	321
<i>Zwei Fälle:</i>	
1. Fall Tedworth-Mompesson, England, 1663	323
2. Fall des Kalcherli-Hauses von Pfarrer Furrer, Seelisberg, 1864	326
Komplott des Totschweigens	333
Komplott des Vergessens	336
Ursachen dieses Komplotts	337

VERZEICHNIS DER TAFELN

Tafeln

Prof. C. G. Jung, Zürich
 Prof. E. Bleuler, Zürich
 Prof. A. F. Ludwig, Freising
 Melchior Joller mit Familie (1857)
 „Speichermatt“, Haus der Familie Joller (Vorderseite)
 Pfarrhaus Wang b. Wasserburg a. Inn
 Pfarrhaus Wang, Treppenhaus
 Pfarrhaus Gossmansdorf (Nordseite)
 Pfarrhaus Dünzling (Vorder- und Rückansicht)

Textfigur

Situationsplan zum Fall Gilieiler: Skizze von Pfr. T.



Prof. C. G. Jung

Dem Wunsche der Autorin nach einigen einleitenden Worten meinerseits komme ich um so lieber nach, als mir ihr früheres Werk über Okkultismus, das mit grosser Umsicht und Materialkenntnis verfasst wurde, noch in lebhafter Erinnerung ist. Ich begrüsse das Erscheinen des vorliegenden Buches, welches eine reich dokumentierte Sammlung parapsychologischer Ereignisse darstellt, als eine wertvolle Bereicherung der psychologischen Literatur überhaupt. Ausserordentliche und mysteriöse Geschichten sind nicht notwendigerweise immer Lügen und Phantastereien. Frühere Jahrhunderte kannten zahlreiche „geistreiche, curieuse und ergetzliche Historien“, unter denen sich Beobachtungen befanden, die seither ihre wissenschaftliche Bestätigung gefunden haben. Die moderne „ganzheitliche“ psychologische Beschreibung des Menschen hatte ja auch ihre Vorbilder in den zahlreichen Lebensgeschichten sonderbarer Leute wie Somnambulen und dgl. im Anfang des XIX. Jahrhunderts. Ja, wir verdanken die Entdeckung des Unbewussten geradezu solchen alten, noch vorwissenschaftlichen Beobachtungen. Inbezug auf die Erforschung der parapsychologischen Phänomene stehen wir noch ganz am Anfang. Wir sind noch nicht einmal über den ganzen Umfang des in Betracht kommenden Gebietes unterrichtet. Daher ist die Sammlung von Beobachtungen und möglichst zuverlässigem Material eine hochwerdienstliche Sache. Der Sammler muss allerdings den Mut und den unerschütterlichen Vorsatz haben, sich von den Schwierigkeiten, Unzulänglichkeiten und Irrtumsmöglichkeiten, welche eine derartige Unternehmung umlauern, nicht abschrecken zu lassen, wie auch der Leser das Interesse und die Geduld aufbringen muss, den oft befremdlichen Stoff, unter Hintansetzung aller möglichen Vorurteile, objektiv auf sich wirken zu lassen. In diesem weitschichtigen und dämmerigen Gebiete, wo alles möglich und deshalb nichts glaubwürdig zu sein scheint, muss man selber beobachtet und dazu noch viele Geschichten gehört, gelesen und wenn möglich durch Zeugenbefragung noch geprüft haben, um zu einem auch nur einigermaßen gefestigten Urtheil zu kommen.

Trotz gewissen Fortschritten, wie der Gründung der Britischen und Amerikanischen Society for Psychical Research und des Bestehens einer erheblichen und zum Teil wohldokumentierten Literatur, herrscht doch noch, und gerade in den Kreisen der Urteilsfähigen, ein

Vorurteil und ein nur zum Teil berechtigtes Misstrauen gegen dergleichen Berichte. Es hat fast den Anschein, als ob Kant noch auf längere Zeit Recht behalten sollte, als er vor nun bald 200 Jahren schrieb: „So werden die Erzählungen von dieser Art wohl jederzeit nur heimliche Gläubige haben, öffentlich aber durch die herrschende Mode des Unglaubens verworfen werden.“¹ Er selber reserviert sein Urteil mit folgenden Worten: „Eben dieselbe Unwissenheit macht auch, dass ich mich nicht unterstehe, so gänzlich alle Wahrheit an den mancherlei Geistererzählungen abzuleugnen, doch mit dem gewöhnlichen obgleich wunderlichen Vorbehalt, eine jede einzelne derselben in Zweifel zu ziehen, allen zusammen genommen aber einigen Glauben beizumessen.“² Man möchte wünschen, dass recht viele unserer Voreingenommenen sich diese weise Stellungnahme eines grossen Denkers merkten. Dies wird aber, wie ich aus gewissen Gründen fürchte, nicht so leicht der Fall sein, denn das rationalistische Vorurteil gründet sich — *lucus a non lucendo* — nicht etwa auf die Vernunft, sondern auf etwas weit tieferes und ursprünglicheres, nämlich auf einen ertümlichen Instinkt, dem Goethe im Faust Ausdruck verleiht: „Berufe nicht die wohlbekannte Schaar ...“ Ich hatte einmal die kostbare Gelegenheit, diesen Effekt *in vivo* zu beobachten, und zwar bei einem Stamme am Mount Elgon, von dem nur wenige mit dem weissen Mann je in Berührung gekommen waren. Ich sprach bei einem Palaver einmal ahnungslos das Wort „seleteni“ aus, das „Geister“ bedeutet. Plötzlich fiel eine Totenstille auf die Versammlung der Männer. Sie wendeten die Blicke von mir ab, schauten nach allen Richtungen, und einige machten sich davon. Mein Headman und der Häuptling steckten die Köpfe zusammen, und dann flüsterte mir der Headman ins Ohr: „Warum hast du das gesagt? Du musst *shauri tahâri* machen (das Palaver schliessen).“ Damit erfuhr ich, dass man die Geister unter keinen Umständen laut nennen dürfe. Diese primitive Geisterfurcht steckt uns noch, aber unbewusst, in den Gliedern. Der Rationalismus verhält sich komplementär zum Aberglauben. Nach psychologischer Regel verstärkt sich mit dem Licht der Schatten, d. h. je rationalistischer sich das Bewusstsein gebärdet, desto lebendiger wird die spukhafte Welt des Unbewussten. Und es wird offenkundig, in welchem Masse die Vernünftigkeit einen Apotropaeismus gegen den unvermeid-

¹ Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik. 1766. Kehrbach'sche Ausgabe, p. 45.

² l. c. p. 42.

lichen und von jeher vorhandenen „Aberglauben“ bedeutet. Die offenkundige Daemonenwelt des Primitiven ist nur durch wenige Generationen von uns getrennt, und wie furchtbar nahe sie uns noch ist, lehrten und lehren uns noch die unerhörten Dinge, welche in den Diktatorenstaaten geschahen und immer noch geschehen. Ich persönlich führe mir immer wieder zu Gemüte, dass die letzte Hexe im Geburtsjahr meines Grossvaters verbrannt wurde.

Die vielerorts herrschende Voreingenommenheit gegenüber den hier in Betracht kommenden Tatsachenberichten weist alle Symptome primitiver Gespensterfurcht auf. Selbst gebildete Leute, die es besser wissen könnten, brauchen gelegentlich die unsinnigsten Argumente, werden unlogisch und verleugnen das Zeugnis ihrer eigenen Sinne. Sie unterschreiben gegebenenfalls ein Sitzungsprotokoll und ziehen nachher, wie dies mehr als einmal vorgekommen ist, ihre Unterschrift wieder zurück, da ja das, was sie beobachtet und bestätigt hatten, doch unmöglich sei — wie wenn man genau wüsste, was möglich ist!

Geistergeschichten beweisen durchaus nicht immer das, was sie zu bezeugen scheinen. So liefern sie zum Beispiel keinen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Für den Psychologen sind sie aber in verschiedenen Hinsichten interessant: sie geben Auskunft über Dinge, von denen der Laienverstand nichts ahnt, so z. B. über die Frage der Exteriorisierung unbewusster Vorgänge, über den Inhalt letzterer und damit über die möglichen Quellen parapsychischer Phänomene. Von ganz besonderer Wichtigkeit sind solche Erzählungen für die Erforschung der Zuständigkeit des Unbewussten und insbesondere der Synchronizitätsphänomene, welche auf eine psychische Relativierung von Raum und Zeit und damit auch der Materie hinweisen. Man kann zwar mit Hilfe der statistischen Methode das Vorhandensein solcher Effekte mit mehr als hinlänglicher Sicherheit beweisen, wie dies Rhine und eine Reihe von anderen Forschern getan haben. Die individuelle Natur der komplexeren Phänomene dieser Art verbietet aber die Anwendung des statistischen Gesichtspunktes, weil sich dieser zur Synchronizität als komplementär erweist und daher letzteres Phänomen zerstört, indem er nicht mehr kann, als dass er es als wahrscheinlichen Zufall eliminiert. Wir sind daher in dieser Beziehung ganz und gar auf den wohlbeobachteten und -beglaubigten Einzelfall angewiesen. Man kann daher jeden neuen Beitrag an objektiven Berichten vom Standpunkt der Psychologie aus nur willkommen heissen.

Frau Dr. Fanny Moser hat in diesem ersten Bande ein imponierendes Tatsachenmaterial zusammengetragen. Es unterscheidet sich von andern Sammlungen dieser Art durch eine ebenso sorgfältige wie ausführliche Darstellung und Dokumentierung, welche in vielen Fällen jenen Gesamteindruck der Situation ermöglicht, den man in derartigen Berichten sonst öfter vermisst. Obschon den Spukphänomenen gewisse universale Züge eignen, so treten sie doch in individuell unendlich variierten Bedingungen und Formen auf, welche für die Forschung von besonderer Bedeutung sind. Die vorliegende Sammlung gibt gerade in dieser Hinsicht wertvollste Auskünfte.

Die Frage, um die es hier geht, ist zukunftssträchtig. Die Wissenschaft hat eben erst angefangen, sich ernsthaft mit der menschlichen Seele und insonderheit mit dem Unbewussten zu beschäftigen. In den weiten Umkreis der psychischen Phänomene gehört auch die Parapsychologie, die uns mit unerhörten Möglichkeiten bekannt macht. Es ist wirklich an der Zeit, dass die Menschheit sich des Wesens der Seele bewusst wird, denn es stellt sich allmählig mit immer grösserer Deutlichkeit heraus, dass die schlimmste Gefahr, die dem Menschen je drohte, von Seiten seiner Psyche kommt und damit aus jener Ecke unserer Erfahrungswelt, von der wir bislang am wenigsten Kenntnis hatten. Die Psychologie bedarf einer gewaltigen Erweiterung ihres Horizontes. Das vorliegende Buch bedeutet einen neuen Meilenstein auf dem langen Wege zur Erkenntnis der seelischen Natur des Menschen.

Im April 1950.

C. G. Jung

VORWORT

Der Spuk ist der grösste Verstoß gegen den gesunden Menschenverstand und guten Geschmack. Nicht Wunsch führte zu ihm, sondern Schicksal und Pflicht.

Mit dem Spuk berühren wir eine der merkwürdigsten Seiten menschlichen Sagens und Glaubens, zugleich einen beunruhigenden Erfahrungsbereich, mehr noch, ein oft erschütterndes Erlebnissgut der Menschheit seit Urzeiten. Offen oder geheim, die Mehrzahl glaubt an ihn, fürchtet ihn bewusst oder unbewusst — wie so bezeichnend C. G. Jungs Fall — bis in unser aufgeklärtes, materialistisches Zeitalter hinein, erblickt in ihm ein Sein und Wirken übernatürlicher Art, das Hineinragen einer andern Welt in die unsere, so unmöglich es auch scheint. Je nach Einstellung gilt er als beglückender Beweis der Unsterblichkeit des Menschen, des Ueberlebens und Wirkens der Toten, Betätigung von „armen Seelen“ im Fegefeuer, Bestätigung der Existenz des Teufels, von Dämonen, Geistern, Gespenstern, Kobolden und ähnlichem. Für uns dagegen ist er das schlechthin Unmögliche, grotesker Wahnsinn, ein abergläubischer Ueberrest aus der Menschheit Kindertagen, Aergernis den einen, Anlass zu Hohn und Spott den andern. Dem Nachdenklichen dagegen ist er ein Anreiz, hinabzusteigen in diese Tiefen und den Versuch zu wagen, den Schleier zu lüften, der das „Unmögliche“ verhüllt, das derart die Menschen in Bann zu schlagen vermag, allem gesunden Menschenverstand zum Trotz. Die Lösung dieses Rätsels ist allerdings immer wieder von verschiedensten Seiten versucht worden, von den verschiedensten Voraussetzungen ausgehend. Ergebnis? Unsicherheit auf der ganzen Linie! Was die einen behaupten und zu beweisen vermeinen, bestreiten die andern mit nicht minder triftigen Beweisen. So wissen wir vom Spuk, dem „Unghüürigen“, wie ihn der Berner, im Doppelsinn von ungeheuerkolossal und nicht-geheuer-unheimlich, treffend bezeichnet, tatsächlich auch heute kaum mehr als einst und stehen ihm nicht weniger rat- und hilflos gegenüber als Lessing, dieser gescheite, kritische Kopf mit dem durchdringenden Verstand, der angesichts des „Kloppeding von Dibbesdorf“ 1767 sich zu dem Eingeständnis gezwungen sah, hier gehe uns fast unser ganzes Latein aus!

Mag man sich zum Spuk stellen, wie man will, sicher ist das eine: mit seiner Untersuchung betreten wir geheiligten Boden, geheiligt durch die Tradition und den Glauben der Menschheit seit dem grauen Altertum, sanktioniert durch die Bibel und andere Offenbarungen, durch die Sitten und Bräuche aller Völker in Verbindung namentlich mit dem Tod, ebenso aber auch durch die unbestreitbare Tatsache, dass, wer den Mut findet, tiefer zu schürfen, an letzte Fragen rührt, auch an die Frage nach Leben und Tod und damit an das Jenseits.

Zu einer solchen Untersuchung, als dringende Notwendigkeit und entsprechende Fortsetzung meines Werkes „Okkultismus. Täuschungen und Tatsachen“¹, habe ich mich allerdings schwer entschlossen, vom Wunsche beseelt, meine liegen gebliebenen biologischen Arbeiten endlich wieder aufzunehmen. Ausschlaggebend dabei war in erster Linie das Zureden von Prof. E. Bleuler, dem bekannten Zürcher Psychiater und langjährigen Leiter der Irrenanstalt Burghölzli, berühmt durch Schaffung des Schizophrenie-Begriffes, der grundlegend die klinische Psychiatrie umgestaltet hat. Er muss sogar als der eigentliche Urheber des Werkes bezeichnet werden; denn ohne seine Anregung und ständige Hilfe hätte ich kaum die Kraft gefunden, diese schwierige Arbeit in Angriff zu nehmen und auch zu Ende zu führen. Nachdem er selbst ein äusserst merkwürdiges Spukerlebnis gehabt und sich für das frühere Werk intensiv interessiert hatte, war es nur natürlich, dass er sich auch für dessen Fortsetzung interessierte. Er ging darin sogar so weit, dass er eine Nacht in einem Berner Spukhaus von Verwandten einer Freundin von mir zubrachte. Doch der Spuk wollte sich nicht zeigen. Er lässt sich nicht kommandieren! Prof. E. Bleulers Interesse war umso begreiflicher, als er bereits das Fehlen des Spuks und der spiritistischen Frage, übereinstimmend mit zahlreichen anderen, beanstandet hatte. Besonders lebhaft war das der Fall bei Oswald Spengler. Kurz vor seinem plötzlichen Tod hatte er mich nach Empfang jenes Werkes besucht. Dabei stellte sich heraus, dass für ihn die Existenz des Spuks ausser Frage stand, so indiskutabel wie z. B. Telepathie und Hellsehen, die sich mehrfach in seiner Familie gezeigt hatten. So stellten es beide als eine Pflicht hin, den beschrittenen Weg weiter zu gehen und nicht vorzeitig abubrechen. Doch ich zögerte. Der besonderen Schwierigkeiten dieses Unternehmens war ich mir nur zu

¹ Orell Füssli Zürich (nicht mehr Reinhardt München), 2 Bde. 1935. Im Text einfach mit O. bezeichnet.

sehr bewusst. Tatsächlich waren sie jedoch noch sehr viel grösser, als ich ahnen konnte. Im Laufe der Arbeit stellte sich das heraus, oft als habe alles sich verschworen, um dieses eine Geheimnis vor der unersättlichen, oft an Schamlosigkeit grenzenden Neugier der Menschen zu hüten und ihnen wenigstens diese Schranke zu setzen, als Beweis, dass all unser Wissen Stückwerk ist und begrenzt-unbegrenzt allein unser Nichtwissen.

Wo alles schwankt und unsicher ist, hat jeder Versuch seine Berechtigung, wenn in der richtigen Einstellung unternommen, jener Einstellung, die ein a priori-Urteil ablehnt und sich offen hält für alle Möglichkeiten, die wir noch lange nicht ausgeschöpft haben, in der Erkenntnis, dass jedes Jahrhundert neu bestimmt, was möglich ist, was unmöglich, gemäss dem Triumvirat: Wissenschaft, Vernunft und gesunder Menschenverstand! In dieser Einstellung, ohne jede Voraussetzung, nur beseelt vom Wunsche, die Wahrheit zu ermitteln, nicht irgend etwas zu beweisen, ist diese Arbeit, wie beim „Okkultismus“, unternommen worden. Wissen und verstehen!

Eine gültige Definition von Spuk zu geben ist allerdings noch unmöglich, angesichts der grossen Verschiedenheit der Erscheinungen, ihrer Unverständlichkeit und vor allem der Tatsache, dass gar nicht feststeht, was Täuschung, was wirklich, nämlich objektive Realität ist. Die Bezeichnung Spuk ist also einstweilen ebenfalls nur ein Sammelname, das einzig Gemeinsame die Unverständlichkeit und anscheinende Sinnwidrigkeit der Erscheinungen mit einem unbekanntem „Es“ als Urheber — ähnlich wie in frühern Zeiten bei den meisten Naturerscheinungen. Beim Blitz heisst es noch heute: „Es“ blitzt! Im Laufe der Untersuchung dürfte sich jedoch die Möglichkeit ergeben, eine annehmbare Definition zu finden (II. Band). Einstweilen weiss wohl jeder, worum es sich handelt. Bezeichnend ist, dass ein ähnlich bequemer Sammelname andern Sprachen fehlt, so den Engländern, Italienern und Franzosen. Sie sind daher gezwungen, falls sie nicht, wie häufig, vorziehen, den deutschen Sammelnamen zu verwenden, die betr. Erscheinungen aufzuzählen: „Ghosts and haunted Houses“ oder auch „Poltergeister“, ebenfalls ein beliebter Sammelname für Gepolter und Tumult verschiedenster Art. Am bekanntesten sind diese Poltergeister. Sie betätigen sich besonders in den sog. Spukhäusern, wo die Phänomene, allem Wechsel der Bewohner zum Trotz, als Dauererscheinungen auftreten.

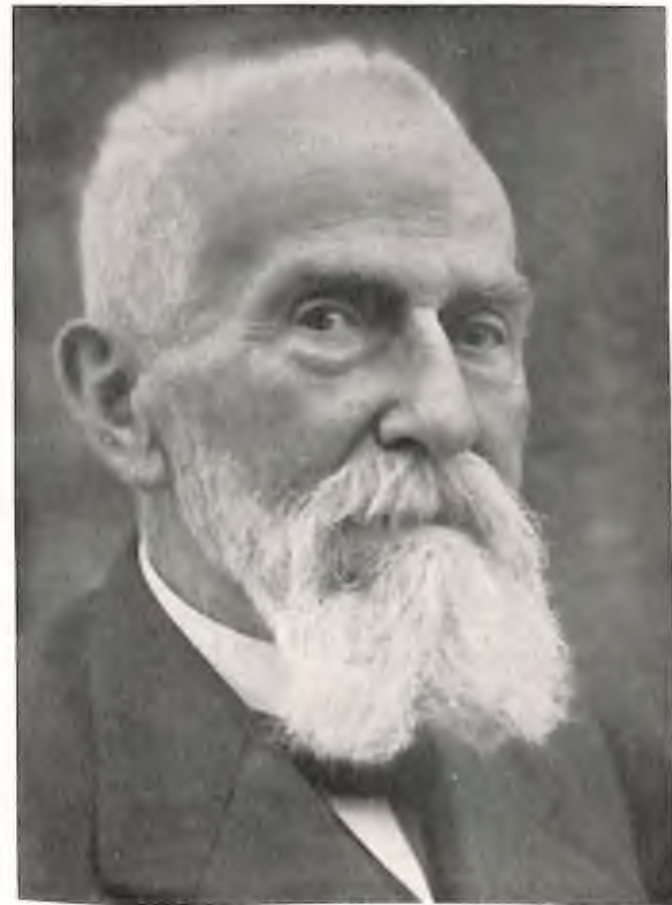
Die Frage ist auch hier, bei diesem uralten Aberglauben: handelt es sich lediglich um Täuschungen, und zwar um Täuschungen verschiedenster Art? Oder bleibt ebenfalls ein Rest, wenn noch so klein, der sich dieser Erklärung entzieht? im Irrglauben also ein Wahrglauben? Beim Spuk erst recht müssen wir von der Annahme ausgehen, dass vieles, wenn vielleicht nicht alles, auf Täuschungen beruht, die dort ganz allgemein eine so ausserordentliche und zum Teil merkwürdige Rolle spielen. Eingehend wurde diese Seite, die auch psychologisch von grösstem Interesse ist, im „Okkultismus“ behandelt und immer wieder auf sie hingewiesen. Im Vordergrund stehen, neben dem Betrug mit oft eigentümlichen Motiven und erstaunlichen Kniffen, die Sinnestäuschungen: Illusionen² und Halluzinationen³, in Verbindung mit der Eidetik, jener Lehre des Marburger Physiologen Jaentsch von den Anschauungsbildern als einer häufigen Fähigkeit namentlich Jugendlicher und Primitiver, phantasiemässige Sinneseindrücke als unmittelbare Wirklichkeit zu erleben, also visuelle Halluzinationen zu erleiden, die sich für die Erlebenden in keiner Weise von der objektiven, also „realen“ Wirklichkeit unterscheiden. Das ist das Wesentliche. Diesen Täuschungen ist man daher wehrlos ausgeliefert, da sie sich unmittelbar als solche nicht erkennen lassen. Das ist umso begreiflicher, als sie ihre entsprechende physiologische Komponente haben: die Netzhaut wird ebenfalls erregt, nur umgekehrt, nicht von aussen, sondern zentrifugal vom Sehzentrum aus. Sie lassen sich auch nicht willkürlich hervorrufen noch unterdrücken. Bezeichnende Beispiele finden sich in jenem Werk.

In diesem Zusammenhang sei noch auf eine andere mögliche Täuschungsquelle, die Synästhesien, hingewiesen, die nicht übersehen werden sollte; denn ihrerseits könnte sie in der einen oder andern Form eine gewisse Rolle spielen. Die umfassenden Farbe-Ton-Forschungen von Prof. G. Anschütz⁴, Hamburg, haben nämlich einerseits ergeben, dass z. B. das Farbenhören keineswegs eine nur seltene und absonderliche Eigenschaft ist, sondern viel weiter verbreitet, als man annehmen sollte, und unzählige Varianten annehmen kann. Andererseits gibt es viele Beziehungen zu den okkulten Phänomenen, sodass wenigstens eine partielle Verwandtschaft zwischen beiden Gebieten bestehen dürfte — Uebereinstim-

² Sinneseindrücke falsch gedeutet, somit relative Täuschungen.

³ Sinneseindrücke ohne Objekt, somit reine Täuschungen.

⁴ Farbe-Ton-Forschungen, 1. Band, Akademische Verlagsgesellschaft Leipzig, 1927; 2. u. 3. Band, Psychol.-ästhet. Forschungsgesellschaft, Hamburg, 1936, 1931.



Prof. E. Bleuler, 1938

mungen, die offenbar nicht auf blossem Zufall beruhen. Anschütz zählt deren 19 auf.

Die Einsicht, dass von zahlreichen Erscheinungen, deren Realität oft mit grösster Leidenschaft und Hartnäckigkeit behauptet wird, auch von Seiten durchaus Gebildeter, tatsächlich nur ein Teil „wirklich“ ist, im Sinne von objektiv, ist von grösster Bedeutung für die richtige Einschätzung vieler okkulten Phänomene, wie z. B. des „Zweiten Gesichts“⁵ (K. Schmeling), vor allem aber des Spuks und insbesondere der Geistererscheinungen. Das Gleiche gilt vom Einfluss der Suggestion, Fremd- wie Autosuggestion, als Folge von Glauben, Angst, Erwartung und dergleichen. Die betreffenden Untersuchungen von Jaentsch und seiner Schule können in ihrer Bedeutung speziell für unser Problem kaum überschätzt werden.

Auf die Fundamentalfrage, wie weit und mit welchem Recht wir überhaupt ein Objektiv und Subjektiv unterscheiden, eine Frage, die von je die Philosophen — man denke an Kant — beschäftigt hat und aufs Verschiedenste beantwortet worden ist, kann allerdings nicht eingegangen werden, obwohl sie sich beim Spuk immer wieder aufdrängt. Eine Entscheidung: objektiv — subjektiv scheint oft kaum möglich, wie sich zeigen wird, die Berechtigung dieser Dualität manchmal sogar in Frage stellend. Neuerdings hat der hervorragende Physiker, Pascual Jordan, Hamburg, in eigenartiger und interessanter Weise diese Frage im Hinblick auf die parapsychischen Erscheinungen in seiner Schrift: „Verdrängung und Complementarität“⁶ behandelt.

Nebenbei: die Frage der Objektivität ist tatsächlich unlösbar, so unlösbar wie jene andere, ob sich die Erde um die Sonne bewegt oder umgekehrt die Sonne um die Erde. Da wir mitschwingen, fehlt jede Möglichkeit der Entscheidung. Aus praktischen Gründen sind wir jedoch zu einer solchen gezwungen, unabhängig von ihrer philosophischen Entscheidbarkeit. Ebenso supponieren wir auch ein Objekt unabhängig vom Subjekt, dem Menschen. Zu dieser, sagen wir Arbeitshypothese sind wir immerhin berechtigt auf Grund der Ergebnisse bei Untersuchung z. B. der ontogenetischen und phylogenetischen Entwicklung namentlich unserer Sinnesorgane, auf denen alle unsere Wahrnehmungen beruhen,

⁵ Das Zweite Gesicht in Niederdeutschland. Barth, Leipzig, 1937.

⁶ Stromverlag, Hamburg-Bergedorf, 1947.

Vermittler daher der Aussenwelt. Ihre Erfolge gestatten jedoch bis zu gewissem Grad, unter entsprechendem Vorbehalt, dem Zeugnis unserer Sinne zu vertrauen. Zugleich werden aber auch die grossen Schwierigkeiten bei Untersuchung des Spuks beleuchtet, da nicht nur der Laie die Tatsache in ihrer vollen Tragweite kaum erfasst, dass eine Halluzination unmittelbar in keiner — ich wiederhole: in keiner Weise von einer objektiven Realität zu unterscheiden ist. Subjektiv erscheint sie ebenso „real“-wirklich, wie irgend etwas. Somit gibt es tatsächlich zwei Wirklichkeiten, eine objektive und eine subjektive, beide subjektiv gleich real. Nur auf Umwegen, oder durch Vermittlung anderer, kann die Täuschung festgestellt werden, vorausgesetzt, dass sie der Täuschung nicht ihrerseits erliegen. Die Täuschung kann also auch kollektiv sein, ohne mündliche Suggestion und auch ohne Objekt-suggestion (O. Index), und zwar durch telepathische Gedankenübertragung — eine Tatsache, die nicht genug hervorgehoben werden kann, im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Entdeckung der Telepathie. Diese hat uns vor ganz neue Täuschungsmöglichkeiten gestellt, die besonders bei den Geistererscheinungen eine noch kaum abzuschätzende Rolle spielen können, so dass vielfach sogar die Neigung besteht, diese ganz auf Telepathie zurückzuführen. Die Existenz von Kollektivhalluzinationen infolge telepathischer Gedankenübertragung aus der Ferne wird allerdings aufs entschiedenste als grundlose und unwissenschaftliche Erklärung bestritten, z. B. von so hervorragenden Forschern wie Prof. Richet und Prof. E. Morselli. Tatsächlich gibt es aber zahlreiche Beweise zu ihren Gunsten, allein schon durch die indischen Zauberkünste (O. Ind.).

Das Ergebnis meines „Okkultismus“ war, nach sorgfältiger Prüfung des besten mir damals zugänglichen Materials bei stark kritischer Einstellung als Ausgangspunkt, in Verbindung mit eigenen Beobachtungen und Erlebnissen, und übereinstimmend mit den bedeutendsten Forschern, dass in dem Wust mannigfachster Täuschungen unbestreitbar ein Körnchen Gold steckt, ein Rest also von Tatsachen, so merkwürdig und vorläufig auch unverständlich sie sind, die wissenschaftlich festgestellt sind und ehrlicherweise nicht abgelehnt werden können, soll das menschliche Zeugnis überhaupt noch Geltung haben — das menschliche Zeugnis, auf dem letzten Endes all unser Wissen beruht, selbst das einfachste chemi-

sche Experiment! Immer ist der Mensch das Mittelglied zwischen hier und dort. Das wird so leicht übersehen.

In einem „Nachtrag: Am Wendepunkt?“ wurde zum Schluss auf Untersuchungen zum wissenschaftlichen Nachweis des sogenannten animalen Magnetismus hingewiesen. Dieser hat unter verschiedensten Namen immer wieder Gelehrte und Aerzte beschäftigt, seit dem Mesmer, dann Reichenbach (Od), mit einem noch viel zu wenig ausgewerteten Beweismaterial auf den Plan getreten sind. Zur Erklärung auch vieler, als okkult noch heftig bestrittener Erscheinungen, an denen keinesfalls mehr gezweifelt werden kann, wie für die Krankenbehandlung, wäre ein solcher Nachweis von kaum zu überschätzender Bedeutung. Man muss schon mit Blindheit geschlagen sein, um das nicht zu erkennen. Leider haben die aussichtsreichsten dieser neueren Untersuchungen, die des Physikers Dr. J. Wüst im Biologischen Institut von Prof. Dr. Romeis in München, anscheinend keine Fortsetzung erfahren. So bleibt die Frage des „animalen Magnetismus“, der „vitalen Energie“, weiter in der Schwebe und wartet auf ihren Röntgen.

Zwei andere okkulte Erscheinungen, als Haupttatsachen von mir damals bezeichnet, können dagegen auf Grund zahlreicher neuer Untersuchungen von verschiedensten Seiten und eigener Beobachtungen, zum Teil aus meiner engsten Umgebung, nunmehr als gesichert bezeichnet werden, wenn auch, dem wissenschaftlichen Trägheitsgesetz entsprechend, ihre offizielle Anerkennung noch immer widerstrebend und langsam erfolgt: die Telepathie-Gedankenübertragung mit den telepathischen Halluzinationen, die als Geistererscheinungen-Phantasmen Sterbender und Toter im Volksglaube eine so grosse Rolle spielen, und die Telästhesie-Hellsehen in ihren beiden Formen: Wahrnehmung des räumlich Verborgenen und Fernen und des zeitlich Fernen, also in Zukunft und Vergangenheit.

Die von Prof. J. B. Rhine⁷ und seinem Stab jahrelang im parapsychologischen Instiut der Dukes University in Durham (N. Carolina) auf ganz neuen Wegen durchgeführten Experimente über die ausser-sinnliche Wahrnehmung (extrasensory Perception, ESP.),

⁷ J. B. Rhine: Extrasensory Perception. Bruce Humphries, Boston, 1935. The Reach of the Mind. W. Sloane Assoc. New York, 1947. New Frontiers of the Mind, Faber and Faber London, 1937. Uebersetzt von H. Driesch: Neuland der Seele, D. Verlagsanstalt Stuttgart, 1938.

nämlich Telepathie und Hellsehen (Claire-voyance) und zwar, das ist ebenfalls das Neue, mit nicht speziell ausgesuchten Versuchspersonen, haben zu dem Ergebnis geführt, dass sie eine sehr viel verbreitetere menschliche Eigenschaft ist, als anzunehmen war nach den Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen bei speziell ausgesuchten Versuchspersonen und spontanen Erscheinungen. Bei der grossen Bedeutung, die speziell der Telepathie im Hinblick auf die Frage der Geistererscheinungen und des Fortlebens nach dem Tode beigemessen wird, sind diese Ergebnisse von grösstem Wert, obwohl die betreffenden Erscheinungen nicht getrennt worden sind, auch nicht getrennt werden konnten bei den angewandten Methoden: sobald ein Gegenstand zur Anwendung kommt, bleibt es immer zweifelhaft, ob Telepathie oder Hellsehen der Seele zu ihrem Wissen verhilft. Der Wert des Beweises hängt allerdings auch von dem Wert ab, der der Wahrscheinlichkeitsrechnung in Verbindung mit der statistischen Methode zugebilligt wird (O. p. 271). Auf Grund der überwältigenden positiven Ergebnisse namentlich bei den spontanen Erscheinungen kann an ihrer Bedeutung als wissenschaftlich exakte Bestätigung nicht gezweifelt werden.

Jedenfalls: die Tatsächlichkeit der Telepathie, wie der Telaesthesie, des Hellsehens in seinen beiden Formen, ist keinesfalls mehr zu bestreiten, nachdem auch so hervorragende Forscher wie Prof. C. G. Jung⁸, der in unsere Seele ganz neue Einblicke eröffnet hat durch die Entdeckung des Kollektivunbewussten als Erbteil von unseren Vorfahren bis in fernste Vergangenheit, ebenso Prof. Alexis Carrel, der Nobelpreisträger und Biologe, und Prof. H. Driesch⁹, der Psychologe und Biologe, sie anerkannt haben. Letzterer ist noch einen Schritt weiter gegangen in dem Versuch, diese Erscheinungen aus der Isolierung zu befreien und der Gesamtheit unseres Seelenlebens einzuordnen, um sie unserem Verständnis näher zu bringen und so ihre allgemeine Anerkennung herbeizuführen.

Einen weiteren ausserordentlichen Schritt in der Eroberung des Okkulten hat Prof. Rhine getan mit umfangreichen Untersuchungen über die Fernwirkung der Seele auf die Materie, also die Telekinese als weitere Haupttatsache, desgleichen unter Anwendung der statistischen Methode und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die ebenfalls positiven Ergebnisse gewinnen an Gewicht in Verbindung mit einer Erklärung von

⁸ C. G. Jung: *Energetik der Seele*. Rascher & Co. Zürich, 1938. H. Driesch: *Alltagsrätsel des Seelenlebens*. D. Verlagsanstalt Stuttgart, 1935.

Prof. Jung in seiner Einleitung zu St. Edward White's Buch: „Uneingeschränktes Weltall“⁹, einem der berühmten Betty-Bücher, dass die „höchst seltsame Wirkung der Psyche auf die Materie“ unbestreitbar sei infolge persönlicher Erfahrungen in Uebereinstimmung mit einer Reihe kompetenter Naturforscher, Aerzte und Philosophen wie Zöllner, Crookes, Richet, Flammarion, Schiaparelli, Lodge, E. Bleuler u. a. Sie sind von mir seinerzeit ausführlich behandelt worden (O. Ind.). Ebenso ist C. G. Jung von der Existenz des Spuks überzeugt, wie sein interessanter persönlicher Beitrag im Kap. V beweist.

Als Krönung darf vielleicht die Tatsache bezeichnet werden, dass A. Carrel auf Grund auch eigener Erfahrungen sich restlos auf den Boden des Wunders in seiner Schrift „*Lourdes*“¹⁰ gestellt hat. Im II. Band kommen wir darauf zurück in Verbindung mit eigenem sehr eindrucksvollem Material. Dementsprechend hat er seinem letzten Werk, in welchem er auch eine genaue Definition des Wunders gibt, den zukunftsweisenden Titel „*Der Mensch. Der Unbekannte.*“¹¹ gegeben.

So kann mit Genugtuung festgestellt werden, dass der Schluss, zu dem ich 1935 im „*Okkultismus*“ gelangt war: ein Rest bleibt, der echt ist über alle Täuschungen hinaus, inzwischen eine volle Bestätigung von massgebenden Seiten erhalten hat und die neuen Untersuchungen aussichtsreich sind für seine endgültige Eroberung. Sie beweisen ihrerseits, dass der Okkultismus mehr ist als Irrglauben, Ueberrest aus der Menschheit Kindertagen, der ihr anhaftet, wie die Eischalen dem Hühnchen und schleunigst abgestossen werden sollte. Die Schlussworte meines „*Okkultismus*“, als wichtigstes Ergebnis, stehen also zu Recht: *Der Okkultismus ist werdende Wissenschaft — eine Wissenschaft der Zukunft!*

Das Gleiche ist nunmehr auch beim Spuk zu erwarten, sobald kritisch und vor-urteilslos systematisch untersucht wird unter Berücksichtigung des eventuellen Wahrheitsgehaltes, der objektiven Wirklichkeit über alle Täuschungsmöglichkeiten hinaus. Darauf kommt es an und ist eine dringende Aufgabe. Unter diesem Gesichtspunkt muss einmal auch die Rolle und Bedeutung des Spuks in Volkssagen und Märchen,

⁹ Origo-Verlag, Zürich, 1948.

¹⁰ *Le Voyage de Lourdes, suivi de Fragments de Journal*. Librairie Plon Paris, 1949.

¹¹ D. Verlagsanstalt Stuttgart; englisch: „*Man, the Unknown.*“ Harper & Brothers, New York and London, 1935.

Geschichte und Literatur, Sprache und Rechtswissenschaft, seine Unterschiede nach Religion, Rasse, Völkern und Gegenden untersucht werden. Was könnte auch verlockender sein als festzustellen, was durch Jahrtausende über Zeit und Raum hinweg erlebt und mit grösstem Nachdruck immer wieder bezeugt worden ist und heute noch bezeugt wird, und damit hinabzusteigen in die Tiefen der Menschheitsentwicklung? Alles ist hier noch zu leisten, denn selbst grundlegende Untersuchungen, wie J. G. Frazers vielbändiges Werk: „The golden Bough“, ebenso „The Fear of the Death“ und „Belief in Immortality“¹² die die Frage: Irrglaube oder Wahrglaube geradezu herausfordern, berühren nicht einmal die Möglichkeit: Wahrglaube?, so unmöglich scheint sie!

Als Vorarbeit zu einer solchen umfassenden Darstellung des Spuks von grossen allgemeinen Gesichtspunkten aus werden in dieser Materialsammlung vorerst 10 Fälle, als Hauptfälle bezeichnet, unterbreitet, zu meist aus meinem eigenen Material, um einen Einblick zu gewähren in das betreffende Phänomen und seine Mannigfaltigkeit, und einen Begriff zu geben von den Fundamenten, auf die seine gewichtigsten Verteidiger sich stützen können. Denn nicht auf Materialfülle kommt es an, sondern auf Materialgüte, also auf dessen Qualität, die Tragfähigkeit der Fundamente und damit Zuverlässigkeit der Zeugen. Wir müssen wissen, wer sind die Zeugen, wie sind ihre Aussagen zu bewerten usw. Eingehend wurde im „Okkultismus“ diese Frage behandelt und die vielen Täuschungsmöglichkeiten und Irrtümer aufgezeigt. Was wir jetzt in erster Linie brauchen sind „Tatsachen, Tatsachen über allen Schein, Betrug, Selbsttäuschung und Vergünstigung des Zufalls erhaben“, wie bereits der hervorragende romantische Arzt Hufeland gefordert hatte (O. p. 29).

Mein Material, das allerdings hier nur zum kleinsten Teil unterbreitet werden kann, stammt aus verschiedensten Quellen, namentlich katholischen, der Schweiz, Deutschlands, der Tschechoslowakei und Englands. An der Spitze steht das umfangreiche Material von Prof. A. Ludwig, Dr. iur. et rer. pol. in Freising bei München, das er mir zur Bearbeitung anvertraut hat, da er selbst bereits zu alt und kränklich war, um das selbst übernehmen zu können. Mit grosser Umsicht und Gründlichkeit hatte er während 48 Jahren Fälle gesammelt und untersucht, nachdem er, ursprünglich ganz ungläubig und skeptisch siebeneinhalb

¹² Macuillan and Co., London, Bde. 1—12, 1911—25 und 1933.

Jahre als Priester ein richtiges Spukhaus bewohnen musste, in dem es unter seinen Vorgängern ähnlich gespukt hatte, und unter seinen Nachfolgern weiter spukte, auch wenn sie beim Einzug nichts davon wussten. Ueber seine Erlebnisse und Beobachtungen hat er Tagebuch geführt und diesen Fall dann ausführlich in den „Psychischen Studien“ veröffentlicht. Seine ausgezeichneten Kenntnisse, nicht allein über Okkultismus und Spuk, sind mir bei meiner Arbeit sehr zustatten gekommen. Ich verweise auf seine zahlreichen Beiträge in dieser Zeitschrift und der Zeitschrift für Parapsychologie, ferner auf seine zweibändige „Geschichte der okkultistischen Forschung von der Antike bis zur Gegenwart“¹³. So machte er mich auch aufmerksam auf die bedeutsamen Spukerlebnisse Luthers, nachdem dessen sämtliche Werke auf seine Anregung hin von der Bibliothek des dortigen Seminars angeschafft worden waren. Zu grösstem Dank bin ich ihm, wie auch Prof. E. Bleuler, verpflichtet, für sein lebhaftes Interesse und vielfache Hilfe im Laufe meiner Arbeit.

Grundlage und Ausgangspunkt des Werkes bildet der Fall des Nationalrats und Fürsprechers Melchior Joller in Stans am Vierwaldstättersee, denn alles stempelt ihn zu einem Fall erster Klasse: seine Uebersichtlichkeit, die Stärke, Verschiedenheit und Dauer der Erscheinungen auch bei Tag und in vollem Licht und zum Teil in abgesperrten Räumen, die Zahl und Qualität eines grossen Teiles der Zeugen, die Rolle der Behörden beim Versuch, ihn festzustellen und aufzuklären, und die Vollständigkeit des vorgelegten Materials. Vor allem entscheidend für seine Wertbemessung ist aber die Persönlichkeit des Nationalrats in Verbindung mit der Tatsache, dass ein ausführliches Tagebuch vorliegt, fast von Anbeginn mit Sorgfalt geführt und noch von ihm selbst 1863 in Zürich veröffentlicht. Eine wertvolle Ergänzung bilden Briefe Jollers, während des Spuks aus Stans an angesehene Persönlichkeiten geschrieben, und verschiedene Erklärungen in Tageszeitungen. So erregte dieser Fall damals allenthalben das grösste Aufsehen auch über die Schweizergrenze hinaus und wird bis auf den heutigen Tag immer wieder als einer der besten der Weltliteratur erwähnt, auch z. B. von Prof. W. James, dem damals bedeutendsten Psychologen Amerikas. Das gilt heute umso mehr, als Prof. E. Bleuler und der Nervenarzt Dr. Servadio in Rom auf meine Bitte Nachkommen Jollers — Töchter und Enkelin-

¹³ J. Baum-Verlag Pfullingen/Württemberg, 1. Teil, 3. Aufl., 1922; II. Teil von R. Tischner, 1924.

nen — eingehend über die damaligen Ereignisse vernehmen konnten und es mir gelungen ist, noch weiteres Material über den Fall zusammenzubringen. Besonderer Dank gebührt auch den Bemühungen des Land-schreibers Odermatt in Stans.

Die neun weiteren Hauptfälle, also bezeichnet, weil es bei ihnen ebenfalls gelungen ist, mit den Betreffenden, direkt oder indirekt, in Verbindung zu treten und im Interesse der Sicherstellung und Klärung des Sachverhaltes die verschiedensten Zeugnisse und Akten beizuschaffen, werden ebenso, wie im ersten, mit dem ganzen Material vorgelegt. Für den Forscher ist das unerlässlich zur Bildung eines eigenen Urteils. Im jetzigen Stadium von Unsicherheit und nur zu berechtigtem Zweifel bedeuten einige wenige Fälle, vollständig dargelegt und aufgeklärt, mehr als noch so zahlreiche interessante und merkwürdige Fälle, die Gewissheit an sich nicht zu bringen vermögen. Gehäufte Ungewissheit führt niemals zu Gewissheit, auch nicht mittels Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Der Laie dürfte trotzdem auf seine Rechnung kommen, infolge entsprechender Anordnung des Stoffes, die es ihm gestattet, aus der Fülle das Zusagende — die Rosinen — herauszusuchen!

Zur Ergänzung und Illustration sind weitere 17 Fälle beigegeben, als Vergleichsfälle bezeichnet. Allerdings sind sie mehr oder weniger gekürzt und ungleich im Wert, einige ebenfalls aus erster Hand und von besten Zeugen, die Zeugnisse und Akten zum Teil in meinen Händen.

Im Kapitel Rückblick wird das in diesem I. Band „Material-sammlung“ Gebotene einer zusammenfassenden Darstellung und allgemeinen Betrachtung unterzogen unter Beigabe von zwei weiteren Fällen, die unter verschiedensten Gesichtspunkten eine wertvolle Ergänzung bilden. Der eine, von 1665, der älteste unseres Materials, ist einer der berühmtesten der Vergangenheit, auch durch die Persönlichkeit des Berichterstatters, den Hofprediger Glanvil des englischen Königs Karl II.

Mit dem II. Band „Aussichten“ stehen wir vor der eigentlichen Untersuchung, mit der Grundfrage: welche Phänomene sind wirklich im Sinne von objektiv? Voraussetzung ihrer Beantwortung ist die Untersuchung der Täuschungsmöglichkeiten. Nur so besteht Aussicht, sicheren Boden für die Weiterarbeit zu gewinnen. Interessante Fälle von Pseudo-Spuk werden beweisen, wie vielfältig und gross die Täuschungsmöglichkeiten auf diesem Gebiet sein können, vor allem, wenn auch keineswegs

nur die Sinnestäuschungen. Die Rolle der Halluzinationen z. B. ist eine viel grössere, auch bei durchaus Gesunden, als man ahnt, namentlich in Verbindung mit der Eidetik und der Telepathie. Diese beiden beweisen, dass der Glaube an die Wirklichkeit, die objektive Realität einer Erscheinung, welcher Art sie auch sein möge, nicht nur einer Geistererscheinung, an sich niemals entscheidend ist. Bei einer vollkommenen Halluzination, jener nämlich, die sich über alle Sinne erstreckt, ist auch die Täuschung vollkommen und jede Möglichkeit fehlt, sie unmittelbar als solche festzustellen. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele.

Auf dieser Grundlage ergibt sich die Möglichkeit zur Entscheidung der Frage nach der Wirklichkeit, der Objektivität des Spuks als einer Realität sui generis ausserhalb vom Menschen. Hier erhebt sich eine andere, eine grundlegende Frage, vor die wir immer wieder im Laufe der Untersuchung gestellt werden. Ihre Beantwortung kann unter Umständen ausserordentlich schwierig, wenn nicht gar unmöglich sein. Das ist die Frage: wann und wie kann man wissen, ob eine Erscheinung objektiv ist? Der Hinweis muss genügen auf die Taschenspielerkünste, die Spukgeräusche, namentlich Mimicrygeräusche als Nachahmung von Tätigkeiten bei Fehlen solcher, so insbesondere der Schritte Unsichtbarer, wobei oft nur die einen hören, andere nicht, auch unter anscheinend gleichen Bedingungen, und vor allem der Geistererscheinungen, bei denen das Gleiche oft der Fall ist, indem die einen sehen, andere nicht, selbst wenn auf sie aufmerksam gemacht. Auch Kinder sehen oft, wo andere nichts sehen.

Damit ist der Boden vorbereitet für die Untersuchung der Erklärungsmöglichkeiten unter Heranziehung der Ergebnisse meines „Okkultismus“ und von weiterem Material, auch eigenem, das zum Teil bereits in meinen Händen ist oder in Aussicht steht. Wir wollen ja nicht nur wissen, wir wollen auch verstehen, um den Spuk unserem Weltbild allmählich einordnen zu können — wenigstens so weit das bisher gelungen ist z. B. bei der Elektrizität. Von dieser hatte kein geringerer als Edison gegen Ende seines langen Lebens gestehen müssen: „Ungeachtet der vielen Jahre, die ich auf ihr Studium verwandt habe, ist sie für mich heute mehr denn je ein Mysterium.“ Fortschritte in der Erkenntnis der Natur bedeuten niemals Ende, immer nur Eröffnung weiterer Perspektiven! Beweis: die neuesten Untersuchungen über das unendlich Grosse, unendlich Kleine und die Atomzertrümmerung! Nur die Grenzen des Erkennens werden hinausgeschoben. Am Ende steht immer das

Wunder, das uns in Demut auf die Knie zwingt. Der Fortschritt als solcher bedeutet Beglückung!

Zum Schluss sei auch an dieser Stelle den vielen, Genannten und Ungenannten, gedankt, manche nicht mehr unter den Lebenden, die mir auf verschiedenste Weise geholfen haben, z. T. unter Ueberwindung starker innerer Hemmungen, oft unter Aufwand beträchtlicher Mühen.

Nur die Tatsache, dass mir von so Vielen, überraschend oft, wo am wenigsten zu erwarten, so von ganz skeptisch eingestellten Aerzten, Universitätsprofessoren, Rechtsanwälten usw. Hilfe gewährt wurde, hat mich davor bewahrt, den Mut zu verlieren und vorzeitig die Flinte ins Korn zu werfen angesichts der oft fast unüberwindlichen Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung und meist hochmütig verächtlichen Ablehnung dieser Materie namentlich von Seiten der Gebildeten. An erster Stelle gebührt der Dank Prof. Bleuler¹⁴ und Prof. Ludwig. Beide haben in anerkannter Weise auch das Manuskript einer Durchsicht und kritischen Prüfung unterzogen, so weit damals fertig, Prof. Bleuler bis zu seinem vorzeitigen Tod 1939, noch Anfang des II. Bandes, Prof. Ludwig bis zu meiner Rückwanderung in die Heimat Juli 1943, noch mit dem Entwurf zum zweiten Kapitel. 1948 ist auch er gestorben. Dass das bei dem schwierigen Versuch einer Erklärung wenigstens eines Teiles der merkwürdigen Erscheinungen nicht mehr möglich war, ist doppelt zu bedauern angesichts ihrer Wichtigkeit und der grossen Schwierigkeiten bei der Abfassung. Die einsichtsvolle Zusammenarbeit der verschiedensten Fachgelehrten wäre dringend gewesen, nachdem mein eigenes Gebiet, die Zoologie, hier nicht mitreden konnte. Immerhin habe ich mich jeweils soweit möglich um entsprechenden Rat bemüht. Allerdings gab es auch hier Schwierigkeiten. Jeder ist eingesponnen im eigenen Fragenkomplex und wenig zugänglich für Grenzgebiete, — namentlich Spuk!

Sollte dieser Versuch, nur ein Tasten im Dunkeln, nicht vergeblich gewesen sein, den Weg zu bahnen zur wissenschaftlichen Anerkennung und damit Erforschung des Spuks an Hand auch der neuesten Forschungsmethoden, wäre das Lohn genug für die oft qualvolle Mühe,

¹⁴ Wenn von ‚Bleuler‘ die Rede ist, handelt es sich immer um Prof. Eugen Bleuler.

diese widerspenstige Materie aus dem Aberglauben herauszuführen. Die Menschheit würde von einem Alpdruck befreit, der, man täusche sich nicht, auf ihr lastet bis zum heutigen Tag! Nicht hohnvolle Negierung, Aufklärung allein kann Erfolg haben, die endlich die Frage zu beantworten in der Lage ist: was ist Irrglaube, was Wahrglaube, über alle Täuschungsmöglichkeiten hinaus? Damit wäre auch die Möglichkeit eröffnet, den Spuk wirksam zu bekämpfen, statt, wie bisher, die Menschen hilflos ihrem Unglück und wehrlos dem Gespött der allzu Gescheiten preiszugeben — wie im Fall des Nationalrats und Fürsprechers Joller mit seinem tragischen Schicksal, und im Fall der Louise Steudner, des armen Webermädchens, das unschuldig sogar ins Gefängnis wandern musste, mit körperlicher Züchtigung im Wiederholungsfalle bedroht! Als Hexen wären sie noch bis 1785 dem Scheiterhaufen überantwortet worden! Man vergesse das nicht!

Zürich, Herbst 1950.

Dr. Fanny Moser

EINLEITUNG

Der Spuk ist nicht nur eine Frage der Menschheit. Er ist mehr. Er ist ein Erlebnissgut der Menschheit, wobei es sich nicht lediglich um Erfahrungen handelt, Erfahrungen, die man vielleicht schon morgen vergisst, sondern um Erlebnisse z. T. einprägsamster, oft aufrüttelndster Art, die sich mit keinen anderen vergleichen lassen, wie man sie auch deuten mag. Ueberall begegnet man ihren Spuren, in mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, im Bilderschatz der Vergangenheit, den Dokumenten der Geschichte, den Märchen und Sagen aller Völker, in den Lebensbeschreibungen der Heiligen, Memoiren berühmter Frauen und Männer, Berichten grosser Forscher und Entdecker, in der geistlichen und ärztlichen Praxis und den Gerichtsakten. Man braucht nur darauf zu achten, um das bestätigt zu finden. Sogar in den Gesetzesparagraphen spielte der Spuk eine bemerkenswerte Rolle und beschäftigt noch heute durchaus nicht selten die Gerichte. Bei allen Völkern stossen wir auf ihn, nicht nur bei den Primitiven und den phantasiebegabten Orientalen, obwohl vorwiegend dort, wo der Zusammenhang mit der Natur, dem mütterlichen Boden, nicht zu sehr gelockert oder zerstört ist. Doch auch inmitten der Grosstädte, Paris, London und Berlin z. B. tritt er auf, bricht plötzlich mit stürmischer Gewalt ins gesicherte Dasein, mit Grauen und Angst alles erfüllend und das seelische Gleichgewicht erschütternd mit der Frage, die eine entscheidende Antwort auch von seiten der Wissenschaft noch nicht erhalten hat — ausser verächtlicher Negierung —, der Frage: was ist der Spuk? Wahn oder Wirklichkeit? Und doch haben alle Religionen sich mit ihm auseinandergesetzt und ihn als Tatsache anerkannt, jede auf ihre Weise. Dementsprechend sind die verschiedensten kirchlichen Abwehrmittel und Beschwörungsformeln geschaffen worden, die in vielen Fällen durch Vermittlung der Priester wirksam sind.

Bringt man den Mut auf, und Mut gehört dazu, einmal ernstlich und ausdauernd, von Vorurteilen ungehemmt, diesen lichtscheuen Dingen nachzuforschen, so staunt und erschrickt man, was alles im Geheimen sich zutragen hat und noch heute zuträgt, oft in nächster Nähe, vielleicht sogar im eigenen Haus, von dem man keine Ahnung hat; denn über den engsten Kreis hinaus dringt nichts. Geheim gehalten wird alles und systematisch totgeschwiegen, um allmählich vergessen zu werden. Selbst der

Nachbar erfährt meist nichts, bringt es nicht die Wucht der Erscheinungen an den Tag oder ein tückischer Zufall! Man muss nur verstehen, die Zungen zu lösen und die Menschen zum Reden zu bringen, eine Kunst angesichts des allgemeinen Komplotts des Totschweigens, um überraschend auf diese Erscheinungen zu stossen. Neueste Berichte, z. B. aus Bayern, beweisen es.

Auch meine skeptischsten Helfer haben das mit der Zeit immer wieder feststellen müssen, so unwahrscheinlich es scheint, denn: tatsächlich, die betreffenden Erscheinungen werfen alle Begriffe von Vernunft, Ordnung und Gesetzmässigkeit über den Haufen. Sie versetzen plötzlich in eine Welt des Irrsinns, in der Teufel und Dämonen, Hexen und Zauberer, böse und neckische Geister, Kobolde und Irrwische, mitsamt den Seelen Verstorbener, den „armen Seelen“ im Fegefeuer, ihr Unwesen treiben und einen Hexensabbat aufführen, gegen den unter Umständen Flucht allein als Rettung winkt. Selbst das Leben von Mensch und Tier ist nicht gefeit vor diesen gewaltsamen Uebergreifen aus einer andern Welt; denn auch die Beschwörungsformeln und Zeremonien der Kirche und die Sympathiemittel des Volkes sind nicht immer wirksam.

Konsterniert, erschüttert und bis ins Innerste empört, blicken wir auf diese andere Welt, in der alles auf den Kopf gestellt scheint und die im schroffsten Gegensatz steht zu den Fundamenten unseres Wissens und Erkennens, den Erfahrungen des täglichen Lebens, ein Hohn auch auf die wissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit. Daher das krampfhafte Bestreben Gebildeter wie Ungebildeter, das Erlebte schnellstens aus dem Dasein auszulöschen, für das es nicht nur wertlos, sondern im höchsten Grade unbequem und störend ist. Wir kehren ihm also den Rücken und wollen nichts von ihm wissen. Spuk ist tabu!

Dieses geistige Unvermögen, mit dem Spuk in befriedigender Weise fertig zu werden, hat zu dem Verdikt: nicht existent, geführt, und zwar sowohl bei denen, die nichts erfahren haben und deren Blick nicht hinausreicht über den Umkreis des täglichen Lebens, wie vor allem bei jenen, die geblendet sind von den erstaunlichen Errungenschaften der heutigen Wissenschaft und ihre Theorien begreiflicher Weise als endgültig betrachten. Daher wissen sie auch vom Spuk kaum etwas ausserhalb von Märchen und Sagen und der schönen Literatur, in der er eine nicht unerhebliche Rolle spielt.

Wir wandeln in Vorurteilen und sind mit Blindheit geschlagen! Grell beleuchtet und zugleich bestätigt wird diese Tatsache durch das vorlie-

gende Material, vor allem durch das von Prof. Ludwig gesammelte. Ebenso bestätigt es das von mir selbst gesammelte Material, das allerdings hier im I. Band nur zum kleinsten Teil unterbreitet werden kann; denn innerhalb weniger Jahre, seitdem ich zu sammeln begonnen habe, hat es sich in erstaunlicher Weise vermehrt und vermehrt sich ständig, nachdem ich herausgebracht habe, wie die Menschen zum Reden veranlasst werden können. Man muss das verstehen! Psychologisches Einfühlungsvermögen vor allem ist erforderlich! Angesichts auch der Qualität vieler der Zeugen muss ich immer wieder entsetzt und erschüttert wiederholen: wir wandeln in Vorurteilen und sind mit Blindheit geschlagen.

Weit über dreihundert Fälle sind, ungeachtet aller Schwierigkeiten, bereits in meinen Händen, ganz ausserhalb von Okkultismus und Spiritismus nur im Bekanntenkreis gesammelt, ohne Hilfe von Presse und Radio. Allein über hundert sind aus erster Hand, also von den Zeugen selbst. Die übrigen sind höchstens aus dritter Hand, zum grossen Teil von gebildeten, intelligenten und durchaus vertrauenswürdigen Menschen, die den Spuk zumeist kategorisch ablehnen und ihren eigenen Erlebnissen zweifelnd und ratlos gegenüberstehen. Das ist der Fall auch dann, wenn sie den Spuk in eindringlicher und sogar katastrophaler Weise selbst erlebt haben — nicht zu reden von meinen Erlebnissen: 1916, gemeinsam mit andern, in Neustrelitz (Mecklenburg), 20 Jahre später in meinem Schreibzimmer in München und 11 Jahre später in Zürich in einer Fremdenpension! Noch heute bleiben mir diese Fälle so rätselhaft wie einst.

Besonders bezeichnend ist das Material aus der Tschechoslowakei und der Schweiz, meines Mannes und meine Heimat; denn nie früher hatten wir hier von Spuk gehört oder sonst von Okkultem. Natürlich kannte ich, wie jedes Schweizerkind, das berüchtigte alte Spukhaus in der Junkerngasse in Bern, das aus diesem Grunde schon jahrzehntelang unvermietet und leer steht. Auch von den Basler Spukhäusern wusste ich, von denen jedoch nur lächelnd im Märchenton berichtet wird. Daher kam es auch, dass, als ich vom Herausgeber des „Schweizer Spiegels“, nach Erscheinen meines „Okkultismus“, um einen Artikel über den Okkultismus in der Schweiz gebeten wurde, ich zu meiner eigenen Ueerraschung, nach Ueberlegung und Rücksprache mit Prof. Bleuler, eingestehen musste: ich weiss von nichts! Uebereinstimmend mit Prof. Flournoy, dem hervorragenden Genfer Psychologen, auf Grund seiner Rund-

frage in spiritistischen Kreisen Genfs 1908,¹ kam ich meinerseits zur Ueberzeugung, die aufgeklärte und ganz rationalistisch eingestellte Schweiz sei kein Boden für diese primitiven Ueberreste aus der Menschheit Kindertagen. Aehnlich schien es in der Tschechoslowakei zu sein, ungeachtet ihres Märchenschatzes und Reichtums an sagenumwobenen Schlössern. Nach längerer Ueberlegung kamen mir jedoch immer grössere Bedenken über die Richtigkeit dieses Schlusses. Wenigstens in den stillen Tälern und einsamen Höhen der kleinen Schweiz mussten Spuren auffindbar sein und am ehesten von Aerzten, Volksschullehrern und katholischen Geistlichen aufgedeckt werden können. Ebenso in der Tschechoslowakei mit ihrer Seele voll Musik und Poesie. Allerdings: schwerer als sonstwo müsste es speziell in der Schweiz sein, den Schleier zu lüften und den Zugang zu diesen Tiefen zu finden. Der Schweizer ist seiner Natur nach wenig mittheilend, namentlich Fremden gegenüber. Immerhin beschloss ich, hier einen Versuch zu wagen. Gleich beim ersten, Sommer 1936, hatte ich Glück! Zufällig lernte ich in Seelisberg am Vierwaldstättersee einen Priester, Pfarrer Herger, kennen, einen aufgeschlossenen Menschen, der seit Jahren grosses Interesse für das Volksleben bezeugte. Zu diesem hatte er umso leichteren Zugang, als er aus der Gegend stammte und als ehemaliger Stud. med. seiner Gemeinde in Notfällen beistehen konnte, da der Arzt jenseits des Sees wohnte. Er teilte mir sehr interessante Fälle mit, zum Teil aus seiner eigenen Familie, auch einige, die er zur Genugtuung der Leute als merkwürdige Täuschungen aufdecken konnte. Ferner übergab er mir ein Manuskript seines Vorgängers, Pfarrer Furrer († 1883), über eigene und in der Gemeinde von ihm selbst gesammelte Erfahrungen, darunter auch interessante Spukfälle. Allerdings hatte er bestimmt, dass nichts zu veröffentlichen sei, bis alle Beteiligten gestorben seien. Das dürfte nunmehr der Fall sein.² Als ich dann im Bekanntenkreis meiner Heimat nachzuforschen begann, folgte ein Fall dem andern, und zwar nicht nur aus dem „Hinterland“, sondern auch z. B. aus den Städten Bern und Basel. Desgleichen in der Tschechoslowa-

¹ Esprits et Médioms. Mélanges de Métapsychique et Psychologie (p. 1 ff.), 1911, Kündig, Genève-Fischbach, Paris.

² Prof. Gebhard Frei in Beckenried verdanke ich die Mitteilung, dass das Manuskript 1942 in den „Feierstunden“ des „Einsiedler Anzeigers“ von P. O. Scheiwiler O. S. B. unter dem Titel: „Geistererlebnisse eines innerschweizer Landpfarrers“ mit dessen Biographie veröffentlicht worden ist.



Prof. A. F. Ludwig

kei. Noch im Winter 1937/38 waren alle schriftlichen Nachfragen negativ ausgefallen. Ebenso, als ich im Mai 1938 in Prag den Herausgeber der Abteilung Okkultismus im Pesty Tyden, einer der grössten Tageszeitungen, interpellierte, in der Ueberzeugung, als bekannter Okkultist werde er hier am ehesten Bescheid wissen. Etwas konsterniert erklärte er, von Spuk in Prag oder Umgebung nichts zu wissen, und bezweifelte, dass etwas zu finden wäre. Als ich nach drei Wochen abreiste, hatte ich, nur durch Nachforschungen bei Verwandten und Bekannten, bereits eine ganze Anzahl zum Teil sehr interessanter Fälle entdeckt, drei davon aus Schlössern, denen nachgegangen werden musste.

Sprachlos bin ich immer wieder, ist es gelungen, die Sperre des Schweigens zu durchbrechen, nicht weniger sprachlos, als die Betroffenen oft selbst diesem „Unmöglichen“ gegenüber. Sich offen zu ihm zu bekennen — dazu gehört allerdings moralischer Mut angesichts seiner allgemeinen hohnvollen Achtung. Daher verbergen sich die Erlebenden mit den Stätten des Erlebens auch meist hinter Hieroglyphen: X in Y, B in O, S in T usw., jede Kontrolle von vornherein vereitelnd und Tür und Tür dem Verdikt: Unglaubwürdig, öffnend. Passive Resistenz also, wo immer man nachzuforschen sucht, oft in grotesker Weise: Spuk ist tabu! Die unterbreiteten Fälle werden das beleuchten und zugleich einen Begriff geben von der ganzen Merkwürdigkeit der Erscheinungen und den grossen Schwierigkeiten der Untersuchung.

Wie gross diese Schwierigkeiten sind, kann allerdings nur ermes-
sen, wer es selbst versucht hat. Vom Spuk erfährt man auch meist erst,
wenn vorüber. Ironisch wird das sogar als sein charakteristisches Merk-
mal bezeichnet! Doch selbst dann erfährt man von ihm meist nur durch
glücklichen Zufall! Dieser ist mir allerdings, wie seinerzeit bei meinen
zoologischen Arbeiten und vor allem beim „Okkultismus“, in oft merk-
würdigster Weise immer wieder zu Hilfe gekommen. Bedenken verschie-
denster Art und eine unverkennbare Furcht verschliessen allenthalben
die Lippen, namentlich in protestantischen Kreisen. Die Furcht vor dem
Teufel spielt besonders hier noch heute eine erstaunliche Rolle. So hatte
ihn Luther sogar mehrmals leibhaftig gesehen, das eine Mal z. B. an
einem Abend auf dem Brunnen sitzend, den Rücken ihm zukehrend, als
er in Eisenach weilte zur Schlichtung eines Familienstreites der Grafen
von Mansfeld! Vor allem die protestantischen Geistlichen, im Gegensatz
zu den katholischen, wollen, der Mahnung Luthers folgend, nichts von
Spuk wissen, es sei denn, ihnen oder ihren Angehörigen sei derarti-

ges begegnet. Doch selbst dann lässt sich der protestantische Pfarrer nur widerwillig auf dieses Thema ein, wie in dem bemerkenswerten Fall des Pfarrers T. in Zürich (Fall 5), der von dem „dumme Züg“ nichts wissen wollte. So erfährt er auch von derartigen Erlebnissen kaum etwas, denn zu seinem Seelsorger begibt sich der Protestant in seiner Bedrängnis gewiss nicht, viel eher zum Priester. So läuft bekanntlich der Berner nach Luzern zum Kapuziner, wo er sicher sein kann, Verständnis für seine Nöte und Zuspruch zu finden, vielleicht sogar Hilfe, denn die katholische Kirche verleugnet weder den Okkultismus noch den Spuk. Sie hat es verstanden, ihm in ihrem Weltbild seinen Platz anzuweisen und ihn durch Benedizieren und Exorzieren zu bekämpfen. Häufig ist deren Wirkung erprobt worden. Bezeichnend dagegen, wie ein hervorragender Theologe in Zürich, als ich ihn über seine Einstellung zum Spuk interpellierte, achselzuckend bemerkte: „99 Prozent sind jedenfalls Täuschung, und“ — nach einer Pause, in die Weite blickend: „vom Rest — das weiss ich noch nicht!“ Das Amüsante dabei ist, dass er mir zum Schluss doch noch einen Spukfall aus der eigenen Familie mitteilte — ähnlich dem ebenfalls ganz ablehnend eingestellten Sekretär der Zürcher Universität! Dementsprechend verdanke ich mein Material hauptsächlich katholischen, nur ganz ausnahmsweise protestantischen Geistlichen. Als Protestand war mir diese Erfahrung doppelt überraschend.

Von unseren 10 Hauptfällen führen die drei, die sich dem Fall des Rechtsanwalts und Fürsprechers Joller, als Grundlage des ganzen Werkes, anschliessen, in protestantische und katholische Pfarrhäuser Württembergs und der Schweiz. Im ersten waltete die bekannte schwäbische Schriftstellerin Helene Christaller in O. als Pfarrfrau. Das Erlebte, das sie, etwas maskiert, in einer ihrer Novellen geschildert hat, erzählte sie mir selbst, als ich sie Frühjahr 1935 daraufhin in Cannero am Lago Maggiore besuchte. Der zweite Fall, ebenfalls protestantisch, ist aus Bubendorf bei Basel. Ich verdanke ihn meinem alten Freund Pfarrer L. in Basel. Hier liegen Aufzeichnungen der betreffenden Pfarrfrau vor, für ihn noch während der Erscheinungen in jenem Pfarrhaus verfasst. In beiden Fällen war der Spuk relativ einfach und harmlos, im Gegensatz zum Fall Joller, und allen Bewohnern, wie ihren Vorgängern, jahrelang vertraut, bis er, ohne erkennbare Ursache, erlosch, nachdem er hier, wie dort, mehrere Pfarrergenerationen überdauert hatte.

Den sehr wertvollen dritten jener Fälle verdanke ich Prof. Ludwig. Mit ihm betreten wir das katholische Pfarrhaus Wang bei Wasserburg am Inn in Oberbayern. An zweihundert Jahre dürfte hier der Spuk sein Unwesen getrieben haben, nach einer merkwürdigen Akte mit der merkwürdigen Aufschrift: „Visio videntes.“ Allerdings ist sie, ungeachtet aller Bemühungen, nicht mehr auffindbar. Nach dieser Akte sollen, nach Mitteilung des einen Priesters, seit 1748 verschiedene Pfarrherren ihre diesbezüglichen Erlebnisse eingetragen haben. Seit 1910 scheint der Spuk erloschen zu sein, nach Angabe der noch lebenden beiden Pfarrherren, die ihn selbst erlebt hatten und mir darüber eingehend berichteten. Ihr Nachfolger, der jetzige Pfarrer, bestätigte es bei meinem Besuch.

Der fünfte unserer 10 Hauptfälle ist beachtenswert vor allem auch durch die Persönlichkeit des Berichterstatters, Prof. C. G. Jung. Mit ihm begaben wir uns in ein englisches Farmhaus, ein typisches Spukhaus. Nachdem niemand mehr dort wohnen wollte — alle flohen, wie auch Prof. Jung nach einem schauerlich nächtlichen Erlebnis —, musste das Haus schliesslich verkauft und abgerissen werden. Die Kardinalfrage: was ist Spuk? drängte sich dem erfahrenen Psychologen natürlich hier auf. Sie gab Anlass zu interessanten Ausführungen mit dem Schluss: nicht alles war subjektiv, also auf Halluzinationen zurückzuführen.

Der sechste Fall, ebenfalls von Prof. Ludwig, führt zu einem bayrischen Rechtsanwalt in T. Obwohl relativ bescheiden und von kurzer Dauer ist er seinerseits äusserst merkwürdig, auch weil er, im Gegensatz zu den vorhergehenden, in zeitlichem, anscheinend auch ursächlichem Zusammenhang mit dem Tod eines Hausbewohners auftrat. Ähnlich wie bei Joller überfiel er die Betroffenen plötzlich, zu ihrem masslosen Erstaunen, denn: Spuk? das passte in keiner Weise in ihre Weltanschauung, die ganz auf das Diesseits gerichtet war. Ob der Tod die Ursache des Spuks war, das post hoc also ein propter hoc bedeutete, diese Frage wurde von den Erlebenden offengelassen. Dem Leser bleibt es vorbehalten, je nach Neigung, Scharfsinn und Mentalität eine Antwort auf diese und die vielen andern Fragen zu finden, die sich aufdrängen, sobald man den Mut hat, den Stein aufzuheben und umzukehren.

Sehr eigenartig ist der siebente Fall, der Fall der Chemikerin Kornitzky. Er versetzt uns in die Grosstadt Berlin, in einen modernen Häuserblock, kam mir aus Professorenkreisen zu, war auch von kurzer Dauer, und trat offenbar nur am Tag auf. Die Erscheinungen waren äusserst

merkwürdig, haben jedoch ihr Seitenstück in alten Fällen. Sie blieben den Erlebenden nach jeder Richtung rätselhaft. Anscheinend hingen sie weder mit dem betreffenden Haus zusammen, noch mit der Chemikerin, die allein dort wohnte. Niemals, vorher noch nachher, hat sie derartige erlebt, auch dort nicht.

Mit dem achten Fall, ebenfalls vom Zeugen selbst, wenden wir uns einer besonders eigenartigen Form des Spuks zu, dem sogenannten Stallspuk. Ein ausserordentliches Material liegt vor, zum Teil aus erster Hand. Unser Fall ist, nach reiflicher Ueberlegung, unter einem bestimmten Gesichtspunkt ausgewählt. Weitere werden folgen.

Den Abschluss bilden zwei alte, nach verschiedenen Richtungen sehr interessante Fälle, als Beweis der Aehnlichkeit des Spuks über Zeit und Raum. Der eine ist aus der Schweiz, der andere aus Schottland, sogar von 1696. Der erste, der Fall Uffikon, ist auch durch die Tatsache interessant, dass er dem bekannten Obersten Pfiffer von Attishofen in Luzern, in Verbindung mit dem Dichter-Arzt Justinus Kerner, zu verdanken ist. Sie haben ihn gemeinsam der Vergessenheit entrissen. Allerdings wurden alle Namen bis auf die Initialen unterdrückt. So verfiel er wieder der Vergessenheit, ungeachtet seiner unverkennbaren Bedeutung. Nun ist es, dank vielfacher Bemühung von kirchlicher Seite, gelungen, den Fall abermals zu retten und dabei einwandfrei festzustellen, dass der Hauptzeuge kein geringerer war, als der Chorherr und Stiftsprobst B. Schiffmann von Beromünster. Anfangs dem Spuk gegenüber ganz ungläubig, hat er ihn zwei Jahre lang um 1814, ähnlich seinen Vorgängern und Nachfolgern, in ausserordentlicher Form und Stärke erlebt und immer wieder mit grösster Hartnäckigkeit untersucht, bis schliesslich auch ihn die „furchtbare Plag“ vertrieben hat. So musste das Pfarrhaus endlich aufgegeben werden und dient heute anderen Zwecken.

Der letzte Fall führt in die Hütte einer schottischen Maurerfamilie, brave, allgemein geachtete Leute, die der Spuk ganz plötzlich überfiel. Wochenlang mussten sie ihn in ausserordentlicher Weise erleiden, wobei nichts half, auch nicht die Gebete des Gemeindepfarrers und der Geistlichen der Umgebung. Sie haben so wenig genützt, wie in Uffikon sogar der Exorzismus! Im Gegensatz zu hier tobte sich der Spuk dort mit einer schauerlich eindrucksvollen Abschiedsvorstellung aus und kehrte nicht wieder.

Die 17 Vergleichsfälle sind ihrerseits in verschiedenster Richtung interessant und merkwürdig. Der Fall Calvados z. B. übertrifft den Fall

Joller, allerdings nicht durch die Mannigfaltigkeit, dagegen durch die ausserordentliche Heftigkeit und lange Dauer der Erscheinungen. Wir verdanken ihn einem französischen Rechtsanwalt. C. Flammarion, der berühmte Astronom, der sich intensiv mit Okkultismus und Spuk beschäftigt und mit Hilfe auch der Presse ein umfangreiches Material zusammengebracht hat, veröffentlichte ihn auch in seiner wertvollen Sammlung: „Les Maisons hantées“³ mit dem bezeichnenden Untertitel: „En Marge de la Mort et son Mystère.“ Dieser Fall und der Stallspuk Kerners (s. unt.) sind die einzigen hier aus Schlössern. Neben Pfarrhäusern sind Schlösser auffallenderweise ein Lieblingstummelplatz der Geister und anderer Wesenheiten, namentlich in England. Hier sind sie sogar so häufig, dass André Maurois sich verpflichtet fühlte, in seiner Schrift: „Conseil à un jeune Français partant pour l'Angleterre“, dem jungen Mann unter vielen Ratschlägen ans Herz zu legen, ja keine Bemerkung zu machen, sollte er im Schlosse seines Gastgebers Spuk entdecken. Das verstosse gegen den guten Ton! Drei kürzlich erschienene Bücher mit Berichten aus diesen Kreisen bestätigen diese Häufigkeit. Das eine ist von der Marchionesse Townshend of Raynham: „True Ghost-stories“⁴, das andere von Lord Halifax: „Ghostbook“⁵, das dritte von Violet Tweedale: „Ghosts I have seen“⁶. Tatsache ist, dass ich selten mit Engländern gesprochen habe, ohne von Spuk eigenen Erlebens oder aus der Familie zu erfahren, und zwar als eine nicht weiter zu bezweifelnde Tatsache.

Der Fall Gossmansdorf betrifft Prof. Ludwigs eigenes Pfarrhaus, in welchem er jahrelang Spuk erleben musste, ähnlich seinen Vorgängern und Nachfolgern. Allerdings war er nur harmloser Art. Ebenso im Fall Dünzling, auch ein katholisches Pfarrhaus und von ihm eingehend untersucht.

Durch die Fälle des Prager Rechtsanwaltes und des bayrischen Physikprofessors — denen ich die Angaben verdanke — erhält der Fall des bayrischen Rechtsanwaltes eine wertvolle Stütze und Beleuchtung. Desgleichen der Fall der Berliner Chemikerin durch den Fall der Prager Zahnärztin. Denn dieser fand ebenfalls statt mitten in einer grossen Stadt,

³ C. Flammarion, Paris, 1923.

⁴ Hutchinsen & Co., London, 1936.

⁵ Geoffrey Bles, London, 1936.

⁶ H. Jenkins, London, 1920.

in einem neuen Mietshaus, war eine Kraftleistung von ausserordentlichen Ausmassen und von kurzer Dauer, sogar nur einer einzigen Nacht.

Diese beiden Fälle mit jenen drei bilden eine eigenartige Gruppe. Ich bezeichne sie als ephemeren Spuk, im Unterschied zu den beiden andern, dem ortsgebundenen und dem personen gebundenen Spuk, in die allgemein der Spuk eingeteilt wird, letzterer oft auch als medialer Spuk bezeichnet. Diese Bezeichnung ist irreführend; denn zwischen dem Medium und der Spukbefallenen oder Spukbehafteten, wie ich das menschliche Zentrum des personengebundenen Spuks bezeichne, bestehen ausgesprochene Unterschiede. Ein Vergleich beider im II. Band wird das beweisen. Hier genüge der Hinweis, dass Sitzungen mit Spukbehafteten nicht veranstaltet werden können; denn die Erscheinungen treten bei diesen, im Gegensatz zum Medium, ganz spontan auf, und ihr Zusammenhang mit einer bestimmten Person oder mehreren ist nicht ohne weiteres zu erkennen. Beim ephemeren Spuk dagegen fehlt jede erkennbare Bindung, auch an einen Ort. Er tritt zudem ganz plötzlich, anscheinend ohne Ursache auf, verschwindet ebenso wieder und ist von mehr oder weniger kurzer Dauer. Das Bezeichnende ist, dass er häufig zeitlich mit einem Todesfall zusammenhängt. Ob auch ursächlich, das ist die grosse Frage, vor die wir immer wieder gestellt werden, — die Frage also, ob und inwieweit beim Spuk Geister oder andere Wesenheiten im Spiel sind.

Die Berechtigung dieser Frage beweisen der Fall von Karl Peters, des „grössten deutschen Kolonialpioniers“, und jener des Münchner Dentisten; beide Fälle sind Repräsentanten der so vielfach berichteten Geistererscheinungen. In einprägsamster Weise begegnen wir ihnen in den Pfarrhäusern Christaller und Wang, auf der einsamen Alp Gilieila im Fall des Zürcher Pfarrers T. und, in höchst eigentümlicher Weise, bei Joller. Weitere, zum Teil merkwürdigste Beispiele, kommen im II. Band zur Behandlung.

In andern Fällen fehlen Geistererscheinungen dagegen vollständig, und zwar oft gerade dort, wo sie am ehesten zu erwarten wären, wie im Fall Steudner und den beiden alten Fällen Uffikon und Telfair Mackie, wo Aberglaube einen guten Nährboden gehabt hätte. Vorausgreifend sei darauf hingewiesen, dass J. Kerner niemals die vielen Geister gesehen hat, die die Seherin ständig besuchten, trotz der starken Suggestion von ihrer Seite. Diese Bemerkungen lassen ahnen, wie ausserordentlich die

Schwierigkeiten sind, die Frage der Geistererscheinungen zu lösen. Ob sie überhaupt zu lösen ist?

Bei Unterbreitung dieser 10 plus 17 Fälle, die in diesem I. Band: Materialsammlung, nur berichtet, nicht diskutiert werden, stellen wir uns provisorisch, die ermüdende hypothetische Form vermeidend, dem registrierenden Arzt gleich auf den Standpunkt der Erlebenden, die das Erlebte in zwingender Form als wirklich, also objektive Realität, erlebt haben. Gegenwärtig muss immer sein, dass auch Träumende, Betrunkene, Hypnotisierte und Wahnsinnige „Wirklichkeiten“, ihre Wirklichkeiten erleben, für sie selbst so wirklich wie jede andere. Nur die äussere Entsprechung fehlt hier. Wie weit auch dort, beim Spuk also, das ist eine der grossen Fragen, die uns im II. Band „Aussichten“ beschäftigen werden in Verbindung mit der Frage nach den Erklärungsmöglichkeiten.

Ursprünglich war es meine Absicht, erst weitere Fälle in zwei „Folgen“ zu unterbreiten, die tiefer in das merkwürdige Problem Spuk einzuführen geeignet sind. Prof. Bleuler war dagegen der Meinung, auf eigene Beiträge könne überhaupt verzichtet werden. Das vorhandene, im Laufe der Zeiten zusammengebrachte Material genüge vollauf zur Bearbeitung des Spuks. An sich hatte er jedenfalls recht mit dieser Annahme. Es liegt tatsächlich ein überwältigendes Material vor, aus dem sich gewisse Grundlinien herauslesen lassen. Diesem „Unmöglichen“ gegenüber war mir ein solcher Verzicht jedoch unmöglich. Die papiernen Berichte weckten kein Echo. Der lebendigen Wirklichkeit musste ich gegenüber stehen, sei es auch nur in Form von Rede und Gegenrede. Den Zeugen musste ich in die Augen blicken, der Stimme Klang vernehmen. Ich musste also persönlichen Kontakt gewinnen und damit Einblick in die Mentalität der Berichtenden, um in den nötigen Schwung zu kommen und die richtige Einstellung zu diesem schweren Unternehmen zu finden, das im Grunde meiner Natur so wenig lag. Ich war ja nolens volens auf diesen schlüpfrigen Boden geraten. Sodann vermutete ich, und das hat sich bestätigt, dass ich bei persönlichem Verhör oft mehr herausbringen könnte, unter Umständen auch manches belanglos Scheinende oder Uebersehene, das vielleicht aufschlussreich wäre; denn selbst geringfügige Kleinigkeiten, und oft gerade diese, können von Wert sein. Speziell im Fall Wang hat sich das gezeigt. Wir wissen ja noch gar nicht, wohin wir steuern! Ein weiteres kam hinzu, der Wunsch nämlich, zu ermitteln, welche Rolle

der Spuk noch in unseren Tagen spielt. Existiert er überhaupt noch, ausser bei den Primitiven, den sog. Wilden, und dem einfachen Volk? Oder hat er, wie es den Anschein hat, der Aufklärung weichen müssen, ist somit so gut wie verschwunden? Hat eine solche Untersuchung also noch aktuelles Interesse und praktischen Wert? Nur durch eigene Materialsammlung bestand Aussicht, dieser Frage näher zu treten.

Schliesslich habe ich mich doch entschlossen, angesichts der zunehmenden Verdüsterung der Weltlage und wachsenden Unsicherheit des Lebens selbst des Einzelnen, das so wenig Wert und Gewicht mehr hat, bereits jetzt, auf Grund des vorgelegten Materials, den Versuch zu wagen, wenigstens einen Teil des Spuks — mehr nicht — einer Erklärung zuzuführen, um der Weiterarbeit die Wege zu ebnen. Zu diesem Vorgehen, nur ein Tasten nach einem Lichtstrahl, berechtigen sowohl die hier unterbreiteten Fälle als Repräsentanten unzähliger ähnlicher, ähnlich oft bis in kleinste Einzelheiten, die drei Jahrhunderte umspannen, angefangen mit dem Fall des englischen Hofpredigers von 1669 und der schottischen Maurerfamilie von 1696, wie auch jene vier Fälle, die neuerdings in Bayern die Oeffentlichkeit so intensiv beschäftigen und Prof. Bender, den Begründer des Instituts für Grenzwissenschaften in Freiburg i. Br., zur Untersuchung bewogen haben. Unzweifelhaft gewähren sie überraschende Einblicke in eine andere Welt, treffend von Kerner und anderen als „Nachtgebiet“ bezeichnet. Von diesem „Nachtgebiet“ haben wir Tagmenschen allerdings kaum eine Ahnung, wollen auch nichts von ihm wissen, es sei denn, Beruf oder Zufall bringe uns in Berührung mit ihm. Der Geistliche, der Arzt und die Wahrer der öffentlichen Ordnung kommen noch am ehesten mit ihm in Berührung und dementsprechend durchaus nicht so selten die Gerichte — bis zum heutigen Tag —, es sei denn, wir seien selbst Opfer eines solchen Einbruchs! Kleinmütige und vom Heute Gesättigte, denen nach Horizont-erweiterung nicht gelüftet, seien allerdings gewarnt, denn eine, auch nur einigermassen befriedigende und beruhigende Erklärung zu finden, die das ganze Feld deckt, und nicht ständig zu Hilfshypothesen zwingt, scheint um so schwieriger, je weiter wir vordringen, je grösser der Ueberblick und je tiefer wir nachdenken. Das ist unbequem und im höchsten Grad beunruhigend!

MATERIALSAMMLUNG

des

I. BANDES

„Es ist die Aufgabe der Psychologie und der Naturwissenschaften, nach und nach auch in diese geheimnisvolle Region des geistigen Lebens Licht zu bringen, was nicht bei Ignorierung oder törichter Verspottung der Tatsachen, sondern nur bei deren Beobachtung und Erforschung möglich ist.“

M. Joller. (Aus Vorwort)

I. KAPITEL

*Fall des Fürsprechs und Nationalrats
Melchior Joller
in Stans, Vierwaldstättersee (kath.)*

Dieser Fall des Fürsprechs und Nationalrats Joller, Grundlage und Ausgangspunkt meiner Untersuchungen, ist, wie gesagt, einer der ausserordentlichsten Fälle der Weltliteratur, besonders noch nach meinen ergänzenden Untersuchungen. Zu berücksichtigen ist dabei, dass Joller ein allgemein hoch angesehener Mann war, und zwar mit vollem Recht auch über die Grenzen seiner engeren Heimat, — bis das Unbegreifliche, der Spuk, sein ganzes Dasein zerschlug und ihn in den Abgrund stiess, so dass auch seine Freunde und Gesinnungsgenossen ihm den Rücken kehrten: plötzlich galt nichts mehr! So verliess er als ein Verfehmter die Heimat, um, heimatlos, mit den Seinen in der Fremde eine Zuflucht zu suchen, wo ihn der Tod bald ereilte. Hoch anzurechnen ist ihm dabei, dass er den moralischen Mut aufbrachte, über das Erlebte öffentlich Zeugnis abzulegen, indem er in einer „Denkschrift“, und zwar mit vollem Namen, sein Tagebuch veröffentlichte, ungeachtet des „Unangenehmen und Kränkenden“, das ihm diese Schrift einbringen musste, und auch tatsächlich eingebracht hat, angesichts der „allgemeinen Anschauungsweise“, die sich bereits vorher in so grausamer Weise gegen ihn ausgewirkt hatte.

Die „Denkschrift“ erschien 1863, kaum ein Jahr nach seiner Flucht vor den immer gefährlichere Formen annehmenden Erscheinungen, in einem Zürcher Verlag, ein schmales Bändchen von 65 Seiten, von einem Universitätsprofessor eingeleitet, der jedoch den Mut zur Namensnennung nicht aufbrachte. Sie fand im In- und Ausland allgemeine Beachtung, und die meisten Werke über Okkultismus und Spiritismus bringen bis zum heutigen Tag mindestens Hinweise auf sie. Seinerzeit lag sie in Jollers engerer Heimat fast auf jedem Tisch. Jetzt ist sie so gut wie verschwunden. Nicht einmal die Nachkommen sind in ihrem Besitz. Sie haben nur eine Abschrift, wie ich feststellen konnte. Nach meinen Nachforschungen scheinen überhaupt nur noch 4 Exemplare

zu existieren, ausser in den grossen Bibliotheken, wie der Zürcher Zentralbibliothek und der Luzerner Stadtbibliothek, eines davon in den Händen des jetzigen Besitzers des Jollerschen Anwesens — falls nicht auch dieses kostbare Exemplar inzwischen verschwunden ist, wie es den Anschein hat! Das Verschwinden wichtiger Akten gehört nämlich zu den Merkwürdigkeiten dieser an Merkwürdigkeiten so überreichen Materie und wird uns z. B. auch im Fall Wang beschäftigen.

„Rein und wahr mit aller Gewissenhaftigkeit“ wollte Joller die Erscheinungen darstellen, so wie er sie, zusammen mit seinen zahlreichen Hausgenossen und vielen Zeugen, erlebt, beobachtet und untersucht hatte, und zwar mit allen Mitteln, die er auszudenken vermochte, um der Wahrheit auf den Grund zu gehen. Seine Schilderung verdient daher unter allen Umständen das grösste Interesse. Die Rettung dieser Schrift vor dem Untergang und ihre allgemeine Bekanntgabe ist daher dringend. So habe ich mich zu dem vorliegenden Nachdruck entschlossen. In diesem Entschluss wurde ich bestärkt durch die Tatsache, dass es gelungen ist, Jollers Ausführungen sogar in wesentlichen Punkten zu ergänzen. Dabei bin ich namentlich Prof. Bleuler, Landschreiber Odermatt in Stans und Dr. H. Servadio in Rom für ihr warmes Interesse und ihre vielfachen Bemühungen zu grösstem Danke verpflichtet. Durch zwei Besuche in Stans, persönliche Fühlungnahme mit verschiedenen Stansern, namentlich auch einer persönlichen Freundin der Familie Joller, Fräulein E. Waser, und mancherlei andere Hilfen konnte dieser Arbeit eine sichere Grundlage gegeben werden, wie sie sonst beim Spuk selten möglich ist. Besonders wertvoll war, dass ich durch Fräulein E. Waser mit der Familie Joller in Verbindung treten konnte. Schliesslich entdeckte ich noch zwei alte Photographien, die eine vom Spukhaus zur Zeit Jollers, die andere von der Familie (s. Bildbeilagen), damals noch glücklich vereint, ehe der Sturm ihr Dasein vernichtete und sie heimatlos machte. Wir sehen auf diesem Bild das Elternpaar, von sechs Kindern umringt. Das siebente, Alfred, geboren 1858, fehlt noch. Die Aufnahme dürfte daher aus dem Jahr 1857 stammen, nachdem Oskar, der zweitjüngste, 1853 geboren, hier fünf Jahre alt sein dürfte. Das würde übereinstimmen mit Jollers Angabe, dass er zur Zeit des Spuks neun Jahre alt war.

Zum besseren Verständnis lasse ich noch einige Daten folgen. Geboren war Joller, mit Namen Melchior, ein „aufrechter Schweizer“ im besten Sinn des Wortes, und weit bekannt auch als Journalist, am 1. Juli 1818 als Sohn eines vermöglichen Bauern und Kirchmeiers. Dieser liess

seinem Sohn eine gute Erziehung zuteil werden und schickte ihn auch auf deutsche Universitäten, wo er die Rechte studierte. Dort lernte er seine künftige Frau, Karoline Wenge, kennen. Nach vollendetem Studium kehrte Melchior 1844 in die Heimat zurück und liess sich hier als Rechtsanwalt nieder. Ein Jahr später starb sein Vater. Darauf übernahm er den angestammten Besitz und bewirtschaftete ihn selbst. Zugleich entfaltete er eine rege politische Tätigkeit und gründete bereits 1844 das liberale Nidwaldner Wochenblatt, das er mit Geschick leitete. Aus politischen Gründen wurde es 1848 verboten, später jedoch wieder zugelassen, um 1857 ganz einzugehen. Mitte 1850 wurde Joller vom Nidwaldner Volk zum Mitglied des Nationalrates gewählt. In dieser Eigenschaft musste er viel in Bern sein. Diese Laufbahn seines öffentlichen Lebens war allerdings, wie er schreibt, „im allgemeinen eine dornige“, obwohl sie „nicht leer von Rosen blieb“. Noch 1861 war er Präsident des schweizerischen Schützenfestes. Man muss wissen, was ein solches Fest in der Schweiz bedeutet, um das Ansehen, das Joller genoss, richtig beurteilen zu können. So war er in jeder Beziehung ein tätiger, energischer, ganz im Leben wurzelnder Mann und ausgezeichnete Bürger. Aus einfachen Verhältnissen stammend, lebte er mit den Seinen nach guter alter Schweizer Sitte. Die Ehe war mit sieben Kindern gesegnet, vier Söhnen: Robert, der älteste, 1843 geboren, Eduard 1851, und die beiden genannten, Oskar und Alfred, und drei Töchtern: Emaline (1845), Melanie (1848) und Henriette (1850). Alle Kinder, bis auf das jüngste, waren also zur Zeit des Spuks, der in auffälliger Weise im Herbst 1860 auftrat, in einem Alter, das ihnen mehr oder weniger gestattete, die Erscheinungen entsprechend aufzunehmen, zu registrieren und ihr Verhalten danach zu dirigieren. Von den Söhnen starben die drei ältesten verhältnismässig früh. Von den Töchtern wurde Melanie Klosterfrau und starb vor zirka zehn Jahren. Die beiden anderen waren an Italiener verheiratet und leben noch, hochbetagt, mit ihren Nachkommen in Italien. Ebenso der jüngste, Alfred.

Eifriger Patriot, hat Joller „20 Jahre mit grösster Aufopferung und unter schwierigsten Verhältnissen zur Verwirklichung zeitgemässer freisinniger Zustände mitgeholfen“, wie er im Vorwort seiner „Darstellung“ schrieb, und bekleidete als Nationalrat eine der höchsten Würden, die die freie Schweiz zu vergeben hat. Daneben bewirtschaftete er in blühendem Wohlstand den angestammten Besitz in Stans am Vierwaldstättersee, einem der schönsten Plätzchen der schönen Schweiz — bis der Spuk ihn

und die Seinen überfiel, „mit rasendem Ungestüm alles vernichtend“. Erschüttert bis in letzte Tiefen, verhöhnt und verspottet von allen Seiten, mit dem bittersten persönlichen Hass und den schmutzigsten Verdächtigungen seiner Person beworfen, sogar, wie er schreibt, in seiner Ehre angegriffen, kehrte er am 23. Oktober 1862 endgültig Heim und Heimat den Rücken und floh, verarmt und verbittert, mit den Seinen nach Zürich, wo er in Aussersihl eine Wohnung bezog. Am 27. Oktober des gleichen Jahres beschloss der Regierungsrat, ihm und seiner Familie einen Heimatschein auszustellen. — „In unseren Büchern werden sie nicht mehr geführt“, wie mir der Landschreiber Odermatt in Stans mitteilte. Der Heimat sind sie also verloren —. Den schönen Besitz verpachtete Joller vorerst. Da ihn niemand erwerben wollte, verkaufte er ihn zu einem sehr billigen Preis an den reichen Bauern Lussi. Dieser bezog ihn jedoch nicht, sondern verpachtete ihn seinerseits an arme Leute.

Plötzlich übersiedelte Joller nach Rom. Grund unbekannt. Dort starb er bereits November 1865, kaum 47 Jahr alt.

Dem Neudruck der „Denkschrift“ liegt die Abschrift eines Exemplars der Zürcher Zentralbibliothek zugrunde, die ich Prof. Bleuler verdanke. Ich lasse sie unverändert folgen, abgesehen von der Einteilung in Abschnitte, der besseren Leserlichkeit wegen, Ergänzung der Namen, so weit möglich, und Vervollständigung der Interpunktion. Im Interesse der Erhaltung glaubte ich von Kürzungen absehen zu müssen.

Darstellung

selbsterlebter mystischer Erscheinungen

von M. Joller, Advokat

gewesenes Mitglied des schweizerischen Nationalrates,

von Stans (Kanton Unterwalden)

Verlag Fr. Hanke, Zürich, 1863



Nationalrat, Fürspreh Melchior Joller mit Familie (1857)

VORWORT

Phänomene, denjenigen ähnlich, welche in vorliegender kleiner Schrift geschildert werden, sind seit sehr früher Zeit beobachtet worden, ohne dass es bis jetzt möglich gewesen wäre, eine sog. „natürliche“ Erklärung von denselben zu geben. Es fehlt nicht an Beispielen, die, den sog. „Spukwirkungen“ nachgeäfft, durch betrügerische Menschen mit Bewusstsein und Ueberlegung in verderblich selbstischer Absicht verübt und später entdeckt wurden und dann freilich ihre „natürliche“ Erklärung finden konnten. Davon ist hier nicht die Rede, sondern von jenen zahlreichen Fällen aus allen Jahrhunderten der christlichen Aera und auch schon der klassischen Zeit, wo die genaueste Untersuchung, die umsichtigste, lange fortgesetzte Beobachtung weder natürliche Ursachen und Kräfte auszumitteln vermochte, noch durch solche die besondere eigentümliche Beschaffenheit dieser Erscheinungen hätte zustandekommen können, wo für die Schall- und Lichtphänomene, für die Bewegung und Versetzung von Gegenständen, das Oeffnen und Schliessen der Türen, die erschütternden Schläge, die unheimlichen Berührungen und visionären Bilder durchaus keine natürlichen Ursachen nachzuweisen waren. Zu diesen Fällen gehört der vorliegende, und man muss es dem Verfasser Dank wissen, dass er unbeirrt um das Geschrei der Unwissenden und in falscher Aufklärungssucht Befangenen eine so treue, objektive Darstellung desselben gegeben hat.

Es handelt sich überhaupt gar nicht um Unglaube oder Aberglaube, Aufklärung und Verfinsterung usw., sondern die Frage ist: existieren in der Welt Erscheinungen, welche nicht aus den bis jetzt bekannten Naturgesetzen zu erklären sind, sondern eine andere Art von Wirksamkeit als die gewöhnlichen mechanisch-physikalischen Vorgänge voraussetzen, oder existieren dergleichen nicht? Im Hinblick auf die Erfahrungstatsachen in den verschiedensten Zeiten und bei fast allen Völkern darf man keinen Augenblick anstehen, jene Frage bejahend zu beantworten, und kann noch beifügen, dass die Spukphänomene teilweise selbst gegen die physikalischen Gesetze, z. B. das der Schwere, erfolgen. Es gibt Fälle, wo solche Wirkungen offenbar durch Lebende hervorgebracht werden, nicht mit den Kräften ihres tagwachen, bewussten Lebens, sondern mit den ihnen selbst verborgenen ihres magischen Innersten, und zwar, um zu necken, zu stören, zu schrecken und

schädigen, während in anderen Fällen diese Erklärung nicht auszureichen scheint. Es ist die Aufgabe der Psychologie und der Naturwissenschaften, nach und nach auch in diese geheimnisvolle Region des geistigen Lebens Licht zu bringen, was nicht bei Ignorierung oder törichter Verspottung der Tatsachen, sondern nur bei deren Beobachtung und Erforschung möglich ist.

Wir verdanken dieses Vorwort, wie der Schluss zeigt, einem Gelehrten und teilnehmenden Freunde und Professor an einer der schweizerischen Hochschulen.

Wenn ich hier die mystischen Erscheinungen, welche sich vor einiger Zeit in meinem Hause gezeigt haben, zusammenfasse, so geschieht es hauptsächlich auf mehrseitige Anregung von Männern, deren tiefe Gelehrsamkeit insbesondere auf dem Gebiet der Naturwissenschaft und Psychologie als Autorität gilt. Mein Streben ist daher, diese Erscheinungen mit aller Gewissenhaftigkeit rein und wahr so darzustellen, wie ich selbst, meine Hausgenossen und eine Menge von Zeugen sie wahrgenommen haben. Es ist das umso leichter, als dieselben meistens am hellen Tage, selten zur Nachtzeit aufgetreten sind, und ich sie in meinem Tagebuch Tag für Tag genau verzeichnet habe.

Was mich bei dieser Aufgabe bemüht, ist daher nicht die Aufgabe an und für sich, sondern vielmehr die ungünstige Aufnahme, die ihrer, weil im Gegensatz zur allgemeinen Anschauungsweise stehend, wartet, wie diese sich von der gegenwärtigen Volksschule bis teilweise in die Sphären des höheren Unterrichtes Geltung verschafft hat. Das Bemühen, alle Erscheinungen der Natur auf deren bekannte Gesetze zurückzuführen, und der damit nicht selten verbundene Wahn, auch die letzte Perle aus dem Ozean der Wissenschaft aufgefischt zu haben, begegnet allem, was sich unter diesem Gesichtskreis nicht fassen lässt, mit kopfschüttelndem Unglauben, und die Erfahrung zeigt, dass man dem sinn- und grundlosesten Gerüchte, ohne das Bedürfnis einer Untersuchung zu fühlen, ein viel willigeres Ohr leiht, als dass man etwas annehmen will, was man nicht zugleich zu fassen und sich zu erklären vermag. Daher die Konsequenz, dass selbst die schonende Hand wenigstens abschält, was ihrer Auslegung nicht passen will, und als Schale wegwirft, sofern man sich die Sache nicht noch leichter macht und die ganze Geschichte hohnlächelnd in die Spielkammer der Ammenmärchen wirft. Und doch darf ich auch diesem Gebaren kaum zürnen. Wäre der Spuk mir nicht selbst begegnet, und hätte nicht derselbe mit seinem rasenden Ungestüm mit wenigen Unterbrechungen wochenlang am hellen Tage mich bei allen wachen Sinnen von seiner Existenz gewalttätig überzeugt, ich würde der blossen Erzählung anderer kaum anders, kaum viel besser begegnet sein.

Abgesagter Feind solcher Mystik, stand ich seit 20 Jahren, wie ich das als bekannt voraussetzen darf, im Gegensatz zu dem Glauben an der-

artige Erscheinungen und hielt strenge darauf, schon solche Erzählungen von meinem Hause fernzuhalten.

Wie eine bittere Ironie der Schicksalsfügung traf mich daher dieser Schlag unvermutet, und so schwer und hart, wie es unter meinen Verhältnissen kaum ein anderes Unglück vermocht hätte. Doch die ewig frische Quelle der Forschung, aus der ich in so mancher unmutvollen Stunde neue Stärkung schöpfte, stand auch hier mir labend zur Seite. Dieser und nur dieser zuliebe — was mir auch dieses Schriftchen Unangenehmes und Kränkendes bringen mag — habe ich den aufmunternden Vorstellungen Gehör geschenkt, der Wahrheit dieses Problems, entgegen den in der Publizität bisher arg entstellten Tatsachen, unverfälschtes öffentliches Zeugnis zu geben.

Wer sich für eine Begebenheit interessiert, dem kann Ort und Stelle auch nicht gleichgültig sein, wo sich dieselbe zugetragen hat. Ich halte es daher für nötig, eine möglichst genaue Beschreibung der Lokalität, sowie einige Notizen über die Schicksale der sie bewohnenden Familie zu geben.

Beschreibung der Lokalität

Das Haus, in welchem diese Phänomene auftraten, liegt in einer der freundlichsten und sonnigsten Lagen des Stanser Tales, da wo sich dessen Fläche in den südwestlichen Vorsprung des Bürgenstocks biegt, und ist seit dem Ueberfall der Franzosen 1798 an frischer Stelle erbaut. Das *ältere Wohnhaus* meiner Vorgänger, welches vor ungefähr 100 Jahren mein Urgrossvater mit der angrenzenden Wiese „*Speichermatt*“ angekauft hatte, war mit dem Stammhaus der *Zelger*, jenes in der Geschichte von Nidwalden berühmten, in dieser Branche nun erloschenen Geschlechtes, durch eine schwebende Laube verbunden und enthielt ehedem im ersten Stock die Zimmer für das Gesinde, im oberen den Speisesaal für die Herrschaft. Nachdem es am 9. September 1798 niedergebrannt worden, wählte meine *Grossmutter*, damals Witwe *Veronika Gut*, den Bauplatz etwa 20 Schritte von der Brandstelle weiter auf der Wiese zurück und liess dort, nach dem Modelle der neuen Landhäuser, sehr einfach und flüchtig, um möglichst bald wieder unter ein eigenes Dach zu kommen, das *gegenwärtige* Haus erbauen.

Das damals neue Bauernhaus von Nidwalden ist ein hoher, frohmütiger Bau und darf sich als solcher neben die freundlichsten Landhäuser der Schweiz stellen. Das aufgemauerte Erdgeschoss bildet in der Regel die Senn- oder Waschkütte, in der Landessprache einfach die „*Hütte*“ genannt, mit der ein oder mehrere Keller in Verbindung stehen. Auf dieser Mauer des ersten Stockes ruhen die Holzwände des oberen Baues mit wenigstens zwei vollständigen Stockwerken, von denen das untere die Wohnstube, die Kammer (anstossendes Schlafgemach), Küche, Gang und Treppe, das obere, auf beiden Seiten des Hauses ausgeladen, drei bis fünf Lauben (Schlafzimmer) nebst Gang und Treppe enthält. Ueber diesem zweiten Wohnboden befindet sich bereits im Dachraume zwischen zwei Dachkammern der „*Saal*“ und über demselben die „*Diele*“ (Wäschröckne). Nach diesem Plane ward auch das bezeichnete Wohnhaus, dessen Front nach Südwesten schaut, ausgeführt.

Der *Grund*, auf dem es ruht, ist aufgeschwemmter, fester Kiesboden. Gräbt man vier bis fünf Fuss tief, so stösst man auf Wasser, und mit acht Fuss Tiefe besitzt man einen, bei der hartnäckigsten Trockenheit unversiegbaren Brunnen, aus dessen Sand- und Kiesschichten ein reines, frisches Trinkwasser herausgeschöpft wird.

Das *Erdgeschoss* zerfällt hier in drei Gemächer, als: *Hütte*, in welche man von aussen auf der Nordwestseite des Hauses eintritt, und in der westlichen Ecke ungefähr den dritten Teil des ganzen Umfanges ausfüllt. Ausser einem schmalen Querfenster über der Tür empfängt dieselbe das Licht von einem einzigen Mauerfenster und ist somit bei geschlossener Türe ein nur sparsam beleuchteter Raum. Aus derselben führt zur Rechten nach der südlichen Seite hin eine, und zwar die einzige Tür in den *Keller*, welcher sich unter der Wohnstube befindet und sein Licht durch zwei mittelgrosse Kellerfenster erhält. Zur Linken steigt man aus der *Hütte* wenige Stufen tief in den *Milchkeller*, der sich auf der hinteren oder östlichen Seite des Hauses dessen ganzer Breite nach hinzieht und nebst einem engen Mauerschlitze zwei Fenster hat, die wie alle übrigen mit Eisenstäben vergittert sind. Zwischen dieser Türe und der nördlichen Mauerwand führt eine *geschlossene Stiege* in die Küche des ersten Wohnbodens hinauf. Jene ist, ausser dem Kamine, welcher den Rauch aus der *Hütte* in den weiten Kaminschoss der Küche führt, im Innern die einzige Verbindung des Erdgeschosses mit dem ersten Wohnboden.

Der gewöhnliche *Eingang* zum Wohnhause aber führt auf der oberen oder südöstlichen Seite durch eine Weinlaube, deren Rebe die Sonnenseite des Hauses überspannen hat, über eine Treppe von aussen auf eine kleine *Vorlaube*, von der man durch die *Haustüre* in den Gang tritt, der direkt in die *Küche* hinführt. Ungefähr in der Mitte des Ganges befindet sich zur Linken die Türe zu der ziemlich geräumigen *Wohnstube*. Von den fünf Fenstern derselben schauen zwei durch die Spaliere in den Garten, sodass man von den oberen Stufen der Treppe durch das eine leicht von aussen in die Stube sehen kann. Drei sind in der Front des Hauses. Zur Linken steht das Eckbüffet und zur Rechten deckt die offenstehende Stubentür etwa zur Hälfte den grossen Ofen, der von der Küche her geheizt wird. Seine untere Längenseite bildet einen Teil der Mittelwand, durch die man in das anstossende *Schlafgemach* (Kammer) eintritt und enthält ein, mit Ausnahme des zirka zwei Zoll weiten Dampfzuges nach dem Küchenkamin, nur von dieser Seite sich öffnendes, im Innern ziemlich weites „Ofenrohr“. Zwei Fenster von der Front und eines von der unteren oder nordwestlichen Seite erhellen dieses Zimmer, das mit der Stube ungefähr die vordere Hälfte des zweiten Bodens ausmacht und durch eine, am unteren Ende der Scheidewand zwischen der Kammer und Küche angebrachte Tür mit letzterer in Verbindung steht. Tritt man hier auf den Dielenrand über der Hüttenstiege in die *Küche*, so umfasst zur Rechten ein weiter Kaminschoss den Feuerherd, die Einmündung des Hüttenkamins und den Heizplatz des Ofens bis zur Tür in den Hausgang. In der nördlichen Ecke, wo man von der benannten Treppe auf den Küchenboden tritt, ist die Wasserpumpe des im Milchkeller gegrabenen Sodes angebracht, die aber seit den letzten Jahren unbenutzt geblieben. Das nötige Licht erhält die Küche durch ein Fenster von der Nordwestseite.

Links neben der Tür, durch die man wieder in den Hausgang kommt, befindet sich eine zweite, welche in ein schmales „*Küchenstübchen*“ sich öffnet, das durch ein eisenvergittertes Fenster nur ein, durch den Anbau vermitteltes spärliches Licht empfängt. Kehrt man aus der Küche durch den Hausgang wieder zurück an die Haustüre, lenkt ein *schmales Gänglein* zwischen der Haus- und der Rückwand des Küchenstübchens zum *Abtritt*, der früher an der Aussenseite des Hinterhauses angebaut war, später aber in den Anbau eingeschlossen wurde. Dieses Gänglein, ein Haupttummelplatz der Erscheinungen, beim Ein- und Ausgang mit Türen verschlossen, ist ohne Licht. Links von dem

Eintritte in dasselbe führt im Hausgang an der Längswand des benannten Stübchens, gegenüber der Stubentüre, die *Stiege* in den *zweiten Wohnboden*.

Derselbe war ursprünglich in vier, jetzt in fünf Zimmer eingeteilt, von denen zwei geräumige gegen die Vorder-, die übrigen drei gegen die Rückseite des Hauses liegen. Von der Stiege auf den in gleicher Richtung über dem unteren Gang situirten oberen Hausgang tretend, führt eine Tür rechts in ein *Schlafkabinettchen*, durch welches man auf die Terrasse gelangt, die wir später betrachten. Von der Stiege aber gerade vorwärts tritt man an die Türe meines über der Küche liegenden *Studierzimmers*, das mit erwähntem Kabinettchen in Verbindung steht. Links über der Kammer liegt das *untere* und über der Stube das *obere Schlafgemach*, welche beide ohne innere Verbindung nur vom Gange aus betreten werden können. Wendet man sich auf diesem Gange zurück, so gelangt man links, über dem erwähnten finsternen Gänglein, in das zweite *Schlafkabinettchen* oder fünftes Zimmer des Bodens, *Gartenzimmer* genannt, dessen Fenster, wie dasjenige des Ganges, nach dem Garten schaut. Diese beiden Kabinettchen bildeten früher nur ein langes, schmales Zimmer, das gleich nach Erbauung des Hauses zu den damaligen Revolutionszeiten meiner Grossmutter als Depot des geheimen Waffenhandels diente.

In gleicher Richtung mit der unteren Stiege führt über derselben eine zweite auf den dritten *Wohnboden*, zu dem in der Front zwischen beiden Dachkammern jetzt zu einem freundlichen Wohnzimmer eingebauten *Saal*, in welchen man von der Stiege gleich links durch eine Flügeltür eintritt. Neben derselben steht ein Kochherd mit einem eigenen, an den von der unteren Küche aufsteigenden Kamin angelehnten Rauchfang. Diesem gegenüber öffnet sich die Tür zu einem *Schlafzimmer*, das nach der Rückseite des Hauses schaut. Der Eckteil der oberen Dachkammer zur Rechten der Stiege dient als abzuschliessendes *Küchenstüblein* oder Holzbehälter. Von der Stiege durch die Küche vorwärts führt eine Türe nach der *unteren Dachkammer*, von der man auf die „*Diele*“ oder den Trockenboden hinaufsteigt, der durch zwei Fenster im Giebel der Vorder- und Rückseite des Hauses erhellt und gelüftet wird. Die Kamine der unteren und oberen Küche, die sich erst da, wo sie aus dem Dache steigen, zu einem engen Schornstein vereinigen, sind mit einer Steinplatte über vier kurzen Eckstücken gedeckt; Seitenöffnungen im Innern des Hauses haben sie keine. Sämtliche Wohn-

böden haben einfache Dielen, auf die später in einigen Zimmern unmittelbar Fussböden gelegt worden waren, und andere Zwischenräume, als wo etwa die Bleiwaage des Tischlers mit derjenigen des Zimmermanns nicht übereinstimmte, enthalten sämtliche Böden keine.

Im Jahre 1830 wurde das Haus durch einen *Anbau* auf dessen Rückenseite mit eigenem Eingange vergrössert. Derselbe enthält einen gewölbten Keller mit vier eisenvergitterten Fenstern, in den man aber nur aus dem Michkeller gelangen kann. Der einzige Wohnboden, der drei Zimmer und eine Küche nebst den beiden Abtritten, von denen aber der zum Hause für dasselbe abgeschlossen ist, umfasst, enthält gar keine innere Verbindung mit dem Vorderbau und ist mit einem Plattendache von Asphalt gedeckt, das als geräumige *Terrasse* durch das mit meinem Schreibzimmer verbundene Kabinettchen betreten werden kann und über den Wipfeln der nahen Obstbäume ein herrliches Panorama zwischen den Höhepunkten vom Rigi, Pilatus und Wallenstöcken darbietet und eine mannigfaltige Scenerie von Tal und Hügel, Berg und See mit dem malerischen Hintergrunde des freundlichen Schwyz entfaltet.

Wie aus den Akten erhellt, stand auf dieser Speichermatt noch vor ungefähr 300 Jahren ein Wohnhaus, dessen Platz man aber nicht mehr kennt.

Schicksale meiner Familienvorgänger

Deren Geschieke waren meines Wissens früher von keinen auffallenden Ereignissen begleitet, bis die französische Revolution in das stille Ländchen und in mein grossväterliches Haus nicht am wenigsten Bewegung brachte.

Schon während den letzten Lebensjahren meines kränklichen *Grossvaters*, der bei seinem, wenige Jahre vor dem Ueberfall erfolgten Tode zwei Söhne und vier Töchter hinterliess, griff seine *Ehehälft* (*Veronika Gut*, siehe oben), eine Person, deren männlicher Charakter aus jedem Zug ihrer ernsten Miene schaute, nicht bloss mit kräftigem Arme in die Haus- und Landwirtschaft, sondern trat auch mit seltenem Eifer und grosser Aufopferung als eine Frau von altem Schrot und Korn den Neuerungen der Revolution entgegen. Sie ratschlagte nicht nur im eigenen Kreise der Landsleute, sondern sie hatte auch ihre Vertrauten in Uri und Schwyz, mit denen sie mittels Eilboten in lebhaftem Verkehr

stand, und ihr Haus war es, wo die Vaterländischen nicht selten mit beissendem Spott gegen die Franzosen gesalzene Lieder vom „Emmeter Dorle“, der damaligen Volkssängerin und ihrer intimen Freundin, in passender Weise ihren Kindern vorsangen und die von da in den Mund des Volkes übergingen. Da ihr Freier mehr ihret- als seinetwegen im Kriegsrate sass, hatte sie auch da einen Vertreter ihrer Meinung zum äussersten Widerstande, welchen Kriegsentschluss sie noch sechs Tage vor dem Ueberfall mit dem letzten Darlehen von 600 Gulden unterstützte, wofür der ganze Kriegsrat ihr „das ganze Land als Bürge und Zahler“ in feierlicher Obligation angewiesen hatte, deren Erfüllung unterblieb. Der schreckliche Tag, der am 9. September 1798 über Nidwalden losbrach, hatte auch sie schwer getroffen.

Das Erste, was sie vom Beginn des Kampfes erfahren, war die Todesnachricht von ihrem älteren Sohn, der mit 18 Jahren, von der Begeisterung seiner Mutter hingerissen, als Freiwilliger zur Verteidigung des Ufers nach Kehrsiten geeilt war, und als erster im blutigen Kampfe fiel. Sie selbst, im Glauben fest, der Sieg müsse dem Lande werden, mochte, vor der Flucht bis zum letzten Augenblick sich sträubend, kaum ihr nacktes Leben und das ihrer übrigen Kinder vor dem mit Mord und Brand anstürmenden Feinde zu retten. Hinter ihr loderten Haus und Scheune mit all ihrer Habe in wilder Flamme auf. Und als die ersten Greuel der Kriegsfurie sich gelegt, wartete ihrer das Gefängnis und folgten schwere Kosten und Kriegssteuern, während sie sich mit dem Wiederaufbau von Haus und Scheune beschäftigen sollte. Nicht genug: sie sollte auch des Kelches bitterste Neige trinken und das Schwerste, was ein Mutterherz treffen kann, erleben.

Es waren seit jenem Schreckenstage drei Jahre und ein Tag verflossen. Da klopfte es an die Wand des halb ausgebauten Hauses und rief ihr durch die stockfinstere Nacht eine unbekannte Stimme: soeben habe eine sengende Kriegshorde das Land betreten; sie solle sich so schnell wie möglich mit ihren Kindern auf die Flucht machen. Woher diese frevelhafte Lüge kam, konnte man mit Sicherheit nie erfahren. Sie raffte das Nächste zusammen und floh mit ihrer erschrockenen Familie durch das Dunkel der Nacht gegen Engelberg. Mein *Vater*, damals ein fünfzehnjähriger Knabe, lenkte mit dem Begleiter, den sie gefunden hatten, nach Dallenwyl ab, sie aber, ohne sich aufhalten lassen zu wollen, setzte ihre Flucht fort bis über Wolfenschiessen, wo sie auf einem schmalen Steg über die Aa setzen wollte, um auf dem jenseitigen Ufer

das Haus eines politischen Freundes zu erreichen. Sie ging voran, ihr nach die vier Töchter. Als sie gegen die Mitte des Steges kamen, geriet er in zunehmendes Wanken und, . . . kaum dass sie ans jenseitige Ufer gesprungen war, brach er hinter ihr krachend zusammen. Ein nasses Grab umschlang die umsonst nach Hilfe rufenden vier Mädchen, von denen das älteste 19 Jahre zählte. Doch über all diesem Unglück und dem rasenden Mutterschmerz vergass sie das Vaterland nicht, und wir finden sie schon im folgenden Jahr wieder mit aller Tatkraft an der Befreiung desselben vom französischen Joche arbeitend, wo sie im Geheimen einen nicht unwichtigen Waffenhandel führte, ein dazumal sehr gefährliches Geschäft, und zwar mit so wenig Eigennutz, dass sie am 21. Oktober 1802 „dem Bauherrn Vonbüren zu Händen des gesamten Landes für Einkauf benötigter Gewehre usw.“ wiederum ein Darlehen von 318 Gulden 36 Schillinge machte, von denen, laut Obligation, „Hr. K. Egger 96 Gulden für Eilboten nach Bern, Thun, Glarus, Uri und Schwyz in Empfang nahm“.

Im folgenden Jahre, als die Rückkehr der alten Zustände wieder errungen war, schritt sie nach wohlgesetztem Vertrage mit dem Kriegsrat M. O. zur zweiten Ehe. Sie übertrug bald hierauf ihrem einzig noch erhaltenen *Sohn*, der seit dem Ueberfall meistens allein die Landwirtschaft zu besorgen hatte, das Heimwesen mit den neu erstellten Gebäuden und zog sich in den nahen Flecken Stans zurück, wo sie sich anno 1815 unter ernsten Verfassungsentwürfen eines Separat-Bundes für die drei Urkantone nocheinmal mit aller Kraft gegen den Eintritt in den „Züribund“ (Bundesvertrag von 1815) wehrte.

Die schwere Zeit, die über Nidwalden ergangen war, machte auf den gesunden Verstand meines Vaters, der sich frühzeitig verehelichte und in glücklicher Ehe zwölf Kinder zeugte, von denen sieben meist früh starben, nicht ganz denselben Eindruck wie auf seine Mutter, und man zählte ihn, als die Dreissiger Jahre wieder politische Parteien hervorriefen, zu den wenigen Liberalen dieses Ländchens. In diesem Geiste war auch die Familie erzogen. Die Erlebnisse aus den Revolutionsjahren boten häufigen Stoff zu den Unterhaltungen im Abendkreise der Familie, oder wenn die Nachbarn „z hand“ (zu Besuch) kamen, wo wir Kinder immer aufmerksame Zuhörer waren. Bei recht guter Laune, die bei meinem fröhlichen Vater nicht selten war, sang er mit wohlklingender Stimme ein vaterländisches Lied, das er weiland vom Emmenter Dorle zur Freude seiner Mutter gelernt hatte. Von Gespensterge-

schichten hörte man wenig. Das einzige, was mir noch hell in Erinnerung schwebt, ist die Erzählung einer alten Dame im nachbarlichen Zelgerhause, die uns versicherte, dass lange Jahre jeweilen bei Festessen im Speisesaal des Hauses, welches, wie oben erwähnt, die Familie dann später an meinen Urgrossvater verkaufte, ein dienstbarer Geist in unförmlicher Gestalt den Tisch gedeckt habe. Sie schilderte uns denselben, den sie gar oft gesehen, und seine Verrichtungen so präzis und mit einer solchen Gewissheit, dass wir uns nie getrauen mochten, wenigstens laut, einige Zweifel in ihre Behauptung zu setzen. Wie alle Mitglieder dieser Familie, die ihre Erzählung bestätigten, war es eine Person von hellem Verstande. Bei Anlass einer Primizfeier habe dieser Geist seine Verrichtungen zum letztenmal vorgenommen. Trotz ihrer Bestimmtheit konnte ich einen leisen Zweifel als Kind schon nicht unterdrücken.

Im Jahre 1829, da ich bereits das Gymnasium betreten hatte, schloss meine Grossmutter ihr vielbewegtes Leben als eine allgemein geachtete, gerechte, mildtätige und fromme Frau. Da ihre zweite Ehe kinderlos geblieben, waren wir Kinder von ihr mit echt grossmütterlicher Liebe behandelt, obwohl sie den Ernst auf ihrem vollen, markanten Gesicht auch im wohlwollendsten Augenblick nicht verleugnen konnte. Sie trug sich unveränderlich bis zu ihrem Tode in echter alter Nationaltracht.¹ Nicht minder gewogen war uns ihr, an die Stelle unseres Grossvaters getretener Gemahl, der ihr bald ins Jenseits folgte. Im Jahre 1845 starb mein unvergesslicher Vater, ein Mann von hellem Geist und tiefem Gemüt. Wer ihn kennenlernte, musste ihn schätzen und lieben, woher es kam, dass er trotz seiner verpönten politischen Gesinnung mit den wichtigsten Verwaltungen der Gemeinde Stans betraut wurde.

¹ Franz Odermatt, ein Nachkomme von jenem, der einst dabei gewesen ist, schrieb neuerdings aus der Fülle seiner Kenntnisse der betreffenden Menschen und Zeiten einen Roman: „Veronica Gut“ (Benziger & Co., Einsiedeln, 1941). In diesem schildert er Fr. Ratsherr V. Joller, geb. Gut, Bäuerin aus altem Geschlecht, die Winkelried zu ihren Ahnen zählte, als eine wahrhaft ausserordentliche Erscheinung. Wohl wankte sie im Ansturm vielfachen Unglücks und Sterbens, doch nie fiel sie — genau so, wie ihr Enkel sie schildert.

Eigene Schicksale

Als einzigem Sohn fiel mir sein Heimwesen zu. Neben Führung der Landwirtschaft lebte ich jetzt fortan der, seit meiner Rückkehr von der Universität 1841 angetretenen Rechtspraxis, und trotz der je nach den Zeitverhältnissen mehr oder minder schroffen Oppositionsstellung zum Sonderbunde und seinen Trägern, gewann mir ein offenes Auftreten in Wort und Schrift stets ein anerkennendes Zutrauen des Volkes, das mehr als einmal bei Landsgemeinden mein Wort, selbst gegenüber dem Einmut der gnädigen Herren und Oberen, mit Kraft unterstützte und im Oktober 1857 mir das Mandat als Mitglied in den schweizerischen Nationalrat übertrug, was das geringe Wohlwollen meiner hochgestellten Gegner nicht eben mehrte. Gewohnt aber, festzuhalten an meiner Ueberzeugung, liess ich mich nie, weder durch Missfallen noch Hohn abhalten, selbe wie bei öffentlichen Anlässen, so in dem von mir anno 1844 gegründeten, nach baldiger gewaltsamer Unterdrückung anno 1848 wieder erstandenen und jahrelang redigierten freisinnigen Nidwaldner Wochenblatte auch unverhohlen auszusprechen. Und geschah es mitunter etwas scharf, persönlich war ich deshalb keinem feind!

War im Allgemeinen diese Bahn meines öffentlichen Lebens eine dornige, so blieb sie doch nicht leer an Rosen. Auf dem Gebiet des Rechtslebens sah ich, unter tätiger Mitwirkung, eine meiner früh schon gefassten Lieblingsideen für ein humaneres Strafverfahren, namentlich für Verwerfung der Todesstrafe, in einem so schweren Falle sich verwirklichen, dass die Vollstreckung desselben für die Zukunft im Kanton Nidwalden zur moralischen Unmöglichkeit geworden; und auf dem Gebiet des politisch-sozialen Lebens sah ich mit unvergleichlicher Freude in dem schwer errungenen, mächtigen sozialen Verbrüderungsfeste der Schützen wieder eine Scheidewand der Vorurteile fallen zwischen den Urkantonen und der übrigen Schweiz.

In meinem Hause blühten mir sieben gesunde Kinder, vier Knaben und drei Mädchen auf. Dass ich gerne im Familienkreise verweilte, erwähne ich zum Beweise meines häuslichen Glücks. Der Aberglaube war in unserem Hause wie von jeher ein verpöntes Ding, und ich darf behaupten, dass kaum eine Familie mit weniger Gespensterfurcht aufgezogen worden als die meine. Deshalb nannte ich es eine Ironie des Schicksals, dass gerade da so unerklärliche Erscheinungen auftraten, wo sie auf den hartnäckigsten Unglauben stossen mussten.

Die unerklärlichen Erscheinungen

Herbst 1860

Die erste Wahrnehmung, an die wir uns erst seither gegenseitig erinnert haben, weil wir sie damals unbeachtet liessen, wollte um den Anfang des Herbstes 1860 unsere damalige *Dienstmagd* gemacht haben. Diese erzählte uns eines Morgens, dass sie die letzte Nacht (sie schlief im Zimmer über der Kammer) ein deutliches Klopfen an ihrer Bettstätte gehört und gefühlt habe. Sie hielt unzweifelhaft dafür, es habe sich ihr jemand „gekündet“ und es werde nun wahrscheinlich im Hause selbst bald eines sterben. Diesen Aberglauben ihr verweisend, befahl ich ihr streng, fürderhin dergleichen bei sich zu behalten und schrieb das Klopfen einer Sinnestäuschung zu, was sie sich aber durchaus nicht wollte einreden lassen; sie habe sich gar zu bestimmt davon überzeugt. Und so war die Sache bald wieder vergessen, zumal alles gesund blieb.

Einige Wochen später, als ich von einem Geschäfte, das ich auswärts zu besorgen hatte, nach Hause kam, erzählte mir meine *Frau*, dass ihr und der zweitältesten Tochter *Melanie* letzte Nacht etwas Sonderbares begegnet sei. Nachdem sie sich in der Kammer zu Bette gelegt, hätte sie beide nach einiger Zeit ein rasches Klopfen auf dem neben dem Bette stehenden Tisch aufgeweckt und beide hätten sich ängstlich gefragt, was da in tiefer Nacht wohl klopfe. Während sie ihre Vermutungen darüber austauschten, begann es wieder zu klopfen, etwa 10 bis 15 rasche Schläge, die anfänglich stark, gegen das Ende immer schwächer wurden. Ihre Verwunderung habe sich bis zur Angst gesteigert, wobei sie nochmals zu klopfen aufforderten, wenn es etwas zu bedeuten habe, worauf sich dasselbe in gleicher Weise wiederholte. Sie hätten sich jetzt beide sehr gefürchtet und mit schwerer Angst dem Morgen entgegengeharrt. Sie ihrerseits sei nun doch geneigt, ein „Künden“ anzunehmen, worin sie eine nach wenigen Tagen eingetroffene Botschaft vom Tod einer Freundin bestärkte. Ich glaubte die Ursache sicherer in der komplizierten Konstruktion des Tisches, etwa im Losspringen einer Leiste zu finden, indem ich nicht begreifen wollte, wie ein körperloses Wesen klopfen könne.

1861

Eine auffallendere Tatsache begegnete um den Anfang Juni 1861 meinem zweitjüngsten, damals neun Jahre alten robusten und fürcht-

losen Knaben *Oskar*. Dieser kam eines Abends in das auf dem dritten Wohnboden liegende Küchenstüblein, damals als Holzbehälter benutzt. Da er nach einer Weile zum Nachtessen nicht erschien, wurde er aufgesucht und endlich in der Holzkammer gefunden, wo er wie leblos über der Beige in tiefster Ohnmacht lag; es dauerte eine lange Weile, bis er wieder zur Besinnung zurückgebracht werden konnte. Nach einigen Stunden, wie er der Sprache wieder mächtig geworden war, erzählte er uns, wie wir nach der Ursache des Unfalls forschten, dass kurz nachdem er in diese Holzkammer getreten sei, es dreimal an die Türe geklopft habe. Dieses habe er wenig beachtet, da sei plötzlich die Türe aufgeföhren und eine weissliche, unförmige Gestalt hereingekommen, worauf ihm Sehen und Hören vergangen sei. Ich erklärte mir den Vorgang als eine Imagination, die infolge des furchterregenden Klopfens, welches irgend eine ganz natürliche Ursache haben könne, entstanden wäre, und es wurde darüber, zumal der Knabe bald wieder hergestellt war, ohne weiteres Nachdenken hinweggegangen.

Ungefähr um dieselbe Zeit, vielleicht schon etwas früher, beklagten sich die *Knaben*, die im Zimmer über den Wohnstuben schliefen, sie hörten oftmalen zur Nachtzeit ein Geräusch, als ob etwas im Saale oder auf der Diele umherginge und an den Boden klopfe, und ich erinnerte mich später, dass sie mich einmal am hellen Tage in ihr Schlafzimmer riefen, um selbst zu vernehmen, wie es oben so sonderbar klopfe. Und wirklich hörte ich etwas wie von einem Hunde, der sich kratzend mit dem Bein auf den Boden schlägt, über mir auf den Saalboden poppern, worauf ich hinaufging, die Türe aber geschlossen fand und nach deren Oeffnung weder im Saale noch sonst die Ursache entdecken konnte. Ich beschwichtigte die *Knaben* damit, dass dieses zweifelsohne von einer Katze, Ratte oder einem Vogel in der Dachkammer herrühre; diese Unruhe ist dann in der Folge noch oft wahrgenommen, aber nicht weiter beachtet worden. Ueberhaupt achtete ich bei der festen Ansicht, dass sich dergleichen Poltereien auf einen ganz natürlichen Grund müssten zurückführen lassen, derselben so wenig, dass ich erst, als die Vehemenz sich wieder in ein leises Klopfen verloren hatte, mich erinnerte, dieses letztere schon lange, vielleicht schon über zwei Jahre, häufig am Tage auch in meinem Schreibzimmer gehört zu haben.

Noch etwas später gegen den Herbst hin beklagte sich die *Dienstmagd*, dass sie sich des Abends in der Küche fürchte, da sie gar oft, wenn sie oben an der Stiege die Schuhe putze, unten im Dunkel der Hütte

sonderbare graue Gestalten zu sehen meine, von denen eine sogar in ihre Nähe gekommen und dann verschwunden sei. Eines Morgens behauptete sie, es sei in der vergangenen Nacht jemand die Stiege heraufgegangen, an ihrem Zimmer (über der Kammer) vorübergegangen und habe die Stiege nach dem Saal angetreten. Von dort sei ihr Name mehrmals deutlich gerufen worden. Dann sei es dreimal diese Stiege hinaufgegangen und endlich in den Saal getreten, wo sie die längste Zeit ein tieferschütterndes Schluchzen gehört habe. Meine Frau, der sie es mitteilte, gebot ihr, von solchen imaginären Dingen ja nichts den Kindern mitzuteilen; ich hielt sie für eine abergläubische Person.

Kurz danach, noch im August, befand sich meine jüngste Tochter *Henricke*, damals zirka elf Jahre alt, an einem heiteren Vormittage allein im Zimmer über der Stube. Sie eifrig auf das bevorstehende Schulfexamen vorbereitend, las sie, an ein offenes Fenster rückwärts angelehnt, in ihrem Schulbuch. Auf einmal über dasselbe wegschauend, sah sie ein freundliches, halbangekleidetes Kind auf sie zukommen. Dasselbe im ersten Moment für ihr Brüderchen haltend, habe sie es ganz ohne Furcht betrachtet, worauf es sich aber gleich verändert hätte und dann plötzlich in ihrer Nähe verschwunden sei. Erst jetzt habe sie die Furcht gepackt, und sie sei ängstlich aus dem Zimmer gelaufen. Mir wurde diese Erscheinung erst nach einigen Tagen entdeckt, als ich nach der Ursache forschte, warum sie nicht allein mehr in das obere Zimmer gehen wolle. Mit der Behauptung, dass es bloss Einbildung gewesen, gelang es mir, diese Furcht allmählich wieder zu bannen.

Entschlossen, fürderhin das Hauswesen durch die eigene Familie besorgen zu lassen, wurde im Oktober an die Stelle der entlassenen Dienstmagd nur ein *Mädchen* von zirka 13 Jahren gestellt, zu den niederen Verrichtungen im Hause.

1862

Von da an bis gegen den Sommer 1862 erinnerten wir uns nicht, irgendetwas Auffallendes bemerkt zu haben. Jetzt aber sagten mir die zwei *Knaben*, die im Gartenzimmer schliefen, sie hörten gar oft an der Wand ein starkes Kratzen; auch wollte man oben im Hause während der Nacht ein deutliches Umhergehen wie von einem schweren Hunde wahrgenommen und am Zimmerboden und Wänden da und dort Klopfen

gehört haben. Meiner fortwährenden Beschwichtigung, dass das gewiss etwas ganz Natürliches sei, gelang es, die Furcht von den Kindern fernzuhalten bis zu

Maria Himmelfahrt (15. August)

Ich hatte in Luzern Geschäfte und reiste mit meiner Frau und meinem ältesten Sohne *Robert* etwa um 7 Uhr morgens dorthin ab. Da am gleichen Tage die eidgenössische Offiziersfahne auf ihrer Reise nach Bern die Nildwaldsche Grenzmarke bei Beckenried berühren sollte, wollte ich als Mitglied des Zentralkomitees vom Eidgenössischen Schützenverein bei der vorbereitenden Begrüssung nicht fehlen und begab mich deshalb nachmittags per Dampfboot dorthin, während Frau und Sohn auf die letzte Retourfahrt nach Stansstaad, wo *Robert* über Nacht blieb, warteten. Meine Frau kam zirka 8.30 Uhr, ich viel später, da schon alles in der Ruhe lag, von Beckenried nach Hause. Am folgenden Morgen wollten mir die Kinder von sonderbaren Erscheinungen erzählen, von denen sie gestern den ganzen Tag über erschreckt und geängstigt worden seien. Ohne sie indessen abzuhören, verwies ich ihnen ihre abergläubische Furcht unter ernstester Hinweisung auf die Rute, sofern wieder ein Wort von solchen Albernheiten über ihre Zunge käme. Mit der halblauten Klage, dass der Vater auch gar nichts glauben wolle, zogen sie sich zögernd zurück. Von da an wurde vor mir nichts mehr dergleichen erwähnt und erst, als ich mich an den folgenden Tagen selbst überzeugen musste, nahm ich über die Begebnisse dieses Tages folgendes möglichst genaues Verbal auf:

Im Laufe des Vormittags, als sich die *Melanie*, zirka 14 Jahre alt, mit dem *Dienstmädchen* augenblicklich allein befand, erwähnte sie, die *Henricka* (ihre jüngere Schwester) wolle schon oftmals beim Abtritte an die Hauswand so sonderbar klopfen gehört haben, worauf beide sich dahin begaben. *Henricka*, die in der Nähe weilte, kam ebenfalls herbei und bekräftigte diese Behauptung. Die *Melanie* aber, da sie nichts wahrnahm, wollte nicht daran glauben und ermannte sich, in auffallendem Tone zu rufen: „In Gottes Namen, wenn es etwas ist, so soll es kommen und klopfen!“ Und . . . sofort fing es an zu klopfen wie mit einem Fingerknöchel. *Oskar*, dem bald hierauf, in den Hausgang tretend, die Mär mitgeteilt wurde, war gleich bei der Hand, dieselbe Aufforderung zu wiederholen, worauf es abermals sogleich und mit demselben Klopfen antwortete. Dies Wunder, alsbald dem älteren Bruder *Eduard* hinterbracht,



„Speichermatt“, Haus der Familie Joller (Vorderseite)

veranlasste diesen, rasch herbeieilend, zur selben Aufforderung und ... zum dritten Male gab es auch ihm die gleiche Antwort.

Jetzt überkam alle Furcht und sie flohen kopfüber aus dem Hause. Unten auf der steinernen Treppe angekommen, wo sie sich setzten, fuhr plötzlich zwischen *Melanie* und dem ganz nahe neben ihr stehenden jüngsten Knaben *Alfred* ein ovaler, ungefähr faustgrosser Kieselstein vom Haus oben herunter auf den Boden, ohne das eine oder andere schmerzlich zu berühren. Nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt und gegenseitig wieder ermutigt hatten, kehrten sie nach einer Weile, um das Mittagessen zu rüsten, ins Haus zurück. Hier fanden sie Stube und Kammer und in ihnen alle kleinen und grossen Schranktüren weit offen. Sie schlossen alles zu und wollten sich in die Küche begeben, wo sie die Wahrnehmung machten, dass auch die Tür meines Schreibzimmers offenstehe. Sie schlossen diese ebenfalls zu und zogen den Schlüssel ab; sie stand aber bald wieder weit offen. Um sich zu überzeugen, ob dieses vielleicht der Luftzug vermöchte, schlossen sie erst die Fenster und zogen dann die Türe fest ins Schloss, stellten sich hierauf eine Weile bei der Haustüre auf, um zu beobachten, ob und wie sie sich wieder öffnen würde. Umsonst. Kaum weg, stand die Türe wieder weit offen; sie schlossen sie nochmals zu. Bald meinten sie, ganz deutlich, die dumpfen Tritte eines über die Stiege Herunterkommenden zu vernehmen. Da ging wieder die Kammertüre auf. Auch diese schlossen sie und schoben, so gut es gehen wollte, den Nachriegel vor. Dessenungeachtet öffnete sie sich wieder. Wie oben, so wurden jetzt auch hier alle Fenster und dann sämtliche Türen geschlossen. Da es ihnen mehr und mehr unheimlich wurde, verliessen sie nocheinmal das Haus.

Als die Zeit zum Mittagessen mahnte, kehrte das *Mädchen* zurück in die Küche. Von da in den Hausgang blickend, glaubte sie auf einmal, es hänge jemand von der oberen Ganglehne ein Leintuch von der Stiege herunter, schmal, als wäre es bloss an einem Zipfel gehalten. Näher betrachtet, kam es ihr vor, wie oben abgerundet und mit zwei schwarzen, länglichen Flecken und als ob unten zwei Fusspitzen hervorschauten. Erschrocken rief sie: „Wer ist da draussen?“ Und mit einem raschen „Wuh!“ war die formlose Gestalt verschwunden, worauf das *Mädchen* leichenblass unter entsetzlichem Schrei aus dem Hause stürzte. Indessen kam die älteste Tochter *Emaline* nach Hause, und die *Magd* ermannte sich nach und nach wieder so weit, dass sie rasch das Essen aus der Küche ins Freie herunter holte. Die Kinder speisten sodann im Garten

unter dem Haselnussbaum, einem Exemplar von seltenem Umfang. Als das *Mädchen* die Geschirre wieder nach der Küche zurückbringen wollte und unter die Haustüre kam, sah und hörte sie, wie die Türen in mein Zimmer, in das Terrassenzimmer und zur Veranda wie in das Gartenzimmer, sowie dessen Fenster und das des Ganges rasch miteinander aufsprangen. Das Aufspringen der beiden Fenster bemerkten auch die Kinder vom Haselnussbaum aus. Nach flüchtigem Spülen des Geschirrs lief das Mädchen wieder aus dem Hause. Nun meistens in der Nähe der Scheune, wo meine Arbeiter mit dem Emd (Grummet) beschäftigt waren, sich aufhaltend, schlichen die Kinder dann und wann gegen das Haus, um zu vernehmen, was da vorgehen möchte; sie hörten fast immer Geräusch, selbst von der 40 bis 50 Schritte entfernten Scheune aus. Die *Magd* und *Eduard* wagten sich einmal bis oben auf die Hausstiege, von wo sie zum Fenster — das, wie zwei untere Stubenfenster, trotzdem, dass sie von innen verriegelt worden, wieder offen stand — in die Stube hineinschauen konnten. Hier sahen sie, wie ein Stuhl von selbst von der Stelle rutschte und sich dann im Nu, die Beine nach oben, herumwarf. Auch die Untenstehenden hörten das Gepolter, und alle sprangen wieder erschrocken davon. Als ein andermal die Gleichen wieder vor dem Hause standen, hörten sie mit deutlich vernehmbarer Stimme, aber mit unausstehlich wehmütigem und tiefächzendem Ausdruck, wie aus einem der geöffneten Stubenfenster herabsprechen: „*Wenn au gar niemer umme isch!*“ wobei auf dem „gar“ eine besonders tiefe Dehnung lag. In meinem Zimmer wollten die Kinder von der Scheune aus zum wiederholten Male die Bewegung formloser Gestalten bemerkt haben.

Als später *Melanie* an der westlichen Hausecke und *Eduard* beim Brunnen in der Mitte zwischen Haus und Scheune standen, behorchten sie eine ganz eigentümliche Musik, wie vom Saale herübertönend. Bei eintöniger Saitenbegleitung wimmerte eine melancholische Stimme ein Lento ganz in der Melodie des Gebetes der Camilla aus „Zampa“: „Gleiches Los“ usw. Endlich kam die *Frau meines Mieters*, der mit ihr und drei kleinen Kindern den Anbau des Hauses bewohnte, herbei. Diese ersuchten sie nun, mit ihnen in das Haus zu kommen, um vollends wegzuwaschen. Dort, vor dem Schüttstein, entdeckten sie auf dem Boden, wie aufgegossen, ein schneeweisses Bildchen, das im Umfange eines 20-Rappenstückes einem Totenköpfchen bis aufs kleinste Teilchen so ähnlich sah, wie es vom Graveur nicht besser hätte gestochen werden

können. Sie hätten es lange und sehr genau betrachtet; die Augenhöhlen waren ziemlich vertieft und von einer Seite etwas bläulich schattiert gewesen, dass es sie von der Seite anzugrinsen schien; ebenso scharf seien das Nasenbein und dessen Oeffnungen, sowie die zwei Zähne im Kiefer ausgeprägt gewesen. Was es für eine Masse wäre, konnten sie nicht erforschen; sie rochen daran, ohne irgendwelchen Geruch wahrzunehmen, während ausgegossenes Unschlitt stark roch und nicht so weiss war. Das Gebilde sei dann immer dunkler geworden und habe nach und nach Form und Masse verloren. Da sie fortwährend viel Unruhe in den Zimmern hörten, begaben sie sich wieder ins Freie.

Wie sie da unter einem Baume sich zusammengefunden, humpelte eine steinalte *Jungfer* auf sie zu, sich erkundigend, ob das das Haus sei, wo die *Veronika Gut* sel. nach dem Ueberfall gewohnt habe. Auf die Bejahung und indem sie ihr Obst anboten, erzählte sie ihnen, dass sie die „Vronegg“, ihre Urgrossmutter, gar wohl gekannt hätte, sie habe auch den vier Schwestern ihres Grossvaters, die im Aawasser ertrunken, in der Kapelle St. Joder auf Altzellen „geklenkt“ (die Sterbeglocke geläutet). Es sei ihr noch, wie wenn es gestern gewesen wäre, sie und ihr Bruder, dort Sigrist, hätten schon am Abend vorher ein Unglück vermutet. Da sei mit Nachtwerden ein weissgekleideter Mann mit einem Licht an die Kapelle herangekommen, und sie hätten geglaubt, es wolle jemand „klenken“ lassen. Wie ihr Bruder aber hinübergekommen sei, habe er niemand, weder nah noch fern gesehen, und sei darauf schwerkrank geworden. Gegen den Morgen habe man ihnen die Trauerbotschaft gebracht, worauf sie die Totenglocke lange geläutet habe. Mit Dank und allerhand guten Wünschen trat sie dann wieder ihren Heimweg an.

Zwischen 4 und 5 Uhr wurde in der „Hütte“ Feuer angefacht, um in einem Kessel Wasser zu wärmen; um 7 Uhr feuerte das *Mädchen* auf dem Kochherde an, um das Nachtessen zu bereiten. Plötzlich ward es Licht im Kamin, und hinaufschauend, erblickte sie eine aus dessen Höhe herniederfahrende, zuckerhutförmige Gestalt mit unzähligen blauen Flämmchen, die, in der Erweiterung des Kaminschosses sich zerteilend, mit einem bedeutenden Quantum Wasser den Herd übergoss und das Feuer auslöschte, zu einem Teil aber in den einmündenden Hüttenkamin fiel — im Augenblick, wo *Eduard* drunten in der Hütte mit einem Stabe beschäftigt war, über dem Kessel Russ loszumachen, um mit diesem in der Glut zu spielen. Der Schrei der *Magd* und dieses Knaben: „Der

Kamin brennt!" begegneten sich, als jene und derselbe alsbald auf seinem Rocke und Aermel wahrnahm, sowie im Kessel und der gelöschten Flamme, dass sich die tausend spitz zulaufenden Flämmchen schon in Wasser aufgelöst hatten. Jetzt war den Hausbewohnern aller Mut entsunken, und meine *Frau* fand sie weinend vor Angst und Schrecken in der vermieteten Wohnung im Anbau des Hauses. Später meldete mir ein *Verwandter in Deutschland*, dass er und seine Familie am gleichen Tage eine ähnliche unerklärbare Erscheinung gehabt hätten. Auf einmal habe es in einem Nebenzimmer zu klopfen begonnen und dieses sich mehrmals wiederholt, und zwar so stark, dass der Hauseigentümer in seine Wohnung kam, um sich nach der Ursache dieser Polterei zu erkundigen. Die genaueste Nachforschung habe aber auf keine Spur einer Ursache geführt. Eine ähnliche Erscheinung soll auch dort noch in anderen Häusern vorgekommen sein.

Meine Zurechtweisung, welche ich, wie oben erwähnt, am folgenden Morgen gab, half insoweit, dass in meiner Gegenwart hierüber einstweilen nichts mehr verlautete.

Dienstag, den 19. August

Erst am folgenden Dienstag, wie ich abends nach Hause kam, rief mich meine *Frau* nach dem Hausgange hinunter, um daselbst zu vernehmen, wie sonderbar es an die Wand klopfe. Etwas unwillig zwar, aber alsbald nachsehend, hörte ich vom Küchensüblein her an dessen Rückwand ein mehrmaliges Anklopfen von je 10 bis 12 Schlägen eigentümlicher Art, die sich gegen das Ende sehr rasch folgten, ähnlich, wie wenn jemand, mit dem Finger ängstlich an eine Tür klopfend, raschen Einlass begehren würde. Nach kurzen Pausen wiederholte sich dieses mehrmals. Ich suchte und fand, indem ich das Ohr auf die Wand legte, immer genau die Stelle, die übrigens mehrmals änderte. In der Meinung, es müsse das doch irgend etwas Lebendiges, etwa eine Ratte usw. sein, klopfte ich stark an die Wand, um es zu verscheuchen. Statt zu fliehen, gab es mir mehr denn einmal mit demselben Klopfen Antwort, wobei mitunter 1 bis 2 stärkere Schläge wie mit einer Faust folgten. Ich liess mir eine Kerze geben, ging in das Süblein und durchsuchte dasselbe mit der grössten Genauigkeit, um irgend welche Spur dieses unruhigen Wesens zu entdecken, das während meiner Arbeit das Klopfen in derselben Weise fortsetzte; meine Untersuchung blieb ohne Re-

sultat. Genauer und länger aufhorchend, nahm ich jetzt das Klopfen auch von anderen Stellen des Hausganges wahr. Hartnäckig auf meiner Meinung, es müsse sich die Ursache unfehlbar herausfinden lassen, vertröstete ich meine Familie auf die Hausdurchsuchung, die ich den kommenden Morgen vornehmen würde... Nach dem Nachtessen holte ich aus meiner Büchersammlung Zschokkes „Familien-Andachtsbuch“ und schlug das Kapitel auf: „Gewalt des Aberglaubens“, um durch diese Vorlesung meine geängstigte Familie zu beschwichtigen. Da begann es alsbald auf dem Stubenboden in ähnlicher Weise zu klopfen, was meine Vorlesung, in der ich umsonst nach einer recht entschiedenen Kraftstelle suchte, häufig unterbrach; hie und da folgte ein stärkerer Schlag, wobei meine Kinder die Bemerkung nicht unterdrücken konnten, ob das auch eine Ratte wäre. Endlich klopfte es (zum ersten Male) an die Stubentür, als ob jemand Eintritt verlangte.

Meine stille Vermutung, dass mir jemand einen Spuk machte, suchte ich durch verschiedene Motive zu unterstützen, und darüber aufgebracht, nahm ich eine Kerze, versah mich mit einem scharfen Stilet und begab mich ins Erdgeschoss, wo ich alle die mir wohlbekannten Räume, besonders den unter der Stube liegenden Keller, sowie alle darin befindlichen Gefässe mit aller Genauigkeit untersuchte. Während dieser Untersuchung klopfte es über mir, ohne dass ich eine Ursache bemerken konnte. Diese Untersuchung nahm ich wiederholt vor, mit und ohne Licht, mich ganz leise hinschleichend; konnte aber ausser dem Laut des Klopfens im geringsten nichts wahrnehmen. Wie es wieder etwas ruhiger geworden, empfahl ich meinen Kindern das Gebet und schickte sie zur Ruhe. Die ältesten zwei Knaben *Robert* und *Eduard* gingen in ihr Schlafzimmer über der Stube, die *übrigen Kinder* begaben sich sämtlich, da sie sich fürchteten, in die Kammer, wo die *Magd* sie bewachen sollte. Meine *Frau* und *ich* begaben uns in ein oberes Schlafgemach, woselbst kaum angekommen, ich auf ein ängstliches Geschrei aus der Kammer wieder hinuntersprang, wo mir die Kinder klagten, dass es stark an ihrer Bettlade gepoltert habe. Mit Ausnahme der beiden ältesten Knaben, die eingeschlafen waren, befand sich nun die sämtliche Familie in der Kammer. Da wieder eine Pause eingetreten, legte ich mich auf den Rand des Bettes. Da begann es an der westlichen Ecke der Kammer zu poppern, kam immer näher und stiess sodann mit starken, dumpfen Schlägen an das Fussbrett meiner Bettstätte, und bald darauf auf den in meiner unmittelbaren Nähe stehenden Stuhl. Ich liess rasch ein Licht machen,

setzte, wobei es nach kurzen Pausen immer stärker bald an den Zimmerboden herauf, bald an die Türen pochte, wurde man immer ängstlicher und bat mich, da Herr Kommissarius *Niederberger* eben abwesend war, den Herrn *Pater Guardian* davon in Kenntnis setzen zu dürfen. Ich liess das umso eher geschehen, da ich den bejahrten Mann sowohl von seltener wissenschaftlicher Bildung als von reichen Erfahrungen und nichts weniger als mystischen Schwärmer kannte.

Nachmittags hatte der *Pater* die Güte, der Einladung zu folgen. Ich erzählte ihm den ganzen Hergang, worauf er bemerkte, dass ihm während seinem Leben nie dergleichen vorgekommen sei. Er nahm bei längerem Verweilen die Phänomene mit aller Aufmerksamkeit nun auch selbst wahr, ohne dieses Problem irgendwie lösen zu können. Es wäre sehr zu wünschen, meinte er, dass die Sache durch sachkundige Männer genau untersucht und experimentiert würde, wofür er eben nicht Fachmann sei. Damit aber der Lärm nicht ins Publikum dringe, sei dies nur äusserst behutsam vorzunehmen und der Familie alle Schweigsamkeit zu empfehlen. Nach dem üblichen Haussegen verliess er das Haus. Gegen Abend stellte sich die Polterei wieder heftiger ein und hörte erst gegen 10 Uhr auf.

Was ich, nebst einem bestaubten Kollegienheft, von Prof. Sieber in München über Experimentalphysik, in meiner Bibliothek noch vorfinden konnte, wurde nachgeschlagen, ohne einen passenden Schlüssel zu diesem Rätsel zu finden. Indessen hoffte ich immer noch auf einen stillen Verlauf dieser Phänomene.

Donnerstag, den 21. August

Das Poltern trat früh morgens in höherem Grade auf und wiederholte sich des Vormittags in kurzen Pausen. Die Lage wurde immer peinlicher. Eine Beruhigung in die ängstlichen Gemüter zu bringen war mir nicht mehr möglich, und wenn jetzt über jedem neuen heftigeren Schlag die ganze Familie zitternd in vermehrte Angst geriet, musste ich mit Grund bei längerem Verweilen die übelsten Folgen befürchten. Auf der nahen Landstrasse bemerkte ich, wie sich die *Leute* zusammstellten und sich gegenseitig auf den Lärm in meinem Hause aufmerksam machten. Während der Anwesenheit eines Mannes, der mich zu einer Markerneuerung auf den folgenden Tag einzuladen kam, bemerkte ich, wie sich dessen *Hund* bei jedesmaligem Klopfen scheu hinter seinen Herrn verkroch, der es für ein Spiel mutwilliger Knaben nahm.

Es war heute Gerichtstag, und weil ich mehrere Geschäfte hatte, konnte ich nicht zurückbleiben. Ehe ich indessen fertig war, kam eines meiner Kinder, mich eiligst nach Hause zu rufen, indem es so fürchterlich rumore, dass sie alle geflohen seien. Ich vollendete schnell und eilte nachhause. Ich wollte nachsehen und darnach dem Herrn *Landammann Kaiser* Anzeige machen, der aber leider gerade seine Reise nach England angetreten hatte. Zuhause angekommen, fand ich meine sämtlichen Hausgenossen im Freien. Ohne Furcht, von der ich in meinem Leben wenig geplagt worden war, trat ich ins Haus, wo sich das Poltern nach Pausen von 3 bis 5 Minuten wiederholte. Die Schläge an den Fussboden waren so heftig, wie von mit aller Kraft starker Arme geschwungenen Holzschlägeln, sodass der Tisch vom Boden aufsprang und die daraufliegenden Gegenstände abzuwerfen drohte. Der Schlag war ganz lokal und eine allgemeine Erschütterung im Hause nicht wahrzunehmen. Die Stubentür, massiv von Nussholz, riss es trotz der ziemlich schweren, tief eingesenkten Falle mittels gewaltigem Rütteln am Schlosse auf, öffnete sie fast zur Hälfte und schlug sie wieder mit grösster Vehemenz zu. Mit gleicher Gewalt schlug es von der Küche her an die Kammertüre, so dass ich jeden Augenblick befürchtete, die Türen würden zersplittert in die Zimmer fahren. Die Wände der Stube liess es indessen unberührt.

In der *Nachbarschaft* erregte dieser Tumult immer mehr Aufmerksamkeit. Ich untersuchte noch einmal mit aller möglichen Fassung die Sache, prüfte den Druck durch Auflegen der Hand auf beiden Seiten der Türe und fühlte auch jetzt nicht den leisesten Luftdruck, während die Kraft der Schläge gleichwie von stärkster Männerfaust die geschlossene Türe zwei bis drei Zoll oben aus dem Falz nach innen schnellte. Wie ich einmal nach der Küche kam, bemerkte ich, dass es an die auf dem Tisch stehenden Bouteillen, Gläser und Gefässe wie mit einem metallenen Instrument anklopfte. Die Schläge an den verschiedenen Punkten des Hauses folgten sich so rasch, dass es, wollte man den Spuk von Menschen annehmen, wenigstens vier bis fünf Personen bedurft hätte. Von der Besorgnis ergriffen, es möchte bei der gänzlich unbekanntem Ursache die unbemessbare Wirkung zur teilweisen, wo nicht gänzlichen Zerstörung des Hauses anwachsen, sandte ich nach meinem alten Hausfreunde, *Altrats Herrn H. Zimmermann*, der alsbald erschien und das Gepolter nicht ohne Schrecken wahrnahm. Wir kamen überein, den Herrn *Dr. K. v. Deschwanden* als naturwissenschaftlich ge-

bildeten Mann herbeizurufen. Dieser kam in Begleitung der Herren *Gerichtspräsident Odermatt* und *Richter Schallberger*, während auch *Baumeister Alois Amstad* und *Zeichenlehrer Odermatt* eintrafen, und alle überzeugten sich von dem sonderbaren Gepolter, das mit einbrechender Nacht etwas nachgelassen hatte. Man untersuchte und forschte nach einer physischen Ursache und erging sich in einer Menge von Hypothesen über Vulkanismus, Galvanismus, Elektrizität usw. Man glaubte unter anderem aus der Asphaltdecke der Terrasse eine elektrische Kraft herleiten zu können, aber bei näherer Reflexion fehlten alle Anhaltspunkte zur Erklärung der Entstehung und Beschaffenheit der Erscheinung. Gegen 12 Uhr trennte sich die Gesellschaft ratlos. Indessen war immer grössere Ruhe eingetreten, und die übrige Nacht verlief ohne Störung.

Freitag, den 22. August

Die Poltereien begannen wieder früh morgens. Ich musste mich um 7 Uhr zu einem Markuntergange entfernen und hoffte bald wieder zurückzukehren. Während meiner Abwesenheit stellten sich die Herren *Gerichtspräsident Odermatt* und *andere Besucher* von gestern abend ein, um die Erscheinung am Tage wahrzunehmen: die Schläge erfolgten rasch und womöglich noch ungestümer als gestern. Man stellte Versuche an, namentlich auch über die Luft im Sode des Milchkessels, es stellte sich aber nichts heraus. Ein *Klient K. S.*, der beharrlich auf meine Rückkunft warten wollte, hatte sich in die Stube neben die Tür gesetzt; als es plötzlich so gewaltig an Boden und Türe schlug, fuhr er mit grossem Schrecken auf. Er hatte früher einmal Gelegenheit, die Wirkung einer Elektrisiermaschine zu erfahren, weshalb sein Erstes war, sich zu erkundigen, ob eine solche im Hause vorhanden wäre. Mein ältester Sohn *Robert*, der in diesem Moment anwesend war und dem, wie allen anderen, befohlen war, die Sache möglichst geheimzuhalten, liess S. bei dieser willkommenen Meinung, womit er sich entfernte, auch anderen sein Begegnis mitteilend. So fand sich nach kurzem ein Zweiter *A. J.* aus der Nachbarschaft ein, um dieselben Wirkungen auch zu erfahren, welchem aber die Sache nicht mehr vertuscht werden konnte. In Gegenwart desselben und der *Frau unseres Mieters* war es auch, als es von der Küche her an der Kammertür so stark pochte, dass der Einsenkloben zum zweiten Male aus dem Pfosten gesprengt und an die

gegenüberliegende Wand geschleudert wurde. Als dies geschah, sah meine zweitälteste Tochter *Melanie*, welche aus der Stube nach dieser Türe schaute, vor derselben eine schneeweisse, oben und unten sich oval abrundende Gestalt in ganzer Türhöhe zurückfahren, welche Erscheinung die *Frau L.*, als sie nach wenigen Minuten die Stubentür öffnete, unter heftigem Gepolter daselbst ebenfalls erblickt haben will.

Indessen kamen nach und nach mehrere Personen, unter ihnen auch Herr *Landeshauptmann Frz. Zelger* aus der *Nachbarschaft* herbei. Es ward neuerdings untersucht, das Gepolter wahrgenommen und bemerkt, wie die Türen auf- und zugerissen wurden. Auf der Höhe des Vorsprunges am Bürgen, wo ich die Marken meines Waldes zu untergehen hatte, hörte ich deutlich die Schläge. Rasch nach Hause kehrend, traf ich diese Personen teilweise noch an und begab mich nun unverzüglich zur tit. Polizeidirektion, um ihr davon Anzeige zu machen. Herr *Polizeidirektor Jann* kam nun selbst und überzeugte sich persönlich mit aller Umsicht von diesem Vorgang. Nach einiger Zeit traf auch Herr *Dr. Christen* ein und fand bald Gelegenheit, dieses Gepolter wahrzunehmen. Um diese Zeit sah mein zweitältester Knabe *Eduard*, als er zur Haustüre hereinkam, in der Küche ein weisses Gebilde, einem winkenden Händchen ähnlich, worauf er bewusstlos niederfiel, nach kurzem wieder aufsprang und blass in die Stube stürzend erzählte, was er soeben erblickt hätte.

Diesen Nachmittag waren der Herr *bischöfl. Kommissarius Niederberger* und zum zweiten Male Herr *Pater Guardian* Augen- und Ohrenzeugen dieser Phänomene. Ersterer untersuchte, selbst in die unteren Gemächer des Hauses sich verfügend, und beobachtete mit grosser Aufmerksamkeit bis abends zirka 7 Uhr. Man liess von unten im Keller an die Diele klopfen, um einen Vergleich anzustellen, welcher ergab, dass da, wo man diese Kraft entwickelte, das Haus erbebt und die Fenster klirrten, was bei dem Poltern, ausser der Stelle, wo es traf und deren nächster Umgebung, nicht der Fall war; nebst dem waren der Ton, sowohl wie die Art und Weise der Schläge, anders. Obwohl teilweise immer noch heftig, hatte auf den Nachmittag die Gewalt etwas nachgelassen und trat das Poltern nach längeren Pausen ein. Herr *Kommissarius Niederberger*, dem eine gründliche Wissenschaftlichkeit wie scharfe Beobachtungsgabe nicht abgesprochen werden kann, schied abends mit der bestimmt ausgesprochenen Ueberzeugung, dass diese sonderbare Sache weder blosser Einbildung, noch auch der Spuk von Menschenhand

sei. Auch die gründlichste physikalische Nachforschung, wozu er gelegentlich raten würde, werde schwerlich, meinte er, zu einem befriedigenden Resultate führen.

Indessen hatte die *Fama* ihre Runde begonnen, und mit dem erdrückenden Gefühle, die schweren Folgen wohl voraussehend, wie der Besitzer eines Heimwesens den angeschwollenen Gewitterstrom die Dämme durchbrechen und gerade auf seinen Besitz losstürzen sieht, sah ich des Abends die *Masse des Volkes* daherströmen. Während die Stube und der Hausgang voll von Neugierigen waren, tat es u. a. einen Schlag, diesmal nur einen einzigen, aber schweren an die Stubentüre, ähnlich als ob man jemand mit voller Kraft an sie werfen würde. Man hörte spärlicheres, aber noch ziemlich heftiges Klopfen an die Küchenstübleintüre; gegen 8.30 Uhr ward es ruhiger. Herr *Polizeidirektor Jann* liess durch zwei *Angestellte* das Haus bewachen.

Ich hatte mich in meiner Besorgnis nicht getäuscht. Es finden sich bei uns, wie überall, Leute mit zu viel, andere mit zu wenig und solche mit gar keinem Glauben, was zunächst als eine Frucht des fremden Kriegsdienstes nicht auffallen darf. So hörte der eine, lief mit Schrecken davon, ein anderer forderte den Teufel heraus, einem Dritten spukte die Elektrisiermaschine im Kopf herum, wobei der Umstand, dass mein *Sohn* den *Klienten S.* heute morgen darüber im Glauben gelassen hatte, dieser Ansicht wohl zustatten kam. Da die Begriffe von Elektrisiermaschine und Zauberkunst sich noch nicht in aller Köpfe ausgeklärt haben, griff man in dieser Mischung auch zur letzteren als Erklärung und fand hiefür einen mächtigen Hebel in folgendem Umstand: Es hatte nämlich um diese Zeit Herr *Schauspieldirektor Schneider* die Erlaubnis erhalten, mit seinen Truppen in Stans einige Vorstellungen zu geben. Da solche Leute noch von einem grossen Teil des Volkes als Tausendkünstler, Zigeuner oder Zauberer betrachtet werden, wurden sie nun bald mit der Affäre in Verbindung gebracht, und da man *meinen Sohn* bei einem derselben, namens *Stöbe* aus Baden, einige Male gesehen haben wollte, lag es auf der Hand: der Knabe hat es dem Zigeuner abgelernt und treibt nun seine Zauberei zum Schrecken der Menschen und zu seiner Belustigung. Ich erwähne dieses einfältige Gerücht hier besonders, da dasselbe später in irgend einem Lokalblatt Eingang gefunden und dann wie ein Irrlicht durch die Zeitungen landauf, landab gelaufen und mit allerlei Randzeichnungen beim Publikum als Schlüssel zu dem Spuk dargeboten worden ist.

Samstag, den 23. August

Am Samstag hatte die Heftigkeit des Gepolters bedeutend nachgelassen. Es wurden verschiedene Apparate angewandt, um elektrische, magnetische oder vulkanische Ursachen zu entdecken. Umsonst. Herr *Gerichtspräsident Odermatt* hatte die Gefälligkeit, sich selbst nach Luzern zu begeben, um mit Herrn *Professor Ineichen* Rücksprache zu nehmen, der aber leider verreist war. Andere Ansuchen wurden zurückgewiesen. Das Zudrängen der Leute wurde immer grösser und beschwerlicher. Die ziemlich spärlichen Erscheinungen des heutigen Tages waren folgende:

Um 9 Uhr vormittags riss es mit zuckender Hast die Stubentüre, die in der Falle ruhte, auf und wieder zu und tat bald darauf starke Schläge von Innen an die Küchenstübleintür, dass es die Falle weit in die Küche hinein warf. Einige Minuten hierauf geschah ein schwerer Schlag an den Stubenboden, um 3.03 Uhr zwei Schläge, von denen der zweite schwächer, an die Stubentüre; desgleichen um 6.10 Uhr. Um 8.45 Uhr riss es in Anwesenheit einer grösseren Gesellschaft die in der Falle ruhende Stubentüre auf und zu mit grösster Vehemenz; heftige Schläge folgten an der Küchenstübleintüre. Hierauf ward es ruhiger. Etwas nach 12 Uhr begab ich mich in die Kammer zur Ruhe; in der Stube befanden sich *drei Wächter*. Ich hatte mich auf den Rand des Bettes gelegt, erwachte nach einiger Zeit und schaute, den Kopf auf der rechten Hand, in das gegenüberliegende, geschlossene Fenster, dessen einer Flügel von innen mit einem Vorhang, der andere von aussen mit einem Jalousieflügel, jedoch mit offenstehenden Brettchen gedeckt war, durch die ich den weissgrauen Wolkenhimmel deutlich schaute. Alles war ruhig. Ich bemerkte deutlich das Schnarchen der schlafenden Wächter in der Stube, wachte hell und war gar nicht aufgerockt. Da fühlte ich ein sanftes Aufkräuseln der Haare an meiner linken Schläfe, wie über einen spielenden Finger. In der Meinung, man wolle mich wecken, griff ich mit der linken Hand nach dieser Stelle und erfasste ein weiches, warmes Händchen und fühlte genau Daumen und Finger, worauf es sich ganz sanft aus meiner Hand zog und gegen das Fenster zu, wo ich in ganz scharfen Konturen ein dunkles Bild vor den obbemeldeten Jalousieflügelöffnungen langsam sich hin und her bewegen sah. In der Meinung, dass es jemand von meiner Familie sei, rief ich der auf dem Kanapee liegenden *Magd*, worauf mich meine *Frau* ängstlich fragte, ob ich auch etwas um meinen Kopf gefühlt habe, was ich ihr, um sie nicht zu

ängstigen, ausweichend beantwortete. Das *Mädchen*, welches erst nach wiederholtem Rufen aus dem Schlaf geweckt werden konnte, schickte sich an, Licht zu machen, um auf meinen Befehl nach der Uhr zu sehen. Sie fand in der Stube die *drei Wächter* in tiefstem Schlaf und weckte sie; es war 2.45 Uhr und alles in stillster Ruhe. Sie begab sich wieder in unser Schlafzimmer, löschte das Licht und schrie im Momente, als sie sich wieder auf das Kanapee niederlassen wollte, jammervoll auf, es sei ihr im Augenblick etwas über die Stirne gestrichen, bewege den Vorhang und poppere leise an die Wand, worauf sie in die Stube floh, daselbst Licht machte und den Rest der Nacht dort zubrachte. Meine *Frau* erzählte mir jetzt, dass sie vorhin, am Kopf sanft berührt, ein mildes Kinderhändchen wahrgenommen, das sich rasch aus ihrer Hand gezogen habe; sie habe sich alsbald vergewissert, dass es nicht die Hand des an ihrer Seite schlafenden Kindes gewesen. Am Morgen erzählte ich sodann, was mir begegnet.

Sonntag, den 24. August

An diesem Tage war es ruhig bis gegen 11 Uhr, wo es in Anwesenheit *mehrerer Nachbarn* an Boden und Türen einige sehr heftige Schläge tat, die sich um 1 Uhr wiederholten, worauf es stille ward bis abends 5.05 Uhr, wo es noch zweimal an die Stubendiele klopfte und dann ruhig blieb. Die wenigen Erscheinungen dieses Tages wurden von sehr *vielen Anwesenden* wahrgenommen. Auf den Abend drängte sich das *Volk* in sehr grossen Scharen herbei, in der Meinung, es müssten sich dergleichen Erscheinungen hauptsächlich bei der Nacht zeigen. Mancher, der stundenlang umsonst wartete, ging kopfschüttelnd davon: es sei das Ganze ein blinder Lärm, er habe nichts gehört. Einige starke Geister, die in später Nacht dem Hause mit schweren Keulen nahten und umsonst sich in ihrem Exorcismus versuchten, wurden darüber ganz unwillig. Unter solchen Verhältnissen war die Hausordnung ganz aufgelöst und die meisten meiner Kinder hatte ich bereits entfernen müssen. Nur eine *verstärkte Polizeiwache* vermochte das Gedränge des Volkes zurückzuhalten.

Montag, den 25. August

Am Montag traten die Phänomene zwar auch diesmal erst am Mittag, aber wieder etwas heftiger auf. Um 11.30 Uhr nahm man an der

Küchenstübleinwand das Popporn wahr, wie es sich anfänglich gezeigt hatte, worauf es drei bis vier starke dumpfe Schläge an die offene Stubentüre tat und dann selbe mit Gewalt schloss. Um 1.05 Uhr schlug es dreimal von unten an die Stubendiele, etwa 40 Minuten später zog es die Küchentüre vom Hausgang her, wo sie fast immer offen gestanden und bisher in Ruhe gelassen worden, trotz ihres Widerstandes mit reissender Schnelligkeit zu. Dasselbe wiederholte sich wenige Minuten später. Um 3.30 Uhr trafen zwei ziemlich starke Schläge von unten an den Fussboden der Stube und nach wenigen Minuten ein vier- bis fünfmaliges hartes Anpochen an die Stubentüre, dem alsbald das vorige heftige Zuschlagen der Küchentüre folgte. Ein junger *Arzt* von Luzern, der das anhörte, klagte dabei über starke Hautaffektionen; mir schien es eine Wirkung des Schreckens. Um 5.45 Uhr trafen noch zwei Schläge an die Stubendiele und ein nach kurzer Pause wiederholtes Zuschlagen an die Küchentüre schloss etwa 8.30 Uhr die Auftritte des heutigen Tages.

Ich machte meine Notizen in Anwesenheit der *Polizeiwache* und während selbe genau beobachtete. Die Angelegenheit wurde durch das tit. Polizeiamt dem heutigen w. w. Wochen-(Regierungs)rate hinterbracht mit der Erklärung:

„dass ihr von seiten der Polizei alle Aufmerksamkeit gezollt und Untersuchungen veranstaltet worden, dass aber von seiten der hohen Regierung notwendig eingeschritten werden sollte, um zu erfahren, ob dieses Klopfen einer natürlichen Wirkung zuzuschreiben sei oder nicht.“

Die Behörde ernannte eine

Dreierkommission

„welche mit aller Entschiedenheit, Vollmacht und dem nötigen Kredit versehen, Untersuchungen anordnen und die nötigen Verfügungen treffen solle, sofern sich das Klopfen fortsetzen sollte.“ In diese Kommission wurden gewählt: Herr *Landesstatthalter W. Zelger*, *Landammann L. Würsch* und *Polizeidirektor Jann*. Man hätte nun erwarten sollen, da der Beschluss schon früh am Tage gefasst worden war, es würde von der anbefohlenen Entschiedenheit unverzüglich Gebrauch gemacht, zumal die Phänomene fortwährend einberichtet wurden; allein der Tag verstrich, ohne dass irgend welche Anstalten zu einer Untersuchung wären getroffen worden.

Dienstag, den 26. August

Das Poltern begann schon morgens 7.29 Uhr mit zwei Schlägen an die Diele und, nach dem Zwischenraum von neun Minuten, an die Türe der Stube. Der Ton war ein viel härterer als früher, und man nahm denselben nicht mehr oben, sondern ganz unten an der Türe wahr. Nach zwölf Minuten warf es mit Ungestüm die Küchentüre zu. Von da trat eine Pause ein bis 10.07 Uhr, wo es wieder mit kräftigen Schlägen an den Fussboden der Stube, und 11.25 Uhr vier- bis fünfmal rasch und so stark wie seit langem nicht mehr an die wenig offenstehende Stubentüre pochte, dieselbe ungestüm auf- und ebenso rasch in die Falle zuriss, was sofort auch mit der Küchentür geschah; alles ein Werk von zwei bis drei Sekunden. 12.13 Uhr pochte es wieder dreimal an die Stubentür. Nun ruhig bis abends um 8 Uhr, wo sich zwei harte Schläge an die gleiche Türe wiederholten, und solche gleich darauf auch an dem Fussboden der Küche wahrgenommen wurden. Das Zuschlagen der Küchentüre, das etwa nach zwanzig Minuten erfolgte, war die letzte Unruhe, die man heute im Hause wahrgenommen.

Da auf stets ungesäumte Mitteilung des Vorganges an Herrn *Zelger*, Präsident der Untersuchungskommission, von dieser auch heute keinerlei Schritte getan wurden, konnte mein ohnehin schwaches Vertrauen auf eine im Interesse der Wissenschaft liegende Untersuchung von seiten dieser Kommission, mit Ausnahme des tit. *Polizeidirektor Jann*, der sich mehrmals persönlich davon überzeugt und sich daher dieser Sache, leider umsonst, sehr warm angenommen hatte, nicht gestärkt werden. Ich selbst war mitten in dieser Kalamität, viel gestört von dem fortwährenden Gedränge der Neugierigen und mit unaufschiebbaren Berufsgeschäften überladen.

Mittwoch, den 27. August

Heute trat das Poltern gegen 9.30 Uhr in ähnlicher Weise wie gestern auf, nämlich 9.20 Uhr zwei Schläge an den Boden der Stube, 9.27 Uhr an deren Türe, 9.28 Uhr Zuwerfen der Küchen- und 9.35 Uhr der Stubentüre auch diesmal in Anwesenheit vieler Personen. Um 11.35 Uhr pochte es wieder viermal an die offenstehende Stubentüre, die es nach dem vierten Schlag heftig ins Schloss warf. Um 12.30 Uhr nahm man ein schwaches Popporn an der Diele meines Schreibzimmers wahr, fünf Minuten später riss es die Küchentüre zu, worauf es ruhig

blieb bis 2.50 Uhr. Da erfolgte ein zweimaliges hartes Anschlagen an die Stubentüre, gleich danach ein leises Popporn an die Küchentüre, worauf es dieselbe so heftig in die Falle warf, dass man befürchten sollte, dass die Angeln springen. Von da an war es still.

Noch hatte die *Regierungskommission* keinerlei Untersuchung angehoben; erst am Abend spät, nachdem man keine Unruhe mehr verspürt hatte, schien es derselben geeignet, ihre Vorkehrungen zu beginnen. Nach kurzem Verhör wurde ich beauftragt, einen schriftlichen Rapport über den Hergang abzufassen, was ich ohne weiteres übernahm, und hierauf, es mochte um 8 Uhr sein, ward mir befohlen, mit meiner noch anwesenden Familie unverzüglich das Haus zu verlassen. Ich hatte das zum Teil noch unverarbeitete Aktenmaterial von vier Prozessen, die das zum Teil noch unverschiebbar am folgenden Tag vor dem Geschworenengericht (Ober- oder Kantonsgericht) verhandelt werden musste, vor mir liegen. Wie ungelegen mir auch die augenblickliche Entfernung von meinem Büro und meiner Büchersammlung kam, unterzog ich mich ohne Weigerung dem Befehl, mit der Ueberzeugung zwar, dass, was mir zu finden nicht gelungen, diesen Herren noch viel weniger gelingen würde. Die bisherige *Polizeiwache* wurde abgelöst und eine andere an ihre Stelle gesetzt, mit der man, wie ich nicht zweifle, im Laufe der folgenden Tage das Haus in allen seinen Teilen genau wird untersucht haben, ohne aber etwas, was Verdacht erregen oder nur auf die mindeste Spur dieser ausserordentlichen Erscheinung hätte führen können, wahrzunehmen.

Bittere Klage

Die Angelegenheit war nun in ein Stadium getreten, wo sie nicht mehr bloss das Tagesgespräch des kleinen Kantons bleiben, sondern allenthalben über dessen enge Marken hinausdringen und auf das Feld der Publizität gezogen werden musste. Wer kennt nicht den Hader der tausendzüngigen Fama über irgendein natürliches Ereignis, das sich vor den Augen von Tausenden von Menschen abspielt; um wieviel wirrer muss der Wirrwarr der Meinungen da sei, wo eine mystische Erscheinung nach der Individualität jedes Einzelnen ihre Erklärung sucht und bereitwilligst findet, wo sich *Aberglaube* und *Unglaube*, *Uebertreibung* und *Verkennung*, *Hypothesen* und *Hypothesen* gegenseitig treiben. Wer das Unglück hat, von einem solchen Ereignis berührt

zu werden, der wird schonungslos als Beute diesem rasenden Unge-
tüm vorgeworfen, und ihn schützt weder Familienglück noch Ansehen
und unbefleckter Name vor dem Zahne der wilden Bestie. Man füge
noch zu die Verhältnisse langjährigen politischen Kampfes und manche
tief gefressene Leidenschaft, die jetzt wie das Ungeziefer nach einem
warmen Frühlingsregen ihren Kopf hervorstreckte, um meine Lage zu
bemessen. Ich musste das alles, und wie rasch das böse Wort Wurzel
schlägt, in vollstem Masse fühlen, wie in engerem Kreise, so im wei-
teren. Wer aus diesem Halbkanton hätte mit mehr Recht, zumal von
der liberalen Schweizer Presse, erwarten dürfen als ich, man würde
wenigstens von der Quelle eine Erklärung abwarten, ehe man auf das
unsinnigste der Gerüchte, das unter der blöden Maske der Freisinnig-
keit mit dem bittersten persönlichen Hasse und der schmutzigsten Ver-
dächtigung meine Person bewarf, so gierig den Stein aufhob, um ihn
nach demjenigen zu schleudern, der zur Verwirklichung zeitgemäss frei-
sinniger Zustände seit zwanzig Jahren mit grösster Aufopferung und
unter den schwierigsten Verhältnissen treu mitgeholfen hatte? Es wäre
das umso leichter gewesen, als man sich nicht an den Beteiligten selbst,
sondern an die intelligentesten Ehrenmänner, darunter vom besten li-
beralen Klange, die Stans besitzt und auf die ich mich öffentlich berief,
hätte halten können. Mit Ausnahme des loyalen „Bund“ aber wurde
mir hier das Bitterste zuteil, und griff man, was selbst meine bittersten
Gegner in heissen politischen Kämpfen nie getan, sogar nach meiner
Ehre. Alles das auf blosser leichtsinniger Gerüchte hin — und warum?
Weil eine unerklärliche Erscheinung in meinem Hause so laut rumorte,
dass ich sie nicht mehr im Geheimen zu halten vermochte und sich die-
selbe vor *Hunderten von Menschen kundtat*. Das war mein Verbrechen.
Indessen würde ich Unrecht tun, nicht zu erwähnen der warmen Teil-
nahme, die mir jetzt achtenswerte Männer der einen wie der anderen
politischen Partei schenkten. Im Unglück lernt man die Menschen ken-
nen. Mancher, dem ich jahrlang als politischer Gegner gegenüber-
gestanden, trat als Menschenfreund zu mir und erhob selbst gegen seine
Gesinnungsgenossen für meine Ehre das Wort. Aber auch manch einer,
der mir heissblütig in glücklichen Tagen Weihrauch gestreut, wandte
den Stachel gegen mich. Und wie kindisch! Mehr denn ein starker
Charakter verleugnete, weil er ein bisschen Spott seiner Leichtgläubig-
keit wegen fürchtete, das, wovon er sich mit Schrecken selbst überzeugt
hatte.

Montag, den 1. September

Verhalten der Kommission

Indessen hiess es, das Gepolter habe sich nicht mehr hören lassen,
und am Montag wurde auf eine diesfalls von der *Kommission* er-
stattete Relation beschlossen, vom w. Wochenrate: Es sei der Untersuch-
dermalen geschlossen und ad acta zu legen, die aufgestellte Kommission
habe einstweilen noch fortzubestehen und es sei das Haus unter *polizei-*
liche Aufsicht zu stellen. Mir wurde dasselbe gleichen Nachmittags wieder
zurückgegeben, und man fand von Seite der h. Regierung es angemessen,
mir meine infolge der Räumung des Hauses verursachten Kosten zu
vergüten.

Meine Befürchtung, dass die Untersuchung nicht sehr tief gehen
werde, wie auch die Folge noch zeigen wird, hat sich vollständig be-
währt, weil die Poltererscheinungen gefällig waren, zwar nicht erst, wie
man nach dem Wortlaut des amtlichen Berichtes annehmen möchte, vom
Zeitpunkt an, wo eine durch die Kommission aufgestellte Ueberwachung
eingetreten war, sondern schon seit Mittwoch nachmittag 2.50 Uhr nicht
mehr einzutreten; so schien die Sache schon zum ad acta-Korbe reif.
Man hätte wenigstens glauben sollen, es würde, wenn es wirklich um
die mögliche Erforschung dieses Problems aufrichtiger Ernst gewesen,
zum mindesten das Faktum und die Art und Weise, wie es aufgetreten,
durch ein Verhör derjenigen konstatiert worden sein, die sich persön-
lich davon überzeugt hatten und deren Stellung und Intelligenz für ein
zuverlässiges Zeugnis gebürgt hätten... und es würde dasselbe der An-
sicht eines Fachmannes unterbreitet, oder es würde die Untersuchung,
während die Familie das Haus wieder bewohnte, fortgesetzt werden,
zumal sich dieselben Erscheinungen in der Folge wieder zeigten. Von
allem geschah aber nichts; und ich hatte in meinem Berichte der h. Re-
gierung umsonst die Anerbietung gemacht, mich jeder ihr nötig schein-
enden Verfügung willig zu unterziehen, sowie das Haus jeder wissen-
schaftlichen Autorität zur Erforschung zu überlassen. Man sollte mei-
nen, die Sache wäre so, wie sie jetzt lag, der Mehrheit der Kommission
auf den allergelegenen Punkt gerückt.

Wieder im Besitz des Hauses, sammelte ich meine zerstreute Familie
in der Hoffnung, die schrecklichen Phänomene hätten nun ihren Ver-
lauf genommen. Da wir erst mit einfallender Nacht an das leerstehende
Haus kamen, wagten es nur drei meiner *Kinder*, mit mir dasselbe für

die Nacht zu bewohnen. Es war das erstemal, dass ich Angst fühlte, daher sehr wenig schlief; die Nacht war ruhig.

Dienstag, den 2. September

Am folgenden Tag wollten zwei meiner *Kinder* wieder deutlich an die Stiege, welche in den zweiten Wohnboden führt, das Anpoppern gehört haben; ich suchte sie dann zu beschwichtigen, was mir umso mehr gelang, als auch der folgende Tag ruhig vorüberging.

Donnerstag, den 4. September

An diesem Tage erzählte mir meine Familie nachmittags bei meiner Rückkunft von Beckenried, wohin mich Geschäfte gerufen hatten: Ungefähr um 1 Uhr, als meine *Frau* mit einer *Tochter* beim Fenster am Nähtisch gesessen, habe es wieder auf einmal an dieser Stelle einen so gewaltigen Schlag auf den Boden herauf getan, dass man denselben weit ausser dem Hause vernommen und das Tischchen hoch aufgesprungen sei, worauf sie mit zitternder Angst aus dem Hause gelaufen. Gegen Abend hörte das *Dienstmädchen* und eines meiner *Kinder* durch das Abtrittgänglein schwere, dumpfe Tritte gegen die äussere Türe kommen, wo es den schweren Eisenriegel aufrüttelte und die Türe langsam öffnete. Da sie niemanden erblickten, erfasste sie die Angst dermassen, dass sie sich durch das Fenster aus einer Höhe von zwölf bis dreizehn Fuss in die Gartenlaube herunterstürzten, wo sie mit leichter Fussverstauchung davonkamen.

Samstag, den 6. September

Am folgenden Tage konnte man nichts wahrnehmen. Dagegen klopfte es am Samstag schon am Morgen zweimal heftig an die Stubendiele, und den ganzen Tag über hörte man bald da, bald dort ein leises, rasches Anklopfen an Türen und Wände, was am Abend mit dreimaligem gewaltigen Anschlagen in der südwestlichen Ecke der Wohnstube, wo es bisher immer ruhig geblieben, endete. Ueber alle diese Erscheinungen wurde rapportiert, ohne dass man sich von seiten der Kommissionsmehrheit darum zu kümmern schien.

Sonntag, den 7. und Montag, den 8. September

Das Poppern an die Dielen und Wände setzte sich auch diese beiden Tage fort, nach ziemlich kurzen Unterbrechungen. Besonders nahm man es in dem obgenannten Gängelein, sowie in meinem Schreibzimmer wahr, wo es bald von unten, bald von oben der Dielen, bald an den Zimmerwänden und ganz genau bemerkbar an die Schranktüren meiner Bibliothek anklopfte, in Anwesenheit von *Dutzenden von Personen*, die sich zur Beobachtung auf die verschiedenen Räume verteilt hatten. Es war darunter auch ein *starker Zweifler* aus dem Nachbarkanton Obwalden, woselbst die Presse gierig den Anlass ergriff, dem Zorne ihres jugendlichen Aufklärungseifers gegen solch ein Schattenbild des Nebenkantons freien Lauf zu lassen... der sich nun sattsam überzeugte. Ein Klopfen, von dem ich mich erst jetzt entsann, es schon vor geraumer Zeit, ohne besonders darauf zu achten, gehört zu haben.

Dienstag, den 9. September

Mittags 12 Uhr ein dreimaliges Poltern an den Stubenboden, dem ein starkes Zuschlagen der halbgeöffneten Türe folgte.

Mittwoch, den 10. September

Ein Gerichtsaugenschein hatte mich heute nach Beckenried gerufen. Ich verreiste morgens um 7.30 Uhr und kehrte abends ungefähr um dieselbe Stunde zurück. Schon auf meiner Herkunft vernahm ich von *Nachbarn*, dass sie es heute aus weiter Entfernung in meinem Hause poltern gehört hätten. Heimgekommen, vernahm ich, dass kurze Zeit nach meiner Abreise drei rasche und sehr heftige Schläge von unten an die Stubendiele erfolgt seien. Meine Frau, die sich im Schlafzimmer befand, sei mit der ältesten Tochter *Emaline* hinter die Türe getreten; in diesem Augenblick sahen beide in der Stube einen Stuhl (ohne Rücklehne) erst langsam von der Stelle rücken und dann im Nu umschlagend, so gewaltig, die Beine nach oben, auf dem Boden fahren, dass es den Staub aus den Dielennuten aufjagte, worauf die Stubentüre so gewaltig in die Falle schlug, dass man über den Lärm aus einer entfernten Nachbarschaft dahergelaufen kam.

Ungefähr um 12 Uhr mittags, als sich meine älteste Tochter *Emaline* bei hellem Sonnenschein im Garten befand, hörte sie auf einmal ein Rauschen an der Spalierwand des Hauses und erblickte hinauf-

schauend eine weibliche Figur von aussen in der Gegend des Gängeleins an das Spalier hinauflangen (sich aus dem Fenster lehrend²). In der sicheren Meinung, dass es das *Dienstmädchen* nach Trauben gelüste, betrachtete sie die Figur ohne Furcht genau, wobei ihr zwar aufgefallen, dass sie sich mit glattem Haarscheitel, Netz und dunkler Halsbinde aussergewöhnlich trage und den Kopf so melancholisch vorgesenkt hätte. Als sie keck nach ihrem Namen rief, kam das *Mädchen* aus dem Keller, während jene Figur, wie unter die Blätter sich duckend, verschwunden war. Bei sofortiger Untersuchung habe man nichts mehr gewahren können. Später nahm man in diesem Gängelein ein Klopfen, mit einfallender Nacht ein Gepolter von ausser dem Hause her und bald danach ein gewaltiges Zuschlagen der Stubentüre wahr. Etwa um 9 Uhr, als ich noch am Tische sass und durch die offene Türe nach der Küche schaute, hörte ich nun selbst das Wischen, dessen meine *Kinder* wiederholt erwähnten, wie sie es häufig, besonders in dem Gängelein, vernommen hätten. Es ganz genau beachtend, kam es von der Küche her gegen die Stubentüre, wie wenn jemand mit einem Birkenbesen, begleitet von langsamen Schritten in Schlappschuhen, den Gang kehren würde, und zwar so täuschend, dass ich erst dann glauben konnte, dass nicht in Wirklichkeit gewischt würde, als ich mich unter der Türe, bei der es langsam vorüber gegen die Haustüre fuhr, positiv überzeugt hatte.

Donnerstag, den 11. September

Schon während der Nacht liess sich ein lautes Poltern im Hause vernehmen. Durch den Morgen polterte es bald da, bald dort an Dielen und Wänden. Es war heller Sonnenschein. Ungefähr um 9 Uhr war die Stube aufgeräumt. In der Mitte stand, wie gewöhnlich, der massiv nussbaumene Tisch von oben nach unten, an den Wänden Sessel und Kanapee. So, alles geordnet, verliess ich das Zimmer mit *Frau* und *zwei Kindern* (die übrigen waren abwesend) und wollte sie, die sich sehr fürchteten, in die oberen Zimmer geleiten. Das *Dienstmädchen* war in der Küche beschäftigt. Auf der Stiege hörten wir an der Wand des oberen Ganges ein rasches Klopfen in tanzenden Bewegungen. Aufmerksam gemacht auf ein Geräusch in der Stube, sprangen wir anderen zur Türe zurück, die ich nie aus dem Auge verloren hatte, und an derselben einen Augenblick lauschend, vernahm man ein Geräusch, als ob eine

² Siehe Frau Giovanetti (p. 144).

Gesellschaft von mehreren Personen in Socken herumtanzen würde. Rasch die Türe geöffnet, war es mausstill. Der schwere Tisch lag der Länge nach gegen die Türe, das Unterste zu oberst, ebenso links zwei und vorne in der Stube zwei Stühle nebst dem Tabouret vor dem Kanapee. Wir trauten kaum unseren Sinnen. Es mochte seit unserer Entfernung aus der Stube etwa eine Minute verstrichen sein. Während ich auf dem Kanapee sass, das an der Mittelwand zur Kammer plaziert war, sah ich durch das offene Fenster auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers von oben her etwas wie eine grosse Bremse in raschem Fluge auf mich zufahren und angeprallt unter das Kanapee fallen. Näher betrachtet waren es zwei frischabgerissene entblätterte Baumzweige von zirka zwei Zoll Länge. Als nach wenigen Augenblicken ein *Mädchen* unter das Fenster trat, wurde es von einem ähnlichen Zweig von oben her beworfen. Die Luft war ganz ruhig. In einem geöffneten Schrank fand man die am Morgen wohlgeordneten Schuhe auf das bunteste durcheinander gerüttelt; im Hause hin und her polterte es in raschesten Bewegungen an Wänden und Dielen. Nachmittags, als es wieder etwas ruhiger geworden, es mochte um 3 Uhr sein, bemerkte *einer meiner Knaben*, der am Zeichnen sass, wie sich, nachdem sich kaum zuvor die Stubentüre nach gewohnter Manier ins Schloss geworfen hatte, neben ihm ein gepolsterter Sessel von selbst zu bewegen anfing, etwa anderthalb Ellen von der Stelle rutschte, und dann auf einmal ohne mindestes Geräusch umgekehrt dalag. Als wir auf diese Mitteilung nach der Stube gingen, lag bereits ein zweiter Sessel in der gleichen Lage.

Von da an blieb es ruhig bis abends ungefähr um 6.30 Uhr. Wir wollten uns an den Tisch zum Nachtessen setzen; es fing bereits an zu dämmern, die Türe war ein bis zwei Spannen weit offen, da sah man etwas durch diese Oeffnung hereinschweben, das wie ein dreizipfliges graues Tüchlein ausschaute, vom Boden bis an das Türschloss reichte und, in leichten Schwenkungen nach dem offenen Schrank des Eckbuffets schwebend, dort verschwand. Dieselbe Erscheinung zeigte sich nach ungefähr einer Stunde in der Küche, wo das *Mädchen* am Spültisch stand. Anfänglich meinent, als streiche ihr eine Katze um die Füsse, achtete sie dessen nicht, als es sie aber auf einmal derb am Rocke zupfte, sah sie dieselbe Gestalt von ihr weg sich nach der Hüttenstiege entfernen; der Schrecken brachte sie der Ohnmacht nahe. In diesem Moment stand noch eine Person bei ihr und konnte das Phänomen ebenfalls wahrnehmen.

Freitag, den 12. September

Es blieb vollständig ruhig bis nachmittag 2.45 Uhr. Während die Familie beim Kaffee sass, machte uns das *Mädchen*, das vor der offenen Stubentüre kehrte, auf ein Geräusch oben im Hause aufmerksam. Wir eilten hinauf, mit uns *drei Studenten*, welche die Neugierde herbeigeführt hatte. Da bot uns der Saal ein sonderbares Bild der Unordnung dar. Von der linken Wand war ein grösseres Tableau (*Amazonenschlacht*) abgelöst und lag auf dem Glase am Boden, ebenso beide Pfeilerspiegel an der vorderen Wand. Eine gläserne Zuckerbüchse, die auf hoher Chiffoniere zur Rechten stand, lag vor derselben, den Deckel zur Seite, ebenfalls umgekehrt auf dem Boden. Auf der Kommode an der Rückwand lag ein dort gestandener Fruchtkorb in gleicher Lage, während die Oellampe auf den äussersten Rand gerückt war. An einer Zierlampe, zusammengefügt aus phantastischen Formen wilden Alpenwachholders, hing ein Sonnendächlein, das in einer Ecke des Saales gestanden hatte, vollständig aufgespannt am Griffe, unter demselben war ein rotes Baregkleid, das am Fenster gehangen, auf den Boden gelegt und daneben in umgekehrter Lage ein gepolsterter Sessel. Alle diese Gegenstände, wie zerbrechlich auch, waren unversehrt. Die über der Kommode hängende Photographie (*Winkelrieds Abschied*), sowie ein Gemälde über der Chiffoniere (*Unterwaldner Schützentanz*) blieben unberührt. Ein *Nachbar*, der indessen ins Haus kam, wunderte sich nicht wenig über die sonderbare Ordnung in der Stube. Sämtliche Stühle lagen rings um den Tisch, das Unterste zu oberst da. Es ist ganz begreiflich, dass ich, so lange ich im Hause war, ein unverwandt aufmerksames Auge auf alles gerichtet hatte, was vorging; da ich aber Lage und Verhältnisse genauest kannte, gewann ich die vollständige Ueberzeugung, dass auch dieser Spuk nicht von Menschenhand herrühren könne.

Samstag, den 13. September

Als wir morgens beizeiten nachsahen, fanden wir, obschon die Zimmer wohl verschlossen waren, dieselbe Unordnung noch in weiterem Masse angerichtet. Im Saal lagen das Tableau, beide Spiegel und Sessel wieder in derselben Lage, wie gestern, auf dem Boden, zu denen sich nun auch der Fruchtkorb von der Kommode gesellt hatte. An der Schraube, die den einen Spiegel gehalten, hing das rote Baregkleid,

und über dem obersten Fenster war der Vorhang mehrmals um die Stange gewunden. Im *Gartenzimmerchen* hatte sich ein kleines Tableau von seiner beinahe an die Wand zurückgebogenen Schraube abgelöst und ruhte ebenfalls umgewendet neben einem gestürzten Kleiderkoffer auf dem Boden. So in der *Küche* mehrere Geschirre. In der *Hütte* fanden wir die sehr grosse und schwere Waschstande rings von den kleinen Holzgefässen, die in dieselbe hineingelegt waren, umgeben, alles umgestürzt.

Von Geschäften nach Luzern gerufen, hatte ich unter anderem eine grössere Summe Geld anzuzählen. Bei meiner Rückkunft erzählten mir die Meinen, sie hätten diesen Nachmittag eine ganz neue Wahrnehmung gemacht. Wie sie sämtlich in der Stube waren, hörten sie auf einmal in der anstossenden Kammer ganz lautes Geldklingen, und so deutlich Stück für Stück aufeinander hinlegen und dann die Rollen wieder auf die Seite legen, dass sie samt und sonders glaubten, annehmen zu müssen, es sei da jemand mit Geldzählen beschäftigt. Nachsehend haben sie aber niemanden vorgefunden. Um die Zeit befragt, ergab es sich, dass sie genau mit derjenigen zusammentraf, wo ich dieses Geschäft in Luzern verrichtet hatte.

Später, als die drei älteren Knaben *Robert*, *Eduard* und *Oskar* vor dem Hause verweilten, hatten sie ein Herunterfallen von Steinen wahrgenommen. Es sei sogar ein solcher von Faustgrösse dem Jüngling auf die Achsel gefallen, ohne ihn aber schmerzlich zu berühren. Nach der Höhe schauend, wo jene herkämen, haben sie einen ziemlich grossen Stein oben aus dem Schornstein herausfahren und, ohne das Hausdach zu berühren, unweit von ihnen auf das Strässchen herunterfallen gesehen, wo er stark aufgechlagen habe. Als wir uns abends um den Tisch gesetzt hatten, machte bald das eine, bald das andere die Bemerkung, dass sein Stuhl von selbst in leichte Bewegung gerate.

Sonntag, den 14. September

Ich hatte befohlen, die Gegenstände in den Zimmern, wie wir sie gestern am Morgen vorgefunden hatten, unberührt liegen zu lassen, um zu sehen, was damit weiteres geschehen würde. Als wir nun am Morgen neugierig die Runde machten, fanden wir die Gegenstände unverrückt, dagegen fanden wir im Saal noch einen Fusschemel umgestürzt; an einer

der Schrauben, an welcher das Tableau gehangen hatte, war der Griff des Sonnenschirmes, den wir am Freitag wieder in eine Ecke gestellt, eingehängt und der Schirm vollständig aufgespannt. Um die leere Schraube des einen Spiegels hatte sich die Holzkette der Lampe geschlungen und hielt das Baregekleidchen von unten am Saum. Im *Gartenzimmer* schien es, als hätte ein Satyr gehaust. An einer Wand-schraube nächst dem Fenster hing das Kopfkissen des Bettes, an der-jenigen des Tableaus der Teppich bei losgerissenem Ende. Diese beiden Gegenstände waren sodann von dem Fenstervorhang, von dem sich ein Zipfel leicht um die vordere Schraube wickelte, zum grössten Teil verdeckt. Im anstossenden *Kabinettchen* lag der Spiegel, sowie ein Gips-relief (St. Anna) ebenfalls umgewendet auf dem Boden, und auf der Bettdecke, halb unter dem Fusskissen, ein mit blauem Kalk durchzogener Tonschiefer meiner kleinen Mineraliensammlung, dessen Zeichnung ganz getreu einen Menschenschädel darstellt. Aus der *Küche* hatte es die Kaffeemühle, einen Krug, ein zinnernes Gefäss und ein Becken in das *Küchenstüblein* hineinpraktiziert und ebenfalls umgewendet auf den Boden gestellt.

Im *Keller* befand sich bei diesem Anlass die am Morgen von dem *Dienstmädchen* vermisste Feiertagsschürze, die sie doch in ihrem Koffer eingeschlossen zu haben behauptete, über einem gärenden Mostfasse ausgebreitet.

Mittags vertraute ich das Haus einer zuverlässigen Wache, um mit meiner noch daweilenden Familie aus dem *Gedränge der Leute* eine kleine Zerstreung nach Kehrsiten hin zu machen. Wie wir des Abends in der Dämmerung gegen das Haus kamen, sahen wir etwas wie ein leichtes graues Wölkchen uns vorausfächeln. In der *Stube* trafen wir bei *zwanzig Personen*, die aus der umliegenden Gegend herbeigekommen waren. Von einer Anwandlung von Furcht konnte in so grossem Kreise nicht die Rede sein. Wie die Nacht einbrach und man sich anschickte, Licht zu machen, klagte plötzlich eines meiner *Mädchen* mit Angstschrei, es werde wie mit eiskalten umhertastenden Fingerspitzen über den Nacken und im Gesicht berührt. Mit dem Anzünden des Lichtes hörte dieses auf. Kaum wieder im dunklen Hausgange, verspürte es die gleiche Berührung abermals, über welche sich auch das dort weilende *Dienstmädchen* beklagte und später beteuerte, dass auf dem ganzen Weg nach dem Flecken, wohin sie jetzt gehen musste, dieses Berühren wie von kalten, spitzen Hundekrallen sie geplagt hätte.

Die Leute verloren sich erst gegen Mitternacht; ich geleitete die letzten etwa um 12 Uhr selbst an die Haustüre, die ich sodann abschloss. Ich sah mich genau um und schloss ebenso sorgfältig die Stube ab, indem ich den schweren Eisenriegel vorschob, worüber ich mich misstrauisch, wie man unter solchen Vorgängen gegen seine eigenen Sinne wird, mit aller Genauigkeit vergewisserte. Als ich in die Kammer trat, wo meine *Familie* sich zur Ruhe anschickte — denn es getraute sich keines mehr beim hellen Tage allein in ein Zimmer, geschweige zur Nacht in einem abgesonderten zu schlafen — schob ich auch hier den Nachriegel vor. Die Kerze war noch nicht ausgelöscht, und vorne im Ofenrohr brannte ein schwaches Nachtlit. In diesem Augenblick sah ich etwas mit der Bewegung eines Blitzes über der schwankenden Flamme des Lämpchens in das Ofenrohr fahren, während über einem gleichzeitigen Klirren alle erschrocken auffuhren. Wie ich hier nachsah, erblickte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, nebst einigen Glasscherben und Ziegelstücken, einem Lappen und einem Butzen von frischer Birne, ein altes Beil, das sonst seinen Platz im *Küchenstüblein* hatte, bemerkte dann auch, dass die Kammertüre aufgeschlossen und, wie ich mit der Kerze in die Stube trat, dass auch die Stubentüre etwa zur Hälfte offenstand.

Einer meiner *Nachbarn*, dessen Charakter für die Wahrheit seiner Worte bürgt, erzählte mir in der Folge, dass er am gleichen Abend, nachts beim Hause vorübergehend, in dessen Nähe eine hellodernde Lichtflamme wenige Fuss über dem Boden gesehen habe; ihr näher tretend, sei sie ihm auf einmal verschwunden, wie er glaubte, in die weiteste Ferne.

Montag, den 15. September

Als wir nach dem Mittagessen noch am Tische sassen, sahen *zwei meiner Kinder* ein durchsichtiges, ungenaues Schattenbild von der Haustüre her durch den Gang an die offene Stubentüre schnell herantrippeln, wo es einige Male keck anklopfte und dann die Türe, wie gewohnt, rasend ins Schloss warf. Ungefähr um 1 Uhr nachmittags liess sich in dem finstern Gängelein das Wischen, das sich bei geöffneter Türe fortsetzte, wieder hören, worauf man ziemlich schwere, dumpfe Tritte vernahm, als ob jemand aus diesem Orte wegginge. Bald darnach hörte ich auf meinem Schreibzimmer, als ob jemand im anstossenden *Kabinett-*

chen ein Spulenrad triebe, an dem man den Zwirn in langen Zügen aufdrehte. Das Schnurren der Spindel war so stark und so ähnlich, dass ich, von der Wirklichkeit mich selbst zu überzeugen, nicht zauderte. Ohne jedoch eine Spur finden zu können, glaubte ich, wo ich immer hinkam, es stets im Nebenzimmer zu hören, und meine Untersuchung brachte keine Störung in diese Arbeit. Das *Mädchen* behauptete, dieses Zwirnen in letzter Zeit schon einige Male gehört zu haben, dann und wann sei es ihr wieder vorgekommen wie das Räderrasseln beim Aufziehen einer alten Schwarzwälder Uhr.

In den oberen Zimmern hatte es keine Unordnung mehr angeordnet, wohl aber spukte der Satyr auf ähnliche Weise in den unteren Gemächern. Meine *Frau*, im Begriff, zum Ausgehen sich anzuziehen, es war etwa 2 Uhr, hatte ihren Hut auf das Kanapee in der *Stube* gelegt; im Nu war er weg. Mit Verwunderung suchend, da ihn niemand wollte berührt haben, fand man ihn endlich über einem Oelgemälde in der *Kammer* hängend, während mein daneben hängendes Portrait umgewendet war. Ich brachte das Gemälde wieder zurecht, und verweilte einige Zeit umsonst beobachtend davor; kaum war ich weg, so hingen beide Gemälde umgewendet. Auf nochmaliges Zurechtmachen blieben sie in Ruhe. Es geschah dies, während das *Dienstmädchen* mit dem Reinigen des Stubenbodens beschäftigt war und *zwei Personen*, von denen eine aus der Nachbarschaft am Tische Karten spielten, ohne, wie sie sämtliche beteuerten, irgend etwas bemerkt zu haben, was auf eine Manipulation von Menschenhänden hätte schliessen lassen.

Auf den Abend hatten sich *drei Bekannte* eingefunden, um uns den immer beschwerlicher werdenden Aufenthalt durch ihre Wache etwas zu erleichtern, wie wir denn seit Wochen keinen Abend und sehr selten des Tages allein mehr wohnten. Als wir so am Tische und auf dem Kanapee sitzend auf die unausstehliche Berührung von gestern zu sprechen kamen, fiel es einem ein, die Kerze zu löschen. Im Augenblick jammerten meine *Frau* und *Kinder*, dass sie von einem flüchtigen eiskalten Betasten wie von feinen Fingerspitzen im Gesicht und Nacken berührt würden. Meine *Frau* empfand das leise Streichen wie von kalter Totenhand über ihre Stirne und sank, der Ohnmacht nahe, in meine Arme. Ich sass der Fensterwand gegenüber, zur Rechten meine Familie, zur Linken die drei Gäste. In diesem Moment sah ich ganz deutlich das Schattenbild wie von einer grossen Menge zappelnder Hände vor den Fenstern wie mit Blitzesschnelle hin- und herzucken. Berührung fühlte

ich keine, sowie auch die Gäste nicht. Mit dem Wiederanzünden hörte das Spektakel auf. Gegen Mitternacht verliess uns diese Wache. Als wir uns zur Ruhe begeben wollten und das Nachtlicht an seinen Standort brachten, entdeckten wir im Innern des Ofenrohrs nebst einem abgekörnten Maiskolben dasselbe Beil von gestern, das ich wieder an seinen früheren Ort gebracht hatte, nebst einer Sichel und einem eisernen Ringe von drei bis vier Zoll Durchmesser, den ich mich nicht entsinne, früher gesehen zu haben. Mit der Entfernung dieser unheimlichen Gegenstände beschäftigt, klagte das *Mädchen* plötzlich über ein Stechen in seinem Haare und zog jetzt eine zerbrochene Stricknadel, sowie eine Birne aus dem Netze. Indem ich ihr zum Wegtragen der Gegenstände zündete, war ich Augenzeuge, wie sie in der Stube wiederholt von Birnen beworfen wurde, die in ihrem Haarnetze stecken blieben. Sobald die *Kerze* aus dem Schlafzimmer war, jammerte *eines meiner Kinder* wieder über das eisige Betasten an Hals und Gesicht, und wir waren genötigt, nebst dem Nachtlicht die ganze Nacht über auch eine Kerze brennen zu lassen. Oefters wollte bald das eine, bald das andere fühlen, *als ob sich etwas Schweres* zu den Füßen auf das Bett niederliesse und dann wieder von Zeit zu Zeit an der Decke zupfe. Auch das *kleine Kind* wurde wiederholt unruhig, strich mit seinen Händchen mehrmals über das Gesicht und machte abwehrende Bewegungen. Ueber das kalte Anfühlen *beklagte sich eines meiner Kinder* noch mehrmals am Morgen des folgenden Tages, als es schon helle geworden.

Dienstag, den 16. September

Ich sah mich wieder im Falle, einen Teil meiner Familie zu entfernen. Wie schwer auch der Gedanke fiel, das Haus, diese früher so heimelige Landwohnung verlassen zu müssen, um jedenfalls vor Jahren, vielleicht nimmer wiederzukehren, musste derselbe doch in vollem Ernste aufgenommen werden. Bevor ich aber dazu schreiten sollte, hätte ich gerne einen letzten Versuch gemacht, um einige dieser Vorgänge durch eine legale Untersuchung zu konstatieren. Freilich war eine solche durch die Beschlüsse des Wochenrates oder vielmehr durch das beharrliche Rückhalten der Regierungskommission gelähmt. Dessen ungeachtet hatte ich im Sinne, mit Nächstem, wenn möglich auf den Abend, einen Zirkel bereitwilliger Freunde zu diesem Behuf zu sammeln.

Unterdessen nahmen die Phänomene ihren Fortgang. Gegen 8 Uhr des Morgens war ich Zeuge von dem sonderbaren Herumhüpfen eines Apfels. Derselbe kam, von oberhalb des Hauses über die untere Stiege heruntergeworfen, an die Haustüre, von welcher er dann in mehreren Sprüngen an mir vorüber durch den Gang in die Küche hüpfte. Das *Dienstmädchen*, dort am Feuerherd beschäftigt, nahm diesen gequetschten Apfel (Reinette) und legte ihn auf den Küchentisch, von dem er nach kurzer Rast wieder in drei bis vier Sprüngen nach dem Hausgang eilte, wo sie ihn noch einmal auffasste und zum Küchenfenster hinauswarf. In wenigen Augenblicken kam er wieder zum gleichen Fenster hereingeflogen auf den Küchentisch, von dem er nach kürzester Rast in mehreren Sprüngen durch die Küche und den Hausgang in die Stube und von da nach abermaliger kurzer Rast im spitzen Winkel an die Kammertüre zurücksprang, wo er auf dem Boden dieses Zimmers ruhen blieb. Als ich bald nachher wieder in die Küche trat, schlug eine Birne ganz nahe an meiner Seite, wie von der Decke des Zimmers herunter, so blitzschnell und stark auf den Boden, dass sie ganz zerquetscht wurde. Ausser der *Magd*, die am Herde stand, befanden sich alle noch im Schlafzimmer. Um 12 Uhr, wie einer der *Knaben* auf meinem Zimmer zeichnete, hörte er, indem ich aus der Türe trat, als ob jemand in starken, dumpfen Tritten neben seinem Stuhle aufträte. Als wir im Laufe des Nachmittags nach dem Ofenrohr sahen, wie das seit den schauerhaften Entdeckungen jetzt öfters geschah, fanden wir dasselbe mit einem älteren Pferdegeschirr und einer Kette gefüllt, die so kompakt in diesen nach innen weiten Raum hineingepresst waren, dass ich sie nur mit grösster Mühe wieder herausnehmen konnte. Das Geschirr hatte sonst im Küchenstüblein, die Kette aber in verschlossener Remise gehangen. Mir fehlte auch da jeder Anhaltspunkt, dieses Geschehen auch nur mit einigem Verdachte einer menschlichen Hand zuzuschreiben.

Am Abend nach dem Essen teilte ich meiner Familie meine Gedanken über Anstellung einer neuen Untersuchung mit, worüber mancherlei Hoffnungen und Bedenken laut wurden, und las dann etwas aus einer Zeitung vor. Wir sassen um den Tisch, die Türe stand offen, weil sich das *Mädchen*, das jetzt am Spülstein beschäftigt war, sonst sehr fürchtete. Auf einmal winkte man mir, innezuhalten: man höre da draussen jemand mit der *Magd* sprechen, was ich nun auch deutlich wahrnahm. Im Begriff näher aufzuhorchen, stürzte das *Mädchen* leichenblass mit Angstschrei aus der Küche auf uns zu und erzählte uns, nach-

dem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, dass die tiefächzende Stimme, die sie schon öfters gehört hätte, wie neben ihr aus der Wand heraus langsam gesprochen habe: „*Jetzt komme ich nimmer!*“ Sie habe versichert sie, während dieser Worte vor Angst keinen Atem schöpfen können. Kurz vorher fühlte meine *Frau* einen eiskalten Hauch über ihre Hand streichen, worauf sie sich über leichtes Erstarren des Handgelenkes beklagte; eine Erscheinung, die bei hellem, warmen Tage, wie bei Nacht, nicht bloss von den Mitgliedern der Familie, sondern auch von anderen Anwesenden gefühlt worden war. Es war die Empfindung, als wenn man von einem Blasbalg angeblasen würde. Dessen ungeachtet war es am folgenden Tage

Mittwoch, den 17. September

nicht ruhig geblieben. Eine Stricknadel, welche in den letzten drei Tagen sehr unruhig geworden, trieb auch heute ihr Spiel, legte sich bald in dem einen, bald in dem anderen Zimmer ab. Das geschah aber so blitzschnell, dass die Blicke nur ein Zucken wahrnehmen konnten, unter dem sie auf den Boden fiel. Einmal wurde sie zum Fenster in das Gras hinausgeworfen, nach einer kurzen Weile lag sie wieder da. Um Mittag wollte man an der Hauswand gegen den Garten wieder ein leichtes Anklopfen gehört haben. Als *einer meiner Knaben* zirka um 1 Uhr an der Saaltüre vorüberging, behauptete er, in demselben ein dem Tanzen mehrerer Paare ähnliches Schleifen, sowie am Abend ein starkes Anklopfen an den Boden beim Abtrittgönglein behorcht zu haben.

Donnerstag, den 18. und Freitag, den 19. September

An den zwei folgenden Tagen blieb es ruhig. Die Untersuchung schien wieder vereitelt zu werden. Die Furcht aber, von der meine ganze Familie einmal ergriffen war, und die Befürchtung des Aeussersten bei allfälligem Wiedereintritt solcher Erscheinungen, bewogen mich am Samstag zur Abreise, um irgendwo anders im Schweizerlande ein Asyl vor diesen unerklärlichen Verfolgungen zu suchen.

Sonntag, den 21. September

An diesem Tage kam ich abends wieder von meiner Reise zurück, kaum nachdem meine *Frau* — der ich anbefohlen hatte, auf diesen Tag

das Haus vor dem leichtsinnigen Pöbel, den jeweilen die verschärfte Polizei des eidgenössischen Bettages namentlich massenhaft aus der benachbarten Stadt Luzern treibt, abzuschliessen — einer Gesellschaft die Türe gewiesen hatte, die ihre gegen die Ländler gewohnte städtische Ungeniertheit so weit getrieben hatte, dass sie sich der Leiter bedient hatte und Dieben gleich durch die Fenster eingebrochen war. Zur Satisfaktion darf hier beigefügt werden, dass einzelne derselben, scheinbar besserem Stande angehörend, durch das ruhig-gemessene Zurechtweisen wenigstens beschämt von hinnen gingen. Wie wehe mir auch diese Verletzung des Hausrechtes tat, so konnte ich doch das Gebaren eines Teiles der Luzernerischen Presse nun auch eher begreifen und mit mehr Gleichmut hinnehmen. Es wäre übrigens ungerecht, hier nicht viele honette Persönlichkeiten aus dieser Nachbarschaft zu erwähnen, die sich zum Teil selbst von diesen Erscheinungen überzeugt hatten und nicht ohne Teilnahme solche Ausschweifungen und den wetteifernden Unglauben missbilligten, den die müssigen Platzhüter und Neuigkeitsjäger daselbst zum Unterhaltungsstoff des Cafés gemacht hatten.

Mich nach den inzwischen vorgefallenen Erscheinungen erkundigend, teilte mir ein *Wächter* mit, dass er heute ein einzigesmal etwas, und zwar ein Geräusch in der Küche vernommen habe, als ob das dastehende Wassergefäss auf den Küchenboden auslaufen würde; er habe dann mit einer zufällig anwesenden *Person*, die dies bejahte, sich ganz genau umgesehen, allein keine Spur zur Veranlassung des Geräusches, das wie in unmittelbarer Nähe und ziemlich stark gewesen sei, entdecken können. Dagegen wurden am

Montag, den 22. September

wieder mehrere Vorgänge wahrgenommen. Als um 12 Uhr *eine meiner Töchter* am Brunnen weilte, sah sie sich plötzlich von einem Steinregen überfallen, der rings um sie, ohne sie zu treffen, auf den Boden schlug. *Zwei*, die am Fenster in der Küche standen, sahen einen Stein vom Hausdach herunterfallen, worauf alsbald ein zirka zwei Pfund schwerer, scharfkantiger Mauerstein durch das Kamin herab auf den irdenen Pfannendeckel und von diesem auf den Boden absprang, ohne etwas zu beschädigen und ohne ein Russmal zu hinterlassen.

Abends zirka 5 Uhr, da in Anwesenheit des *Hüters* sich die sämtlichen Hausgenossen ausser das Haus begeben und dasselbe abge-

schlossen hatten, sahen *drei*, die unten am Hause standen, den Vorhang beim unteren Kammerfenster in Bewegung geraten, als fasste eine unsichtbare Hand denselben in der Mitte zusammen und schwenkte ihn mit aller Behendigkeit auf und nieder. Diese Bewegung an den Vorhängen schauten *drei* von der vorderen Seite des Hauses; und *eines meiner Kinder* glaubte, durch die Fensterscheiben eine graue, unförmliche Gestalt sich bewegen zu sehen. Als jetzt *einer der Knaben* mit einem herbeigekommenen *Arbeiter* ins Haus trat, hörte er von der Ecke der Kammer ein so lautes Schnurren oder Rollen, dass der Boden erbebt, sehen konnte er aber nichts mehr. Später zeigte sich jenes graue Bild wieder und am offenen Kammerfenster ein Winken wie mit einem weissen Tüchlein. *Eine meiner Töchter* behorchte noch später in der Küche ein wehmütiges Schluchzen, das wie aus den oberen Gemächern herkam und lange anhielt.

Dienstag, den 23. September

An diesem Tage konnten wir nichts bemerken, bis abends 7 Uhr, wo es wieder Steine durch das Kamin herabwarf. Es waren taunasse Kiesel von der Grösse etwa eines Hühneis.

Mittwoch, den 24. September

Vormittags fuhr plötzlich ein Stein zwischen *meine zwei älteren Mädchen*, welche vor dem Hause standen, nieder, ohne sie empfindlich zu berühren. Nachmittags klopfen wieder einmal zwei ziemlich starke Schläge an den Stubenboden herauf. Am Abend, wie *eine meiner Töchter* unten am Hause bei einer Nachbarin verweilte, sah sie hinter dem geschlossenen Küchenfenster einen grauen Lappen rasch hin und her und auf- und niederfahren, gehalten wie von einem gebräunten Knochenarm. Die *Nachbarin*, die darauf aufmerksam gemacht, dies ebenfalls schaute, ermannte sich, sprang durch die Hütte in die Küche. Die Erscheinung war blitzschnell verschwunden, und sie fand nichts mehr vor. Hierauf warf es in die Küche mehrere kleine und grosse Kieselsteine.

Donnerstag, den 25. September

Im Ordnen meiner Geschäfte begriffen, hatte ich vormittags im nahe gelegenen Fleckchen Gelegenheit gefunden, mich über den Vertrag

eines Holzwerkes in meinem Walde zu besprechen. Wie ich um Mittag nach Hause kam, erzählte mir meine *Frau*, dass sie des Vormittags in der Küche, nachdem *eines ihrer Kinder* ein schwaches Klopfen an den Boden gehört hatte, längere Zeit ganz deutlich ein Holzspalten aus der Hütte herauf vernommen hätte, während sich doch niemand dort befand. Der Schlag der Axt, deren Seufzen und das Ausspalten des Holzes habe man ganz wohl unterscheiden können; sie habe die Kinder herbeigerufen, welche es ebenfalls mitangehört.

Des Nachmittags behorchte *eine meiner Töchter* das langanhaltende Rollen, welches dem Aufziehen einer alten Stubenuhr glich, und später ein leises Anklopfen an meinem Büro. Als die *Kinder*, des Abends allein gelassen, sich in die vermietete Wohnung zurückzogen, verfolgte sie auch hier das Steinwerfen bis in das Zimmer, während man in diesem Neubau sonst keinerlei Spuk beobachtet haben wollte. Später, als sich wieder alle in der Stube befanden, habe man auf die kecke Aufforderung, sich, was es immer sei, zu enthüllen, Tritte von der Hütte herauf bis an die Stubentüre kommen hören, wo sich aber der *Kinder* die Angst bemächtigte und dem Exorzisten der Mut entsank. Es mochte zwischen 7 und 8 Uhr sein. Man wollte sodann noch eine leichte Bewegung der an das Schloss angelehnten Türe und ein allmählich abnehmendes Murren bemerkt haben. Ich hatte, da heute Gerichtstag war, bis 9 Uhr in Stans zu verweilen.

Samstag, den 27. September

warf es während des Nachmittags, als ich mich mit einem *Möbelarbeiter* über der Stube befand, einen beweglichen Zimmermannswinkel von der obersten Diele neben uns in den Hausgang herunter, ohne dass wir bei sofortigem Nachsehen die Ursache hätten entdecken können. Mit furchtbarem Schrecken überwältigte am Abend eine weissliche Erscheinung unter dem Fenster der Diele *einen meiner Knaben*. Dieselbe zeigte sich ihm in der Form von zwei Armen mit schneeweissen, breiten, vorn zugespitzten Händen, die ihm gaukelnd entgegen schlugen und dann verschwanden.

Sonntag, den 28. September

bemerkte man das Steinwerfen mehrmals, vormittags vom Kamine in den Garten, abends im Innern des Hauses in die Küche, sowie über die

Stiegen herunter, und im Laufe des Nachmittags zwei dumpfe Schläge an den Stubenboden. Am Abend war ich, aufmerksam gemacht, Ohrenzeuge, wie es unter dem Abtrittboden lange nagte, wie ein Hund an einem Knochen, und dann mit mehrmaligem Klopfen endete.

Montag, den 29. September

vormittags nahm man das Kieswerfen im Garten wiederum wahr. Dann blieb es ruhig bis abends, wo *eine meiner Töchter* nebst einem *Verwandten* ausser dem Hause von meinem Schreibzimmer her ein lautes Klopfen vernahm, zuerst an den Boden, sodann an die Fenster desselben. Bei sofortigem Nachsuchen fand ich gar niemand im Hause vor.

Dienstag, den 30. September

war es ruhig bis abends bei einbrechender Nacht, wo es einen faustgrossen Stein unter starkem Poltern über die Stiege bis vor die Stubentüre und einen in die Küche warf; beide waren taufeucht. Von da an wurde nichts mehr bemerkt bis zur Nacht vom

Freitag, den 3. auf Samstag, den 4. Oktober.

In dieser Nacht ward es in den oberen Zimmern unruhig, und man meinte mehrmals dumpfe Tritte in der über dem Schlafgemache liegenden Laube zu vernehmen. Ich begab mich heute nach Luzern. Um Mittag bemerkten *meine zwei älteren Mädchen Emaline und Melanie*, als sie sich ausser dem Hause in der Nähe des Milchkellers befanden, ein Klirren an den Eisengittern des unteren Fensters, worauf sie wahrnahmen, dass ein ziemlich grosser Stein hereingefahren und in die Waschstände niedergefallen sei. Bald nachher erblickte mein zweitältester *Knabe Eduard* ein kleines, dreieckiges, weisses Bild von Innen bis an dieses Fenster herankommen und dann rasch wiederum zurückfahren. Das Haus war von allen verlassen und abgeschlossen. Als sie etwa um 2 Uhr dahin zurückkehrten, fanden sie in der Stube drei Sessel umgestürzt und in deren Sargen eiserne Zwingen, welche niemand umgelegt, noch auch die Eisenringe vorher gesehen haben wollte. Mit der Dämmerung kam ich nach Hause, und als ich mich nach dem Nachtessen zum Obstkeltern in die Nachbarschaft begeben sollte, wollte in dem

Hause niemand verweilen. Man schloss die Ueberbleibsel der Mahlzeit, worunter ein Zinnteller mit zweieinhalb Würsten nebst dem Brote in den hiefür bestimmten Schrank des Stubenbüffets ein und zog den Schlüssel ab. Ebenso wurden Zimmer- und Haustüren abgeschlossen. Während die *Knaben* und das *Dienstmädchen* mit mir kamen, verfügte sich meine *Frau* mit den *Mädchen* in die vermietete Wohnung im Neubaue. Es mochte ungefähr 10 Uhr sein, als ich mit meinen Begleitern an der Mietswohnung ankam und dann sämtliche nach Oeffnung in das Haus wieder eintraten. In der Stube fand man die vor dem Weggehen verschlossene Schranktüre offen, die Zinnplatte lag umgewendet auf dem Boden, daneben das Brot und auf den Sesseln herum die Würste. Aus dem Anbaue hatte sich niemand entfernt. Die Nacht über glaubte man zum wiederholten Male ein Herumgehen in den oberen Zimmern zu gewahren.

Sonntag, den 5. Oktober

Am anderen Tag warf es nachmittags mehrere frisch abgerissene entblätterte Baumzweige durch das Kamin in die Küche herunter, wovon ich nebst mehreren meiner Hausgenossen Augenzeuge war.

Montag, den 6. Oktober

hatte ich mich mit meiner *Frau* nach Luzern an die dortige Messe begeben. Schon um 9 Uhr bemerkten die *Kinder* in dem Gängelein, wie früher sehr oft, das Hinrutschen an die äussere Türe und deren Auf- und Zuschliessen. Bald nachher klopfte es vom Gange her an die Stubenwand. Einmal hörten sie im Hausgange wie vom Boden herauf dieselbe tiefächzende Stimme, wie sie schon oftmals gehört worden, bald nach dem Namen des einen, bald des anderen *Mädchens* rufen, bald nach dem Aufenthaltsort der Mama sich erkundigen. Dann hätten sie Geräusch oben im Hause wahrgenommen, worauf sie sich wieder ausser das Haus begaben. Wie sie des Nachmittags sich bei der Scheune aufhielten, meldete ihnen die *Frau* aus dem Anbau, dass sie, wie sie soeben aus dem Allmendacker, wo sie mit ihrem Mann beschäftigt war, heimkehrend gegen den Hausgarten gekommen sei, im Hause ein Mädchen am Fenster sitzend gesehen habe, welches der *Magd* ähnlich, jedoch viel sorgfältiger gekleidet wäre und unverwandt bedächtig vor sich hin auf den Boden geschaut hätte. Es zeigte sich, dass unser *Mädchen* in der Nach-

barschaft abwesend war. Am Fenster sah man nichts mehr. Nach einer Weile wollte meine *zweitälteste Tochter Melanie* sich nach der Wäsche im Garten umsehen und erblickte jetzt auch dieselbe Figur am gleichen Fenster, die sie nun lange ruhig betrachtete. Es trug diese Mädchen-gestalt eine grüne Jacke und über glattem Haarscheitel ein Netz und das Haupt melancholisch vor sich hin gebeugt. Zweifelnd, ob es doch das *Dienstmädchen* wäre, rief sie ihr keck beim Namen, worauf sich das Bild tief und tiefer in auffallender Höckerform verduckte. Sich nach der *Magd* erkundigend, sah sie diese von einem entfernten Nachbarhause, wohin sie Obst gebracht hatte, zurückkommen. *Einer der ältesten Knaben*, als ihm dieses mitgeteilt worden, lief alsbald nach dem Garten, um diese Erscheinung auch wahrzunehmen. Er sah am gleichen Orte nichts mehr, wohl aber durch das offene Fenster des Gartenzimmers dieselbe Figur, wie er aber meinte, in brauner Jacke, vom Gange her in das Zimmer treten und dann keck den Fuss auf die Fensterlehne schwingen, als ob sie herausspringen wollte, dann aber plötzlich verschwinden. Abends, als wir nach Hause zurückgekehrt waren, wurde die gleiche Figur wieder am unteren Fenster von der *Magd* und der *Tochter*, welche sie nachmittags geschaut hatte, noch einmal ganz in der früheren Stellung beobachtet. Ein sofortiges Nachforschen führte auch hier zu keinem Resultate.

Mittwoch, den 8. Oktober

Während sich vormittags meine *Frau* und *einige meiner Kinder* zu einer kleinen Bergreise nach Rickenbach anschickten (ich war früh morgens nach Zürich verreist), klopfte es noch einmal mit aller Heftigkeit an den Kammerboden herauf. Es war das eine der letzten auffallenden Erscheinungen. Was weiteres bis zu unserem Auszug aus dem Hause noch vorging, reduzierte sich auf das Steinwerfen und Herumgehen in den leeren Gemächern nach Pausen von zwei bis drei Tagen.

Mittwoch, den 22. Oktober

wo wir das Hausgerät verpackten, bewarf es *die Kinder* mit grossen Stücken von aus dem Kamine (das am 20. September vom Kaminfeger gereinigt und untersucht worden war, ohne dass er auf etwas Verdächtiges gestossen wäre) abgelöstem Russe und trieb sie aus den obersten Gemächern mit Holzstücken, Steinen und Nüssen heraus.

Die Gefühle, mit denen ich am anderen Tage das Haus, in welchem ich mit der ersten Minute des Neujahres 1818 ins Leben getreten, das Glück einer harmlosen Jugend unter dem wohlwollendsten Schutze meiner unvergesslichen Eltern verträumte und seit zwanzig Jahren die Freuden eines glücklichen Familienlebens genossen ... die Gefühle, mit denen ich alle meine früher so traulichen Gemächer jetzt nacheinander abschloss, um sie wahrscheinlich nimmer zu bewohnen, haben so tief in das Mark meines Lebens gegriffen, dass sie es stumpf gegen jeglichen Spott gemacht haben. An der Grenze meines freundlichen Landbesitzes angekommen, lernte ich die Worte des Dichters in vollem Sinne begreifen, dass an so einem Heimwesen oft ein halbes Menschenleben hängt.

Ein scharfer Griffel hat aus dem Tagebuch meines Lebens die schönere Hälfte mit einem Zuge gestrichen ... des unberechenbaren Schadens nicht zu gedenken, der mir erwachsen ist. Ich lege aber alles als Pfand für die treue Wahrheit dessen, wovon ich mich seit Wochen mit hellem Sinne überzeugt, und mit der der Wissenschaft und ihrer ewigen Forschung schuldigen Gewissenhaftigkeit hier in dieser kleinen Schrift nieder.

Wenn ich lange Namensverzeichnisse von Zeugen aus verschiedenen Ständen, auf die ich wiederholt hingewiesen, hier weglasse, so geschah es keineswegs, um dieselben vorzuenthalten, vielmehr werde ich stets bereit sein, ersten Forschungen von Autoritäten zur Beschwichtigung allfälliger Zweifel damit beizustehen.

Dass in unseren Tagen diese nicht die einzige Erscheinung der Art ist, dafür spricht, abgesehen von den in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Forschung gesammelten Erfahrungen, die Menge Zuschriften, die mir im Laufe dieser schweren Tage von achtbaren Händen zugekommen sind über ähnliche, selbst erfahrene Erlebnisse. So schreibt mir u. a. ein vornehmer, in der liberalen Schweiz hochangesehener Freund, dass auch ihm ebenso unerklärliche Phänomene begegnet, die aber minder tumultös im engen Kreise Vertrauter gebannt blieben.

Das Haus blieb seit unserer Abreise verschlossen. Es ist erst in diesem Frühjahr (1863) wieder von einem Mieter bezogen worden, ohne dass bisher von einer Fortsetzung dieser Erscheinungen mit Bestimmtheit etwas bemerkt worden; auch blieb ich mit meiner Familie von meinem Auszuge ab von derartigen Verfolgungen verschont.

Die Bedeutung des Falles Joller springt in die Augen, wenn, ja, wenn die berichteten Erscheinungen als unverfälschte Tatsachen akzeptiert werden müssen. Müssen sie das?

Unverkennbar ist das Erlebte sorgfältig beobachtet und gewissenhaft berichtet worden. Tag für Tag waren „Hunderte“ Zeugen, darunter Persönlichkeiten wie der Gerichtspräsident Odermatt, der Polizeidirektor Jann, der Richter Schellenberger, der Landeshauptmann Zelger, der bischöfliche Kommissarius Niederberger, ferner zwei Aerzte, ein Geistlicher usw. Nach dem Erscheinen von Jollers Schrift hat keiner gegen die Berufung auf ihn Verwahrung eingelegt. Der Gerichtspräsident bemühte sich sogar um eine wissenschaftliche Untersuchungskommission, bezeichnenderweise umsonst.

Unverkennbar ist auch, dass anfangs die ganze Familie dem Unverständlichen mit grösstem Unglauben gegenüberstand, dauernd alles aufbot, um eine natürliche Ursache zu entdecken, und in diesem Bestreben auch von anderen unterstützt wurde. Doch die Sache war und blieb unerklärlich in jeder Hinsicht.

Unbestreitbar ist ferner, dass in steigendem Masse alle schwer zu leiden hatten unter den Erscheinungen und diese ständig zunahmen an Mannigfaltigkeit, Heftigkeit und Widerwärtigkeit, bis auch nachts keine Ruhe mehr war und das Schlimmste zu befürchten stand, ohne dass es gelingen wollte, dem Unfug zu steuern. Schliesslich konnte er auch nicht mehr geheim gehalten werden, angesichts seines „polternden Ungegestüms“. Die Familie wurde dadurch aufs schwerste geschädigt; denn das Aufsehen, das die unerhörten Vorgänge auch ausserhalb des Städtchens hervorriefen, lockte einen wachsenden Zustrom von Neugierigen und Sensationslüsternen herbei. Sogar aus Luzern und per Leiterwagen kamen sie, so dass selbst die Polizei Mühe hatte, den belagernden Massen zu wehren, die an rücksichtsloser Neugier nichts zu wünschen übrig liessen. Das führte allmählich zur vollständigen Desorganisation der Hausordnung, so dass die Kinder zeitweise ausquartiert werden mussten, obwohl sie sich bewunderungswürdig tapfer und vernünftig benahmen. Endlich siegte aber doch die Angst. Selbst den Nationalrat packte sie. Keiner getraute sich mehr allein zu schlafen. So blieb nichts als Flucht.

Konnte das alles nur Täuschung, nichts als Täuschung sein? Eine allgemeine Sinnesverwirrung, der nicht allein die verschiedenen Hausbewohner verfallen waren, sondern auch, das ist zu bedenken, die unzähligen Aussenstehenden? Diese Frage führte mich zu einer anderen: ob es wohl gelingen könnte, Jollers Bericht zu ergänzen und zu klären durch offizielle Aktenstücke und zeitgenössische Berichte? Der Bericht jener Untersuchungskommission stand dabei im Vordergrund. Zu diesem Zweck ersuchte ich Prof. Bleuler um Beschaffung von Jollers Schrift — in der Münchner Staatsbibliothek fehlte sie —, denn ihren Inhalt kannte ich nur aus einem alten Buch, das ich ganz „zufällig“, ohne Ahnung seines Inhaltes, einmal antiquarisch erworben hatte, lange vor Beginn meiner Materialsammlung für den Spuk. Verfasst von einem praktischen Arzt, Dr. K. A. Berthelen in Zittau, und 1864,¹ bald nach Jollers Schrift erschienen, enthielt es zahlreiche Spukfälle, darunter ausgerechnet auch diesen, und zwar ausführlicher als später irgendwo sonst. Ausserdem enthielt es als Hauptstück den hochinteressanten Fall Steudner, auf den ich sonst kaum gestossen wäre.

Ferner bat ich Prof. Bleuler, nachzuforschen, ob Nachkommen noch am Leben seien und diese, wenn möglich, zu verhören. Nach Wochen kam folgender Brief:

„Die Broschüre habe ich durch eine Nidwaldische Zeitung zu kaufen gesucht, aber keine Offerte bekommen. Ferner habe ich die Tochter in Freiburg aufgesucht und über ihre Erinnerungen ausgefragt, und zwar an Hand der Broschüre ihres Vaters. Sie hat ein nicht nur für ihr Alter, sondern unter allen Umständen tadelloses und merkwürdig scharfes Gedächtnis. Sie konnte mir alles Wesentliche, was in der Broschüre steht, bestätigen, zu einem grossen Teil aus eigener Anschauung.

Zürich, 8. 12. 1919.“

Später die Mitteilung, die Schrift befinde sich auf der Zürcher Stadtbibliothek. Er werde sie für mich abschreiben lassen.

Die Angelegenheit blieb liegen. Ich hatte mich inzwischen, hauptsächlich aus praktischen Gründen, entschieden, den Spuk im „Okkultismus“ nicht mehr zu behandeln. Nach dessen Erscheinen kam der Stein wieder ins Rollen, und ich beschloss, alles daran zu setzen, um den Fall zu klären. Zu dem Zweck machte ich zwei Besuche in Stans.

¹ Die Klopf- u. Spukgeister zu Oderwitz in Herwigsdorf h. Zittau. Zittau 1864.

Ausgerüstet mit einer Empfehlung an den Landschreiber Odermatt, die denkbar beste, die mir eine „zufällige“ Bekanntschaft in die Hände gezaubert hatte, fuhr ich am 25. Juli 1936 hin. Der Landschreiber ist nämlich nicht nur ein Verwandter des einstigen Gerichtspräsidenten, der eine so bewundernswerte Rolle den unbegreiflichen Geschehnissen gegenüber gespielt hat durch seine Vorurteilslosigkeit und sein mannhaftes Auftreten im Interesse der Klärung des Sachverhaltes. Er ist auch ein bekannter Innerschweizer Schriftsteller und Historiker von Nidwalden. Daher war er am ehesten befähigt, nach den betreffenden Akten Umschau zu halten und alle erreichbaren Auskünfte zu beschaffen.

Im Rathaus des alten Städtchens Winkelrieds suchte ich ihn nach Vereinbarung auf. Nachdem er aufgetaut war, zeigte er sich sehr interessiert und sagte jede Hilfe zu. Glänzend sah die Situation allerdings nicht aus: die Protokolle und Gutachten der Untersuchungskommission würden kaum zu beschaffen sein. Er wolle nachforschen. Ähnlich verhielt es sich mit den Akten der Kirchenbehörde. Hilfe von dieser Seite sei auch kaum zu erwarten. Erfreulich dagegen war die Mitteilung, dass das Haus Joller noch existiert, sogar wenig verändert, jetzt in Händen des Ehepaars S., das den Besitz um 1914 vom reichen Bauern Lussi erworben hatte. Ich könne es gleich besichtigen. Er gab mir darauf die Personalien der Familie Joller, die er später noch ergänzte.

Ganz schlimm stand es dagegen um die Schrift. Sein eigenes Exemplar hatte der Landschreiber verliehen und nicht zurückerhalten. Alle Bemühungen um ein anderes waren vergebens. Die Schrift sei bestimmt nicht mehr vorhanden. In der alten Buchhandlung von Matt, zu der er mich führte, war der Bescheid ähnlich. Auch in einem Auftrag aus England war vergeblich nach ihr gesucht worden.

Beim Abschied bemerkte der Landschreiber noch: „Der Spuk hat die ganze Familie um Gut und Ansehen gebracht. Als ruinierter Mann verliess Joller die Heimat.“

Das Haus Joller, dem mein Besuch nunmehr galt, liegt ausserhalb des Städtchens in Richtung Bürgenstock. Es folgt auf ein einzelnes Bauernhaus an der Landstrasse, steht aber zurück. Eine grosse Wiese liegt davor. Mit seiner schmalen Front ist es nicht zu verkennen. Früher ging die Landstrasse direkt vorbei. Später wurde sie verlegt. Ein Privatweg führt jetzt im rechten Winkel rechts um die Wiese auf einen

grossen Kiesplatz an die Breitseite des Hauses mit dem Eingang in die „Hütte“ (Waschküche). Hier fand ich die Bäuerin am Waschtrog. Sie nahm mein Anliegen freundlich auf und führte mich eilfertig ums Haus — ihr Mann war gerade abwesend — die kleine Treppe hinauf in die „Vorlaube“, wo wir uns am langen Tisch niederliessen, den Blick auf Garten und Wiesen. Bald waren wir ganz vertieft in den Fall Joller, für den die sichtlich energische und tatkräftige Frau ein lebhaftes Interesse bekundete, verbunden mit gesundem Menschenverstand, Wirklichkeits-sinn und vernünftigen Urteil.

Hauptsache war: sie besass die Schrift! Doch: verliehen — dieses verhängnisvolle Verleihen! In einigen Tagen solle sie zurückkommen. Sie werde sie mir dann schicken. Bezeichnend war, wie sie zu ihr gelangte: aus einem anderen Dorf stammend, hatte sie von der Sache Joller niemals gehört, auch nicht nach ihrer Verheiratung. Sie hatte sich ja lange vor ihrer Zeit abgespielt. Da entdeckte sie eines Tages zufällig die Schrift beim Räumen unter den Sachen ihres Mannes. Er hatte sie offenbar vor ihr versteckt! Gleich setzte sie sich hin und las. Da klopfte es an die Türe. Erschrocken schob sie die Schrift unter das Tisch-tuch. Der Priester trat ein zu einem Besuch. Das schlechte Gewissen trieb ihr das Blut in den Kopf, so dass sie errötete. Nach dem Grunde befragt, gestand sie. Darauf bemerkte der Priester — das einzig Vernünftige: es schade nichts, wenn sie sie lese. (Er kannte sie also!) Nachher solle sie sie aber weglegen.

Uebereinstimmend mit Odermatt erzählte sie mir dann, was sie über die Familie und den „Spuk“ erfahren hatte, manches ergänzend. Besonders wertvoll war die Mitteilung, dass dieser mit dem Wegzug der Familie vollständig aufgehört hätte — sie war hierin sehr bestimmt — ähnlich wie damals, als die Familie während der Untersuchung der Dreierkommission ins Gasthaus transferiert worden war. Von Ueberlebenden kannte sie nur die 92-jährige Mutter des Nachbarn im Bauernhaus an der Landstrasse — ich könne sie besuchen — und die Witwe des Bauern Lussi, an den Joller den Besitz verkauft hatte; denn er heiratete erst mit 60 und sie sei jetzt ungefähr ebenso alt. Wenn sie auch nichts selbst erlebt haben konnte, so wisse sie vielleicht manches. Von ihr hatte ihr Mann seinerzeit auch die Schrift erhalten, „weil sie doch zum Haus gehöre“. Fr. S. holte darauf die beiden erwähnten vergilbten Photographien und erzählte, dass zwei Töchter Jollers „lange nach 1916“ dagewesen wären, um ihr einstiges Heim wiederzusehen und sie ihr

dann geschenkt hätten. An deren Namen konnte sie sich allerdings nicht mehr erinnern. Sie habe auch die eine gefragt, ob es denn wirklich so gewesen sei? Darauf habe jene nur bemerkt: „Es war schrecklich.“ Was sie erzählte, habe mit der Schrift genau übereingestimmt.

Frau S. stellte weiter fest, dass auch alles, was die Dorfleute berichteten, übereinstimmte, so, als besonders auffallend, wie einmal nach dem Pferdegeschirr im Stall vergebens gesucht wurde, bis man es schliesslich im Ofenrohr fand, wobei gar nicht zu begreifen war, wie es überhaupt hineingezwängt werden konnte (p. 94). Sie bestätigte, dass auf Joller ein Verdacht niemals gefallen war, dagegen auf seinen jüngsten Sohn: dieser habe dahintergesteckt! Auf meine Frage bestätigte sie das ausserordentliche Gedächtnis der Tochter — ich glaubte, es handle sich um die gleiche, die Bleuler verhört hatte. Das war ein Irrtum, wie sich später herausstellte. So habe sie sich noch genau an eine Quelle erinnert, in einem Feld in einiger Entfernung vom Hause. Frau S. wusste nichts von dieser. Sie ging dann mit ihr hin und es bestätigte sich.

Schliesslich führte sie mich im Haus herum, das im wesentlichen unverändert sei, abgesehen von einem kleinen Anbau und einer Wand im zweiten Wohnstock, durch die ein drittes Zimmer auf der Hüttenseite gewonnen worden sei und durch die Verlegung der Treppe. Dagegen wurde es stark renoviert; denn es war seit Jollers Wegzug bis zur Uebernahme durch Herr S. 1914 ständig vermietet. Namentlich die Fussböden und Decken hatten erneuert werden müssen. Jetzt sieht das Haus, das der Besitzer mit schönen Holzdecken, alten Möbeln und Hausrat verständnisvoll ausgestattet hat, ungemein sauber und behaglich aus.

Das Hauptspukzimmer, nach ihrer Angabe, ist im zweiten Stock, ein grosses Eckzimmer mit drei Fenstern, zwei auf der Frontseite, das dritte auf der Hüttenseite. Es ist kleiner als ursprünglich, infolge der eingezogenen Wand. Bei Entfernung der alten Tapeten kam hier, wie Frau S. sagte, etwas Unverständliches zum Vorschein: zwei alte Kästen, wie schmale hohe Wandschränke, doch völlig leer. Der eine neben dem Hüttenfenster, mit einer schmalen Türe, ist noch vorhanden. Er ist nicht wieder übertapeziert worden wie der andere. Ich sah hinein: leer! Was mochte sein Zweck gewesen sein? Die Kammer oben, wo einst die Waffen versteckt wurden, ist unberührt, noch im ursprünglichen Zustand.

Beim Abschied liess mir Frau S. bereitwillig die beiden Photos zum Kopieren und wollte die Schrift nachsenden. Ich lehnte ab. Sie wer mir

zu kostbar. Dagegen versprach sie sie mir für nächsten Sommer. Auch für weitere Nachforschungen sagte sie zu. Doch es blieb beim guten Willen. Ich sah die gute Frau nicht wieder.

Bei der Mutter des Nachbarn war nichts zu holen. Sie war bereits zu alt und schwerhörig. Doch ihr Sohn, ein älterer Bauer, erzählte, dass er von seinem Vater vieles erfahren habe, denn dieser sei oft hinübergelaufen, wenn der Lärm wieder losgegangen sei. Er wiederholte die Geschichte mit dem Pferdegeschirr, die offenbar den nachhaltigsten Eindruck hinterlassen hat. Weiter berichtete er folgende Begebenheit: einmal wollte dort die eine Zimmertüre absolut nicht aufgehen. Schliesslich stemmten sich sein Vater und drei Männer im Gang mit aller Gewalt dagegen. Endlich flog sie auf und sie fielen mit der Türe in die Stube, wo ein kolossaler Luftdruck herrschte. Ein andermal war es umgekehrt: die Türe war wieder nur angelehnt und trotzdem vom Zimmer aus durchaus nicht aufzubringen. Nur mit grösster Gewalt gelang es ihnen schliesslich. Zu sehen war dabei nichts. Manchmal, wenn mehrere Leute im Zimmer waren, sahen alle, wie einige der Bilder an der Wand abgehängt und umgedreht wurden. Auch hier war nicht zu sehen, wer es tat.

Der Bauer bestätigte, dass der Spuk mit Auszug der Familie völlig aufgehört habe. Er behauptete ferner, dass er immer am schlimmsten gewesen sei, wenn sich Joller in Bern befunden hätte. Verdacht hatte man nie auf ihn, dagegen auf den Jüngsten — ausgerechnet den Jüngsten, damals drei bis fünf Jahre alt! Er solle sich mit Zigeunern herumgetrieben und dann im Garten neben der Jauchegrube eine kleine Grube ausgemauert und darin wahrscheinlich einen elektrischen Apparat angebracht haben, mit dem er die Sachen gemacht hätte! Auf meine Frage gab er zu, dass diese Behauptung Unsinn sei, angesichts vieler Erscheinungen. In diesem Moment schrie plötzlich eine Anzahl lauschender Burschen über die Hecke: „Alles war Schwindel!“

Die Witwe Lussi traf ich im Garten ihrer Villa. Auf meine Frage bemerkte sie kurz, sie wisse nichts, es sei lange vor ihrer Zeit gewesen. Vielleicht wisse sie aber einiges von ihrem Mann? — „Nein“, erklärte sie abweisend, „er hat sich nicht interessiert und ist nie hingegangen.“ Nach einer Pause: „Aber das halbe Dorf lief oft hin und Joller wurde durch die Sache halbverrückt.“ Vom Hörensagen bestätigte sie dann ihrerseits alles, auch dass Joller in hohem Ansehen gestanden und niemals verdächtigt worden sei. Schliesslich teilte sie mir aber doch etwas

mit, und zwar etwas ganz Neues, das mich höchst überraschte: „In Zürich dauerte der Spuk noch an, und das war der Grund, warum Joller fort musste und nach Rom ging“! Ich war konsterniert. Sollte das etwa die Ursache seiner plötzlichen Uebersiedlung gewesen sein? Ich äusserte Zweifel, denn nie hatte ich davon gehört. Es steht auch im Widerspruch zur Schrift. Doch Frau Lussi beharrte darauf und äusserte sich sehr positiv. Sie war offenbar auch in der Lage, näheres zu wissen, denn sie bzw. ihr Mann blieben, wie sie sagte, mit Joller auch nach seinem Wegzug durch den Kauf des Besitzes in Verbindung. Das Kapital war nämlich, wie sie hinzufügte, in „Gültbriefen“ angelegt. Noch lange musste Geld auf diese geschickt werden, erst nach Zürich, dann nach Rom. Joller habe schrecklich viel gebraucht —?!

Mein letzter, allerdings sehr eiliger Besuch galt der Familie des Zivilstandsbeamten Waser, befreundet mit der Familie Joller, wie H. Odermatt mir gesagt hatte. Die Tochter gab sehr freundlich Bescheid. Sie war bereits zweimal in Rom bei Jollers zu Besuch gewesen. Drei Kinder seien noch am Leben, zwei davon dorten: Alfred, der jüngste, verheiratet mit einer Münchnerin, an der deutschen Bibliothek ange stellt, jetzt pensioniert, und die Tochter Henricke, verwitwete Talé. Emaline, verwitwete Giovanetti, wohne dagegen in Neapel. Ueber den Spuk wusste sie allerdings nichts, da er schon zu weit zurücklag. Photographien, Briefe und sonstiges werde die Familie kaum noch besitzen, selbst nicht die Schrift. Im Leben viel herumgeworfen, dürfte mit dem meisten aufgeräumt worden sein, da sie auch wenig Interesse habe. Fräulein Waser gab mir die Adresse ihrer Freundin, Frau Nardecchia geb. Talé, Jollers Enkelin also. Diese würde die anderen Adressen beschaffen.

Auf der Rückreise besuchte ich am 8. September Prof. Bleuler, um zu berichten und auch näheres über seinen damaligen Besuch in Freiburg zu erfahren. Im Vordergrund stand die wichtige Frage: hat es in Zürich tatsächlich weitergespukt? Sicher war jedenfalls, nach übereinstimmenden Berichten und dem betreffenden Passus in der Schrift, dass in Stans nach Jollers Abreise der Spuk vollkommen aufgehört hatte. Wie stand es aber in Zürich?

Bleuler hatte Melanie, damals Oberschwester in einem Sanatorium in Freiburg, bei der Unterredung über die Ereignisse, wie er mir jetzt sagte, ausgefragt „wie ein Untersuchungsrichter“, und zwar an Hand der

Schrift, indem er Stichworte gab, z. B.: was geschah am...? Er stellte dann jeweils die Richtigkeit und Genauigkeit der betreffenden Angaben fest. „Es war also ein richtiges Verhör.“ Sie sprach dabei „ganz objektiv, ruhig und sachlich über alles und bezeichnete die Geschehnisse als sehr merkwürdig“. Bleuler betonte wieder ihr ausserordentliches Gedächtnis, und zwar nicht nur angesichts ihres Alters — sie musste ziemlich über 70 sein — „sondern an sich ausserordentlich und exakt. Sie war überhaupt eine äusserst gescheite Frau“, fügte er mit sichtlicher Bewunderung hinzu, „ganz erstklassig.“ Auf meine vorsichtige Frage, um ja keine Erinnerungstäuschung zu veranlassen, sagte Bleuler: die Oberin erklärte, „in Zürich, wo sie nach der Flucht zuerst wohnten, seien die Erscheinungen wieder aufgetreten, doch nur kurze Zeit und ganz schwach“. Also doch?

Sehr interessant war, was sie Bleuler über verschiedentliche Versuche mit ihrem Hund berichtete. So riefen sie z. B. allerhand Geräusche hervor, um die Wirkung zu beobachten. Er verhielt sich dabei ganz normal, sprang vergnügt wedelnd herum und an ihnen hoch, auch als sie versuchten, auf jede Weise die Spukgeräusche nachzuahmen. Sobald diese aber wirklich auftraten, zog der Hund den Schwanz ein, senkte den Kopf und schlich eiligst fort, um sich irgendwo zu verkriechen.

Sie betonte ferner, „dass der Spuk seinen Gang genommen habe ohne Rücksicht darauf, ob bestimmte Personen an- oder abwesend gewesen waren.“ Eine sehr wichtige Feststellung.

Bei einem weiteren Besuch bei Bleuler im Frühjahr 1937 brachte ich die Hauptfrage nochmals zur Sprache, um mir Gewissheit zu verschaffen: ist der Spuk in Zürich tatsächlich wieder aufgetreten? Bleuler bestätigte: Jollers Tochter hatte sich „unmissverständlich und positiv“ dahin geäussert.

Die Weiterarbeit bestand nun darin, die angeknüpften Fäden fortzuspinnen und nach zeitgenössischen Aeusserungen und Akten Umschau zu halten.

Zeitgenössische Aeusserungen und Akten

Literatur, mit Briefen Jollers

Das Wichtigste an zeitgenössischen Aeusserungen findet sich bei M. Perty, Dr. phil, et med., Universitätsprofessor im nahen Bern, der bereits vieljährige umfassende Studien auf okkultem Gebiet betrieben hatte. Ihr erster Niederschlag war sein 1861 erschienenes Werk: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur.“² Daher fiel der Bericht eines Berner Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung“ vom 28. September 1862 (u. p. 128) über den Fall Joller bei ihm auf fruchtbaren Boden. Allerdings wurde hier behauptet, „die Sache sei entdeckt, der Spuk vom 18-jährigen Sohn Robert (dem ältesten) ausgegangen, der von Zigeunern allerhand Hokuspokus gelernt habe und ihn nun zum Schrecken der Familie ausübe“. Perty liess sich jedoch dadurch nicht abschrecken, gleich an Joller zu schreiben. Dieser antwortete mit folgendem hochinteressanten Brief aus Stans, den Perty im Abchnitt über Joller in dem 1863 erschienen „Supplement“³: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen“, mit Einführung und entsprechenden Ergänzungen ebenfalls zum Abdruck brachte:

Jollers Brief an Perty vom 2. Oktober 1862

„... Auf Ihre verehrliche Zuschrift vom 30. September diene Ihnen vorerst zur Nachricht, dass die mystischen Phänomene in meinem Hause, wenn auch nicht mehr mit der anfänglichen tumultuarischen Heftigkeit und nach so kurzen Pausen, doch immer noch fortgehen, und dass an den Zeitungsberichten, von denen Sie mir melden, auch nicht ein Wort wahr ist.“

Perty fügte hinzu: Nachdem sich Herr Joller beklagt, dass die Untersuchungskommission die vielen und ehrenwerten Persönlichkeiten, welche Augen- und Ohrenzeugen dieser sonderbaren Erscheinungen waren, nicht protokollarisch vernommen habe, fährt er fort, Joller zitierend:

„Blossgestellt dem Kreuzfeuer einerseits von einer rohen verwünschenden Pöbelmasse, andererseits von der unglaublichen, verleumderischen und höhennenden Presse, ward ich mit meiner zahlreichen Familie auf mich selbst, d. h. auf mein Unglück angewiesen und bin nun genötigt, aus

² 1861. Leipzig und Heidelberg.

³ 1863. Leipzig und Heidelberg.

Rücksicht für die erschütterte Gesundheit meiner Frau und meiner Kinder, mit den nächsten Tagen meinen Wohnsitz zu verändern. Ich habe anfänglich über die Sache das tiefste Geheimnis zu wahren getrachtet, aber der Tumult war so stark, dass alles befürchtet werden musste und längeres Verheimlichen unmöglich war. Die Phänomene, von denen ich mich bei allem Widerstreben mit meinen wachen Sinnen bei hellichtem Tag seit sechs Wochen, oft dutzend Male täglich überzeugen musste, sind sehr mannigfacher Art. Anfänglich trat ein von Tag zu Tag steigendes Klopfen an den Wänden, Dielen und besonders an den Türen im Hause ein; in seiner grössten Heftigkeit riss es diese aus den Fallen auf und zu. Dieses Klopfen verlor sich nach und nach und ging in ein leises Hoppeln über, wie ich und meine Kinder dasselbe seit Jahren gehört hatten, aber ohne es als etwas Ausserordentliches zu beachten. Während dreier Tage warf es Tische und Stühle, Gefässe usw. um, teilweise mit, teilweise ohne Geräusch. Später legte es die Tableaux von der Wand, Gefässe von Tischen und Kommoden umgekehrt auf den Boden, hing auf fratzenhafte Weise allerlei Gegenstände an die Wandschrauben, wendete endlich auch die Tableaux vor unseren Augen an den Wänden um und warf Steine, Obst, Kleidungsstücke usw. um sich und verbarg sie nicht selten in finstere Winkel, ungehindert durch Schlösser und Riegel. Oft wurden Steine aus dem Kamin geworfen. Zerbrochen oder verletzt wurde nichts, selbst die Steine, die das eine oder andere meiner Kinder aus der Höhe des Kamins trafen, schlugen kaum fühlbar auf. Eine schreckliche Erscheinung, die einmal beinahe das Leben meines zehnjährigen Knaben Oskar gekostet hätte, waren unförmliche Nebelbilder, die mehrmals bei hellem Tag, selbst von nicht im Haus wohnenden Personen beobachtet werden konnten. Unausstehlich war das Anfühlen von eiskalter Hand und Fingerspitzen, sowie der, wie von raschem Flügelschlag erzeugte eiskalte Luftzug, wie dies sämtliche Hausbewohner meist bei Nacht, aber auch am Tage fühlten. Höchst interessant war das sehr häufige, täuschend ähnliche Nachahmen des Uhraufziehens, Rollens des Spulenrades, Holzhackens, Geldzählens, Wischens, Singens und artikulierter Töne wie von Menschenzunge. Meistens standen diese mitunter sehr stark hörbaren Laute in einem gewissen Zusammenhange mit der Arbeit oder dem Gespräche der Hausbewohner. Die letzte Erscheinung war vorgestern abend etwa um 8 Uhr, wo es einen faustgrossen, von Tau angefeuchteten Stein über die Stiege bis vor die Türe der Wohnstube und einen gleichen durch

das Kamin in die Küche hinunterwarf. Es sind dieses Tatsachen, welche ich noch vor sieben Wochen nur mit Achselzucken belächelt hätte, für die ich aber heute mit meinem ganzen Dasein einstehen muss...." (Perty 1863, p. 63/64).

1877 teilt Perty aus diesem Brief noch Jollers bittere Klage über die amtliche Untersuchungskommission mit:

„Mit Ausnahme des Polizeidirektors sei sie aus seinen schroffsten persönlichen und politischen (keineswegs wissenschaftlichen) Gegnern bestellt und die Untersuchung nur solange geführt worden, um zu erfahren, ob irgend welcher Verdacht über seine Familie gebracht werden könne, und da dies nicht möglich war, habe man nicht einmal ein Verbal aufgenommen von den vielen ehrenwerten Personen, welche Augen- und Ohrenzeugen dieser sonderbaren Phänomene gewesen seien“ (p. 321).

Dieser Brief Jollers ist eines der wertvollsten Dokumente, weil noch unter dem unmittelbaren Eindruck der aufrüttelnden Ereignisse in Stans selbst geschrieben, zudem an einen bekannten Universitätsprofessor als Verteidigung gegen die Angriffe einer vielgelesenen Zeitung, also jedenfalls sorgfältig erwogen. Wertvoll ist auch, dass Perty den Brief gleich, also vor Erscheinen der Schrift Jollers veröffentlichte. Diese ist daher auch nicht erwähnt. Leider stand Joller damals dicht vor der Flucht, weshalb Perty ihn nicht mehr aufsuchen und selbst Zeuge der Erscheinungen sein konnte. Später besuchte ihn dagegen Joller (p. 115).

Eine glückliche Ergänzung hat dieser Brief erhalten durch einen anderen gleichen Datums an Ernesto Bozzano, den bekannten italienischen Forscher (O. Ind.). Angeregt seinerseits durch jene Zeitungsangriffe, hatte Bozzano am 30. September an Joller geschrieben und erhielt darauf diesen Brief, der jene Ausführungen wiederholt, zum Teil vervollständigt, und die Ereignisse unter etwas anderen Gesichtspunkten beleuchtet. Ein Auszug genügt daher unter Hinweis auf das Original.⁴

„In Beantwortung Ihres Schreibens beehre ich mich, Sie vor allem davon zu unterrichten, dass die mysteriösen Erscheinungen in meinem Hause andauern. Sie bleiben allerdings in längeren Zwischenräumen aus und ihre lärmende Gewalt ist ziemlich abgeschwächt... Die Manifestationen waren verschiedenartiger Natur und dauerten sechs Wochen lang fort, indem sie sich bis zu zwölfmal an einem Tage zeigten. Anfangs hörte man Schläge aus den Mauern, Fussböden und besonders an den Türen, welche täglich an Intensität zunahmen, bis sie ein Mass von Gewalt erreichten, dass sie die Türen aus den Angeln hoben, welche sich öffneten und

⁴ E. Bozzano: Die Spukphänomene. Uebers. v. W. K. Jaschke. H. Müller. Bamberg. 1930. p. 210/12.

den könne, und erinnert an den Fall der Marie Wenger in Bern, die 1863 ein strafwürdiges Beispiel dieser Art mit Läuten und Steinwerfen gegeben habe (1869, p. 129).

Zweiter Brief Jollers an Perty vom 19. Mai 1863

Er ist 1877 veröffentlicht in Pertys Buch: „Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart“,⁶ und zwar gleichzeitig mit einer sehr merkwürdigen Angabe Jollers, die auch in seiner Schrift steht:

„Der sel. Joller schrieb mir noch am 19. Mai 1863: ‚Vor wenigen Tagen erzählte meiner Familie mein Schwager, Stiftungsrevisor in Konstanz, dass es am gleichen 15. August, wo es in meinem Hause zu rumoren anfang, bei ihm einige Male so stark geklopft habe, dass das ganze Haus alarmiert wurde, ohne dass man eine Ursache entdecken konnte. Während des wütenden Klopffens in meinem (Jollers) Hause war ich einmal Ohrenzeuge, wie es an Gläser und Gefässe, welche auf dem Küchentisch standen, klopften. Ein andermal sahen nach dem Mittagessen zwei meiner Kinder bei halböffener Stubentüre eine leichte durchsichtige Schattenfigur an diese von der Haustüre rasch herantrippeln, worauf es einige Male keck an die Türe klopften und selbe dann wie gewöhnlich zuriss. Am Abend, nachdem es am selben Tage die Tische und Stühle umgeworfen hatte, rückte es einige Male die Stühle, auf welchen man eben sass.“

„In Aussersihl hätten sie keinerlei Beunruhigung gehabt“, wie Perty weiter mitteilt, „ebensowenig die Mietleute, die in sein Haus zu Stans gezogen. In seiner Familie herrsche vor diesem Haus ein so tiefer Schrecken, dass er wohl nie mehr zurückkehren könne. ‚Meine Lebenskraft fühle ich so gebrochen, dass ich schwerlich mehr lange auf die Stunde zu warten habe, wo der Schleier vor dem kurzsichtigen Auge weggezogen werden wird, eine Ahnung, die bereits nach zwei Jahren in Erfüllung ging“ (1877, p. 320/21. Folgt Rest des Briefes im „Supplement“ o. p. 111).

In Zürich wäre demnach die Familie Joller vom Spuk verschont geblieben? Die Frage dreht sich darum: wann erschien die Schrift und wann zog Joller nach Rom? Je nachdem hätte der Spuk in der Zwischen-

⁶ 1877, Leipzig und Heidelberg.

zeit auftreten können, den Angaben von Frau Lussi und der Tochter Melanie entsprechend, die wohl in der Lage waren, es zu wissen. Auf diese wichtige Frage kommen wir zurück (p. 130).

Perty teilt schliesslich (1864) den Brief eines Dr. Fr. von Hagenow in Greifswald an Prof. Zschokke in Aarau von 1864 mit, der diesem zur Jollerschen Geschichte folgendes schrieb:

„Ich würde sie für ganz fabelhaft halten, wenn nicht mir selbst und im eigenen Hause ganz ähnliche Detonationen des Fegens und Zuwerfens von verschlossenen Türen, zu welchen ich den Schlüssel in der Tasche trug, vorgekommen wären, was ich ohne Täuschung mit eigenen Ohren gehört habe. Ebenso wurde, während ich drei Meilen entfernt weilte, von meinem Hausgenossen und herbeigerufenen Nachbarn zur Nachtzeit ein geisterhaftes Pianofortespiel in meiner verschlossenen Stube gehört. Als man dann eintrat, war das Instrument geschlossen und die Decke darüber gelegt. Mein Vater wurde während seines Lebens als Doppelgänger sehr oft und von vielen glaubhaften Zeugen gehört und gesehen, und einmal sogar von mehreren Zeugen, während sie von ihm selbst (d. h. also von der wirklichen Person) im Nebengemach ausgehende Detonationen hörten, wenige Schritte neben ihnen zugleich sein Phantom stand, wovon die Anwesenden vor Schreck und Angst fast den Tod nahmen. Nach des Vaters Tod war es mit diesem Spuk zu Ende.“ Diese Angabe von Hagenow ist sehr lehrreich, weil sie zu erweisen scheint, wie Perty bemerkt, „dass der Vater selbst unbewusst und magisch sowohl die Detonationen und das Pianospiele, wie zugleich als Doppelgänger seine eigene Gestalt erzeugte“ (1869, p. 129/30).

Die letzte Veröffentlichung über den Fall Joller findet sich bei G. Fr. Daumer, Professor in Würzburg, bekannt namentlich durch seine Beziehungen zu Kaspar Hauser. Mit seinem „Geisterreich in Glauben, Vorsehung, Sage und Wirklichkeit“⁷ eröffnete er den Reigen der späteren Autoren, die Jollers Schrift nicht kennen und ganz auf Perty fussen. Daumer begnügt sich dabei mit einem kurzen Auszug aus Pertys „Realität“, gibt als Quelle jedoch fälschlich den „Bund“ vom 4. Oktober 1862 an. Pertys Name wird dabei nur ganz beiläufig am Schluss als „Empfänger eines Schreibens“ von Joller erwähnt (II, p. 252/54). Daraus geht hervor, dass Daumer dessen „Realität“ kannte. Erst im folgenden Werk: „Das Reich des Wundersamen und Geheimnisvollen. Tatsachen und Theorie“⁸ kennt Daumer auch Jollers Schrift und bespricht diese „Spukgeschichte“ daher ausführlich. Dabei verweist er, ausser auf sein „Geisterreich“ und die „Allg. Zeitung“ vom 28. September 1862 (hier ist Pertys Name sogar vollkommen unterdrückt), noch auf eine zweite

⁷ 1867, Dresden.

⁸ 1872, Regensburg.

Schrift Jollers: „Abfertigung eines Versuches sog. natürlicher Erklärung der in Stans stattgehabten Spukphänomene“, Zürich 1863, mit dem Bemerkten: „Sie liegt mir vor“ (p. 256, Anm.). Diese zweite Schrift ist ein Rätsel. Wir kommen ebenfalls darauf zurück (p. 130).

Daumer macht dabei die Mitteilung, er habe sich „mittels gedruckter und brieflicher Nachrichten, namentlich mit Hilfe eines gefälligen Freundes in Stans“, näher unterrichtet: „Dieser Freund schreibt mir, dass er Herr Joller persönlich gekannt und in vieljährigem Geschäftsverkehr mit ihm gestanden habe, dass derselbe ein durch und durch redlicher, aufrichtiger und wahrheitsliebender Mensch gewesen, und durch das Ereignis dermassen angegriffen worden, dass er sein elterliches Haus verliess, nach Zürich ging und dann 1865 mit seiner Familie nach Rom übersiedelte, wo er nach längerer Krankheit im November starb.“ Im Hinblick auf die Behauptung, alles sei Betrug gewesen, fügt Daumer hinzu, zugleich mit einer sehr wichtigen Mitteilung:

„Die Sache hat einen wahrhaft tragischen Charakter. Sie griff in Menschenleben und Familienglück gewaltsam störend und zerrüttend ein. Und zu glauben, dass sich jemand in dieser Familie den Scherz gemacht, etwas derart betrügerisch zu bewirken, wäre die reinste Absurdität. Dass das Dienstmädchen Jollers Apparate angebracht und dadurch einen so furchtbaren und komplizierten Spuk ins Werk gesetzt, wäre ebenso albern anzunehmen. Auch gaben sieben der achtungswertesten Bürger von Stans (Namen wie p. 115) in Nr. 226 der „Schwyzer Zeitung“ 1863 die, vom 5. Oktober d. J. datierte Erklärung ab, dass weder Joller, noch dessen Familie, noch dessen Dienstmädchen, noch sonst jemand die von ihnen, den Zeugen, im August 1862 beobachteten, zur Zeit noch unerklärten Phänomene habe bewirken können. Dass versteckte Apparate bei den angestellten Hausuntersuchungen notwendig hätten gefunden werden müssen.“

Daumer schliesst: „Diese Erscheinung, die zu ihrer Zeit so viel Aufhebens gemacht hat, gehört, wiewohl man auch bei ihr in gewohnter Manier von Betrug und Hokuspokus gesprochen, zu dem Allermerkwürdigsten, Beweiskräftigsten und Belehrsamsten, was von dieser Art zur öffentlichen Kunde gekommen.“

Aus der weiteren Literatur erfahren wir Neues nicht mehr.

Nächste Aufgabe war die Beschaffung der von Perty und Daumer erwähnten Zeitungsberichte, namentlich der wichtigen Erklärung „vieler angesehener Bürger“ zur Rechtfertigung Jollers, und der Akten der behördlichen Untersuchungskommission, ferner eines Berichtes über die Erhebungen der Kirche — der bischöfliche Kommissar Niederberger und Pater G. dürften bestimmt einen solchen erstattet haben —, um die Richtigkeit der Angaben Jollers so weit als möglich zu kontrollieren und dadurch auf die Richtigkeit der nicht mehr kontrollierbaren zu schliessen. Vor allem aber handelte es sich um die zweite von Daumer erwähnte Schrift Jollers.

Nach zwei Richtungen sind alle Bemühungen gescheitert. Von seiten der Kirche war nichts zu erlangen, weder direkt: eingeschriebene Briefe an Pfarrer B. in Stans blieben unbeantwortet, noch indirekt. Nicht besser stand es um die Beschaffung der Erklärung der „vielen angesehenen Bürger“. Vergeblich haben sie Prof. Bleuler und Landschreiber Odermatt auf den Bibliotheken von Luzern und Zürich gesucht. Unter dem angegebenen Datum ist sie jedenfalls nicht erschienen. Trotzdem ist nicht zu bezweifeln, dass sie existiert hat, denn Perty ist zuverlässig und Daumer hat in diesem Fall offenbar nicht von ihm abgeschrieben, sondern die Erklärung selbst gesehen, da er genauere Angaben über den Inhalt macht (p. 118). Diese Angaben sind jedenfalls sehr wertvoll durch ihre entschiedene Ablehnung der Betrugsbehauptungen von massgebendsten Seiten.

Erfolg hatte ich dagegen in anderer Richtung, dank den Nachforschungen von Bleuler und Odermatt.

Behördliche Akten

Im Vordergrund steht die Frage: hat die polizeiliche Dreierkommission bei der Untersuchung der Vorgänge im Hause Joller ihre Aufgabe pflichtgemäss erfüllt? Oder hat sie Joller das Recht zu den bitteren Klagen in seiner Schrift und seinem Brief an Perty vom 2. Oktober gegeben? War das gänzliche Fiasko der Untersuchung also ihre Schuld, und keineswegs ein Betrugsbeweis, wie es die Gegner haben wollten?

Die Nachforschungen Odermatts haben darüber vollständige Klarheit geschaffen. Ich gebe das betreffende wertvolle Dokument ungekürzt wieder:

Stans, den 10. September 1937.

Sehr geehrte Frau!

„Meine Erhebungen in der Angelegenheit Joller in den Protokollen, dem Staatsarchiv Nidwalden und meiner eigenen Privatbibliothek haben folgendes ergeben:

1. Die Broschüre Jollers ist in der Sammlung der Sagen und Gebräuche von Unterwalden von Dr. F. Niederberger in Sarnen, die 1917 erschienen ist im Selbstverlag des Verfassers, in den wesentlichen Teilen abgedruckt. Die Familie des Verfassers wohnt noch in Sarnen und könnte Ihnen vielleicht ein Exemplar verschaffen.

2. Im Staatsarchiv Nidwalden befinden sich über diese Affäre keine Akten als das Wochenratsprotokoll. Offenbar ist der in diesem Protokoll erwähnte schriftliche Bericht gar nicht erstattet worden.

3. Die Einträge in den Protokollen habe ich alle kopiert und sende sie Ihnen. Mehr oder anderes ist nicht vorhanden. Es geht aus den Beschlüssen eine bemühende Gleichgültigkeit gegen diese Erscheinungen hervor. Man hat sich gar nicht bemüht, den Ursachen des Spuks, der doch unleugbare Tatsache war, ernstlich nachzugehen. Das Haus wurde nur während drei Tagen überwacht. Mit einer geradezu brüskten Geste wurden weitere Untersuchungen abgelehnt. — Ich habe von einem Manne gehört, dessen Grossvater damals in der Regierung sass, die Spukerscheinungen seien von einem ungeratenen Sohn Jollers inszeniert worden, der etwas von physikalischen Experimenten wusste, und der gerne aus den kleinen ländlichen Verhältnissen herauswollte. Aber diese Erklärung ist nur Vermutung. Eine andere Erklärung wäre die: dass man den politisch tätigen und gebildeten Mann unmöglich machen wollte. Das wäre dann auch wirklich gelungen. Joller zog Ende Oktober aus. Am 27. Oktober beschloss der Regierungsrat, dem Fürsprech M. Joller und seiner Familie einen Heimatschein auszustellen.

Mehreres kann ich Ihnen heute über die Geschichte nicht mitteilen.

Mit ausgezeichnete Hochachtung
Franz Odermatt, Landschreiber.

*Auszug aus dem Protokoll des Wochenrates (Regierungsrates)
des Kantons Nidwalden vom 25. August 1862*

Auf die amtliche Anzeige, dass seit einiger Zeit in H. Fürsprech Jollers Haus teils an den Türen, teils am Boden ein starkes Klopfen teils den Tag hindurch, teils des Nachts wahrgenommen werde, dass von Seite der Polizei alle Aufmerksamkeit gezollt und Untersuchungen veranstaltet worden, — dass aber von seiten der hohen Regierung notwendig eingeschritten werden sollte, um zu erfahren, ob dieses Klopfen einer natürlichen Wirkung zuzuschreiben sei oder nicht — wird beschlossen:

Es wird eine Kommission ernannt in den Personen der Tit. H. Landesstatthalter Zelger, Landammann L. Wyrsch und Polizeidirektor Jann, welche mit aller Entschiedenheit, Vollmacht und dem nötigen Kredit versehen, Untersuchungen anordnen und die nötigen Verfügungen treffen soll, sofern sich das Klopfen fortsetzen sollte.

Auszug aus dem Protokoll des Wochenrates vom 1. September 1862

In Sachen des Untersuches im Jollerschen Hause in Niederdorf wurde nach Anhörung der Relation der aufgestellten Kommission, in Erwägung,

dass der w. Wochenrat sub 25. August auf den Fall einer Fortsetzung der dortigen Vorkommnisse einen strengen Untersuch besprochen und hiefür eine Spezialkommission aufgestellt hat; nun aber seither als Tatsache konstatiert worden ist, dass seit Mittwoch, den 27. August d. J., von dem Zeitpunkte an, wo eine Ueberwachung des Hauses eingetreten und die Familie Joller aus demselben entfernt worden ist, bis zu gegenwärtiger Stunde keine Spur der früher beobachteten Poltererscheinungen sich gezeigt hat, beschlossen:

1. Es sei der Untersuch dormalen geschlossen und ad acta zu legen;
2. Die aufgestellte Kommission bleibt einstweilen noch fortbestehen und es ist das Joller'sche Haus unter polizeiliche Aufsicht gestellt;
3. Ist dem H. Joller heute nachmittags im Beisein des Tit. H. Polizeidirektors sein Haus in Gefahr und Warth zurückzustellen, wobei er sich auszusprechen hat, ob er bezüglich des Zustandes seines Hauses irgend welche Reklamationen zu machen habe.

Auszug aus dem Protokoll . . . vom 10. Herbstmonat 1862

Auf das Ansuchen des H. Fürsprech M. Joller, dass der während seiner unwilligen Entfernung aus seinem Hause vom 27. August bis 1. September aufgelaufene Wirtskonto im Engel im Betrag von Fr. 58.10 von der Regierung möge bezahlt werden, wird, obwohl der amtliche Untersuch herausgestellt, dass vom Zeitpunkte (27. August), wo sich Joller mit Familie aus seinem Hause entfernte, bis zu seinem Wiedereintritt ins Haus, nicht eine Spur von irgend einer auffallenden Erscheinung mehr zutage getreten, dennoch in Betracht, dass der Untersuch zurzeit ad acta gelegt und H. Joller mit Familie auf amtlichen Befehl sein Haus während dem Untersuch verlassen musste, — beschlossen:

1. Es sei diese Rechnung zu Händen des H. Engelwirt Odermatt zu bezahlen.
2. Es habe die Spezialkommission das Resultat ihres Untersuches schriftlich zu den Akten zu legen.
3. Im Falle ferner die Unwahrheit sollte verbreitet werden (wie dies lügerischer Weise will angedeutet werden) als ob auch während der Bewachung und Isolierung des Hauses durch die Kommission Spukerscheinungen im Hause vorgekommen, — so soll die Kommission im Amtsblatt mit einer amtlichen Erklärung dagegen auftreten.
4. Ist dem H. Buchdrucker von Matt anlässlich der in letzter Nummer des Amtsblattes veröffentlichten Erklärung des Fürsprech Joller (s. u.) der Befehl erteilt, in Gemässheit früherer Ratsbeschlüsse sich inskünftig aller Veröffentlichungen und Erklärungen im Amtsblatt oder in dessen Beilage ohne Einwilligung des regierenden Landammanns oder Landesstatthalters zu enthalten.

*Auszug aus dem Protokoll ... von der Extra-Sitzung
im 12. Herbstmonat 1862*

Auf gemachte Einfrage und erstattete Relation des Titl. H. Landstatthalter Zelger hat der w. Extra-Rat beschlossen:

Es sei aller und jeder amtliche Untersuch im Joller'schen Hause bis zur nächsten ordentlichen Sitzung des w. Rates untersagt.

Auszug aus dem Protokoll ... vom 15. Herbstmonat 1862

Nach Verlesung des Extra-Ratsbeschlusses betreffend Einstellung jedweden amtlichen Untersuches im Joller'schen Hause bis auf weitere Verfügung des heutigen Rates und nach Anhörung der vom Titl. H. Landesstatthalter sowohl als dem Titl. Polizeiamte erstatteten bezüglichen Berichte wird beschlossen:

1. Die vom w. Rate den ersten Herbstmonat aufgestellte Kommission ist als aufgehoben erklärt, und die polizeiliche Aufsicht, welcher das Joller'sche
2. Haus unterstellt worden, ist aufgehoben.
3. Es soll von Regierungs- und Polizeiwegen ein Untersuch stattfinden.

Die im Beschluss vom 10. Herbstmonat erwähnte

Publikation Jollers im Amtsblatt

hat folgenden Wortlaut:

Bekanntmachung.

„Dass es leider eine Klasse solcher liebloser Menschen gibt, die sich nicht scheuen, das Poltern in meinem Hause auf Ursachen zurückzuführen, die in vermessenen Aeusserungen lägen, welche von mir oder meiner Frau sollten ausgestossen worden sein und wodurch die Ehre meines christlichen Hauses auf eine infame Weise kompromittiert würde; so erkläre ich hiermit öffentlich solche Behauptungen als eine schandbare Verleumdung und fordere diejenigen, welche solche Behauptungen aufstellen, auf, mir ihre Namen zu nennen. Für denjenigen aber, der mir die Urheber solcher Gerüchte, sofern solche Personen der Ehre fähig und vor hiesigem Gericht belangbar sind, erweislich bezeichnen kann, setze ich eine Belohnung von 50 Frs. aus.

M. Joller, Advokat.“

Jollers für Behörden und Kommission so belastende Behauptung (p. 79/83) ist also zutreffend; erst am 27. (abends) trat die Kommission, die am 25. August ernannt worden war, in Tätigkeit, obwohl Joller bestimmt gemahnt haben wird, wie er auch erklärt hat, da schnellste Vornahme der Untersuchung in seinem eigensten Interesse lag. Diese

taxe Behandlung der wichtigen Angelegenheit bestätigt seine weitere Behauptung, die Kommission habe aus seinen grössten Gegnern bestanden, vom Polizeidirektor Jann abgesehen; denn anders wäre das kaum zu verstehen. Das Protokoll vom 10. September bestätigt weiter, dass die Kommission nach Rückkehr der Familie ins Haus nichts unternahm, obwohl sie nicht aufgelöst worden war, als die Erscheinungen mit erneuter Heftigkeit auftraten und Joller ständig darüber berichtete. Damit ist an der Richtigkeit auch anderer Angaben nicht zu zweifeln, z. B. dass keine Zeugen verhört wurden. Den Ausführungen des Landschreibers Odermatt (p. 120), der die Berechtigung dieser Klagen anerkennt, ist nichts beizufügen. Sie treffen den Nagel auf den Kopf: „Es geht aus den Beschlüssen des Wochenrats eine bemühen-de Gleichgültigkeit hervor. Man hat sich gar nicht bemüht, den Ursachen des Spuks, der doch unleugbare Tatsache war, ernstlich nachzugehen. Mit einer geradezu brüskten Geste wurden weitere Untersuchungen abgelehnt. Offenbar ist der schriftliche Bericht gar nie erstattet worden.“

Aus Jollers Erklärung im Amtsblatt ersehen wir auch, mit welcher infamen Behauptungen von seiten der Gegner vorgegangen wurde.

Zeitungsberichte mit Entgegnungen Jollers

Sie ergeben ein trauriges Bild vom Kampf, der gegen die unglückliche Familie geführt wurde, wobei die Gegner sich nicht schämten, mit geschlossenem Visier vorzugehen, nachdem der Sturm durch Ernennung der Dreierkommission losgebrochen war. Den Anfang macht eine Korrespondenz aus Stans mit zwei Berichten im „Eidgenossen“:

Eidgenosse 28. August 1862 (Nr. 103, S. 410).

Nidwalden. Stans. „Seit einigen Tagen haben wir wieder Teufelsspek. Aber diesmal ist nicht etwa ein Nönnlein, sondern das ganze Haus des liberalen Nationalrates Joller — besessen. Es wird darin auf unerklärte Weise geklopft, es werden auf unerklärte Weise die Türen trotz starkem physischen Widerstand geöffnet und zugemacht, kurz es wird einem ziemlich unheimlich dabei zumute. Allerlei Volk war hier, von der Nachbarschaft, von Luzern kommend, den Spektakel anzusehen. Es werden Geistliche, Chemiker, und sonstige Gelehrte zu Untersuch verschrieben, die Polizei hat die liebe Not, Ordnung zu halten. — Die bisherigen Bewohner sind bereits ausgezogen und der H. Fürsprecher ist rein ratlos. Vom Verlauf später. — Geschrieben im Jahrhundert der Eisenbahnen und Telegraphen 1862!“

Eidgenosse 2. September 1862 (Nr. 105, S. 418).

Nidwalden. Stans. „Ich schrieb Ihnen letztthin, ‚der H. Fürsprech, in dessen Haus es spukte, ist rein ratlos. Er ist aber in den letzten Tagen noch ratloser geworden, denn es spukt nicht mehr. Um das durch Kreditoren gefährdete Haus in allfälliger Steigerung wohlfeil in der Verwandtschaft erhalten zu können, wollte man es durch den Spuk in Verruf bringen, und es liegen die handgreiflichsten Beweise vor, dass die natürlichsten Hände, Stoss- und Schlagwerkzeuge zu dem Rumor verwendet wurden. Man hat die Bemerkung gemacht, dass die Geschichten nur in Anwesenheit ungebildeter Leute spielten und Aufmerksame nichts wahrnahmen, weil man in deren Gegenwart sich eben nicht getraute. Ist das nicht ein Ende, wie es eben solche Geschichten immer haben? Trösten sich diejenigen, welche mehr erwartet!“

Da diese unerhörten Verdächtigungen nicht irgend einer obskuren, sondern einer prominenten Persönlichkeit von anderen Zeitungen übernommen wurden (z. B. „Schweizer Zeitung“ vom 3. September, Nr. 203), blieb Joller nichts übrig, als sich zur Wehr zu setzen. Er sandte daher gleich Entgegnungen an den „Eidgenossen“ und den „Bund“, in denen die Erregung über diese hinterhältigen Ueberfälle und die Erschütterung der erlebten Schreckenstage noch nachklingen. Ich lasse beide mit den zugehörigen „Anmerkungen“ der Redaktionen folgen.

Zwei Entgegnungen Jollers

Eidgenosse 6. September 1862 (Nr. 107, S. 428).

Stans 3. September. „In Nr. 105 Ihres gesch. Blattes lese ich soeben, dass ein angeblicher Korrespondent von Stans über das Poltern in meinem Hause so grundlose Behauptungen aufstellt, dass ich mich genötigt fühle, gegen diese schamlose Verdächtigung, wie sie die Fama nur aus der tiefsten Pfütze der Unwahrheit und Verleumdung zu schöpfen imstande ist, zur Wahrung meiner Ehre zu protestieren.

Dass während neun Tagen zum unsäglichen Schrecken meiner Familie ein sonderbares Klopfen und Pochen an Wänden und Türen in meinem Hause stattfand, und zwar am grimmigsten beim hellen Tage, ist eine Wahrheit, von der sich nicht etwa bloss ungebildete, sondern mehrere von den allerintelligentesten und vorurteilsfreiesten Männern hier, — ich erlaube mir nur die Namen eines Gerichtspräsidenten Odermatt, Richter Schellenberger, Dr. Deschwanden, Dr. Christen u. a., die Polizeidirektion selbst und ihre aufgestellten Wachen aufzuführen — sattsam überzeugen konnten, ohne beim sorgfältigsten Untersuche ir-

gend eine Spur von irgend welcher angewandter physischer Kraft zu entdecken, ohne aber auch so leichtthin einen Teufelsspuk daraus machen zu wollen. Darnach mag denn auch der, von Ihrem angeblichen Korrespondenten aufgestellte, aller Vernunft und Wahrheit bare Beweggrund zu solchem Spuke beurteilt werden. Ist es Ihrem Korrespondenten nicht darum zu tun, dem durch dieses unabwendbare Missgeschick hart betroffenen, deswegen aber seinen liberalen Grundsätzen immer gleich treu bleibenden Joller den Dolch der Verleumdung in den Rücken zu stossen, so werfe er seine Larve ab, und scheue sich nicht, ihm offenen Namens mit seinen Beweisen entgegenzutreten. Soviel zur Abwehr.

M. Joller.“

428. Anmerkung der Redaktion. „Wir stehen nicht an, obige Abwehr des H. Joller ungeschmälert Raum zu gestatten, müssen aber dagegen protestieren, wenn H. Joller glaubt, unsere bezüglichlichen Korrespondenzen seien aus ‚extrem entgegengesetzter politischer‘ Feder geflossen. Die Einwendungen sind uns von achtbarer liberaler Seite zugegangen und hatten umso mehr Anspruch auf Glaubwürdigkeit, weil deren Inhalt uns von anderen Seiten bestätigt worden. Wir überlassen daher die Verantwortung unserem Gewährsmann und freuen uns aufrichtig, wenn diese Geschichte eine Aufklärung findet, die Jollers Namen unbefleckt lässt.“

Bund 5. September 1862 (Nr. 245).

Joller, Einsendung: „Da das Gerücht über ein seltsames Poltern in meinem Hause während der letzten Tage etwas vorzeitig in die Publizität gedrungen und somit leicht zu Missverständnissen und üblen Deutungen Anlass geben möchte, so finde ich mich veranlasst, die für den Laien der Naturwissenschaft allerdings mysteriöse Erscheinung der Wahrheit gemäss dahin zu berichtigen, dass ich am Dienstag den 19. August, nachdem mir meine Kinder von höchst seltsamen Erscheinungen, die sie am 15. in meinem Hause beobachtet hätten, erzählt, wirklich ein eigenartiges Klopfen an inneren Wänden des von Holz erbauten Hauses wahrnahm, welches sich in ebenso derber als neckischer Weise da und dort bis gegen 12 Uhr nachts kundtat, ohne dass durch den genauesten Untersuch irgend welche Ursache entdeckt werden konnte. Dieses Poltern wiederholte sich am folgenden Tage von morgens früh bis abends nach sehr unregelmässigen Pausen, tat sich in starkem Klopfen an die Dielen und ganz besonders durch immer stärkeres Anpochen an die Zimmertüren, gleichgültig ob offen oder geschlossen, kund und steigerte sich endlich am Donnerstag bis Freitag mittags zu einer solchen Heftigkeit, dass die ziemlich schwer und tief eingesenkten Türfallen aufgerüttelt

und die Türen mit aller Vehemenz auf- und zugerissen wurden und da, wo der Nachriegel vorgeschoben war, die Kloben aus dem Pfosten ins Innere geschleudert wurden, sodass man bei dieser Gradation eine teilweise oder gänzliche Zerstörung des Hauses befürchten musste. Viele Zeugen, darunter Gelehrte, sehr achtbare und vorurteilsfreie Männer, haben sich von dem wundersamen und schreckhaften Phänomen überzeugt und beim Untersuche mit Rat und Tat mitgewirkt.

Die Erscheinung war so abnorm und eigentümlicher Natur, dass man bisher gar keine Anhaltspunkte fand, sie trotz angewandter Vorrichtungen auf elektrische, galvanische, magnetische oder vulkanische Ursachen zurückzuführen. Mit dem 22. nachmittags schien die Kraft gebrochen, wohl aber dauerte das Poltern in kürzeren und längeren Pausen bis zum 27. gegen 3 Uhr nachmittags fort, nachdem es sich auf einen immer engeren Kreis reduziert hatte. Seit dem 24. waltete amtliche Aufsicht und der amtliche Untersuch bis zum 1. September blieb des Gänzlichen resultatlos. Als vollständige Gewissheit darf angenommen werden, dass es kein Spuk von Menschenhänden war. Dass aber von irgend welcher nennenswerter Seite aus dieser Sache kurzweg ein Teufelsspuk gemacht werden wollte, muss mit aller Indignation verneint werden, wohl aber war es der lebhafteste Wunsch aller herbeigezogener Männer, geistlichen und weltlichen Standes, deren warme Teilnahme ich innigst verdanke, es möchte das seltsame Phänomen einer möglichst genauen Untersuchung naturwissenschaftlicher Autoritäten unterbreitet werden. Dass es für meine zahlreiche Familie Tage unsäglichen Schreckens waren und die Folgen schwer drückend, lässt sich leicht ermessen. So viel in Kurzem zur Steuer der Wahrheit.“

Redaktion. „Dachten wir doch, H. Joller sei ein zu aufgeklärter Mann, um nicht gegen den ihm zugeschobenen Teufelsglauben zu protestieren. Ebenso scheint uns seine Ehrenhaftigkeit hinlänglich dafür zu bürgen, dass auch das neuestens in Umlauf gesetzte Gerücht, mehrbenannter Spuk sei absichtlich angerichtet, um das, von Kreditoren gefährdete Haus bei einer allfälligen Steigerung wohlfeil wieder an die Familie zu bringen, keiner besseren Quelle entsprungen.“

Anmerkung von Prof. Bleuler, dem ich diese Auszüge zum Teil verdanke: „Im ganzen ‚Bund‘ bis Ende September nichts von Belang, als dass beide politischen Parteien Joller für einen ehrenhaften Mann erklärten.“

In Uebereinstimmung mit dieser Erklärung der Redaktion des „Bund“ brachte dann auch die „Schweizer Zeitung“⁹ eine Verteidigung

⁹ Nicht identisch mit „Schwyzer Zeitung“.

Jollers, leider ebenfalls ohne Namensnennung, unter Hinweis auf den „allgemeinen, entschiedenen Unwillen“, den das Eingesandt im „Eidgenossen“ hervorgerufen hatte.

Schweizer Zeitung 6. September 1862 (Nr. 206).

Korr. vom 3. September: „Die zuerst im ‚Eidgenossen‘ enthaltene und uns durch die heutige Nummer der ‚Schweizer Zeitung‘ zu Gesicht gekommene Einsendung über die Spukgeschichte im Hause des H. Fürsprech Joller, erregt hier allgemeinen, entschiedenen Unwillen. Die ganze eigentümliche, interessante und noch keineswegs aufgeklärte Erscheinung wird darin in böswilligster Weise als Betrug und elende Spekulation, um zerrüttete Vermögensverhältnisse zu weihen, dargestellt. Es handelt sich hier nicht darum, über die Sache selbst Untersuchungen anzustellen, umso weniger als eine amtliche Kommission mit dieser Angelegenheit beschäftigt ist — so lange aber diese ihr Resultat nicht veröffentlicht hat, ist eine Erklärung, wie die des Korrespondenten vom ‚Eidgenossen‘, gelinde gesagt lieblose Verleumdung. H. Joller ist allgemein als ein Ehrenmann bekannt, das haben ihm selbst in politisch aufgeregten Zeiten seine Gegner nie bestritten. Es scheint mir, dass gerade Leute aus seiner eigenen Partei es sind, welche den ersten Stein auf ihn warfen. Sie zeichnen sich dadurch selbst am Besten. Auch von der Redaktion des ‚Eidgenossen‘ wäre da wahrlich mehr Loyalität gegenüber einem Gesinnungsgenossen und mehr Rücksicht gegen einen früher so fleissigen Mitarbeiter desselben Blattes zu erwarten gewesen. Was die Bemerkung des H. Einsenders betrifft, dass der Spuk nur in Gegenwart leichtgläubiger Leute aufgeführt worden sei, so möchten wir ihm nur die Frage entgegenhalten, ob er zu dieser Klasse auch den Präsidenten des letztjährigen eidgenössischen Schützenfestes (Joller) und eine ganze Anzahl derartiger Männer zähle, die alles mit eigenen Augen mitangesehen und ihre eigene Ansicht, welche bei- läufig gesagt keineswegs mit dem ‚Eidgenossen‘ einig geht, offen und wiederholt ausgesprochen haben.“

Die gleiche Zeitung, 9. September 1862 (Nr. 207), druckte darauf auch Jollers Entgegnung im „Bund“ ab, und machte am nächsten Tag, 10. September 1862 (Nr. 208), noch folgende Mitteilung:

„Der Spuk hat im Hause des H. Joller, seit die Familie wieder eingezogen ist, ihren Fortgang genommen und aufgehört. — Die ‚Schweizer Zeitung‘ hat bis jetzt verschiedenen Auffassungen die Spalten geöffnet und sich auch in dieser Frage, die einen politischen Gegner betrifft, auf völlig unparteiischen Boden gestellt. Dazu gehört nun aber auch, dass man das Ende der amtlichen Untersuchung der rätselhaften Sache, über die man vielleicht zu viel Lärm macht, abwartet.“

Zu diesen Erklärungen kann der Anonymus des „Eidgenossen“ nicht schweigen. Noch zweimal erhebt er seine Stimme, die Tatsache ausbeutend, dass der Spuk in Abwesenheit der Familie, also während der polizeilichen Untersuchung, vollständig aufgehört hatte. Der Ton ist der gleiche:

Eidgenosse 11. September 1862 (Nr. 109, S. 435).

Stans. Korr. „H. Alt. N. Joller reklamiert gegen meine Berichte über den in seinem Hause getriebenen Humbug. Er hat ganz recht, ich hätte es an seiner Stelle auch getan, aber wohl etwas anders. Meine erste Nachricht hat er ausführlicher als ich getan, bestätigt, gegen die zweite beruft er sich auf seinen bisherigen Charakter und das Zeugnis gewiss ehrenhafter Männer. Ich stehe nicht an zu glauben, dass er persönlich keinen tätigen Teil hat an dem nichtsnutzigen Rumor, bedauerte aber immer, dass der Mann, welcher so kräftige Erklärungen schreiben und sich zu den Erleuchteten des Landes zählen kann, nicht imstande ist, solchem elenden Hokuspokus in seinem eigenen Hause auf die Spur zu kommen und gründlich abzuwehren! Ist auch die Tatsache nicht wahr, dass bei Abwesenheit der ganzen Familie der Spuk nichts von sich hören liess, und nun wieder beginnt, seit die Familie eingezogen? Die Belehrungen des ‚Bund‘ und der ‚Schweizer Zeitung‘ (sic) gehen mich nichts an, ich denke, worüber eine ganze Gegend redet, darüber dürfe man auch schreiben, und bei mir fällt bei solchen Skandalen nicht in die Wagschale, welcher Partei der Bewohner eines Hauses angehöre, in dessen Fugen und Wänden es spukt und kracht.“

Eidgenosse 18. September 1862 (Nr. 112, S. 447):

... Jetzt tritt statt des Klopfgeistes der Geist der Unordnung in den Vordergrund: Sessel und Bänke werden umgeworfen — Bilder und Portraits, welche Jahre lang ruhig an den Wänden hingen, von unsichtbarer Hand auf den Boden gelegt, — und die Aepfel im Keller treiben nicht weniger arges Spiel!

Nachdem eine Untersuchungskommission die Familie aus dem Hause entfernt hatte und während fünf Tagen dasselbe streng bewachen liess, wobei die Polizei und andere Personen der Regierung tätig waren, zeigte sich keine Spur von allen Angaben, welche Joller bis auf den Tag seiner Entfernung — machte; kaum aber wurde ihm das Haus wieder überlassen, ging der Spuk von neuem los.

H. Alt-N. Joller sucht der Geschichte zwei Deutungen zu geben: Im ‚Bund‘ spricht er von blossem Klopfen und möchte die Sache mehr als eine merkwürdige Naturerscheinung qualifizieren. In Nidwalden aber schreibt er dieselbe einem überirdischen Wesen zu, und wir erlauben uns, da die Angelegenheit nun einmal in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, einige Aussagen zu wiederholen, die wir aus dem Munde des H. Joller haben, und woraus jeder leicht ersehen kann, was von dieser vielbesprochenen Angelegenheit zu halten ist.

H. Joller erzählt, dass er abends ein Säuseln im Bart und in den Haaren fühlte und er, als er die Hand danach streckte, ein kleines feines Händchen erfasste; die nämlichen Erscheinungen hatten gleichzeitig seine Frau und die Magd. Letzthin trat er in die Stube, welche er kurz vorher verlassen hatte und fand Sessel und Stühle umgekehrt und einen Sonnenschirm, der sonst in der Ecke stand, geöffnet und in der Stube aufgehängt, auch eine Flasche war auf dem Boden und stand auf dem Kopfe. — Vorgestern aber geschah das grösste Wunder. Er war in seinem Zimmer, da flog ein Baumzweig durchs Fenster, traf ihn auf die Brust und verschwand. — Hier will ich abbrechen, denn es würde die Leser langweilen, die vielleicht tausend und eine Anekdoten, welche ihm, der Frau und der Magd begegnet sind, aufzuzählen, obgleich es mitunter recht possierliche hat.“

Schliesslich erscheint am 28. September 1862 die von Perty (o. p. 111) erwähnte Mitteilung in der „Allgemeinen Zeitung“ — richtiger

„Augsburger Allgemeinen“ — und gleichzeitig und gleichlautend unter „Nachrichten aus Bern“ auch im „Bund“:

„Ein Geisterspuk und seine Aufklärung. In jüngster Zeit machte ein Geisterspuk, der am helllichten Tage in dem Haus des Altnationalrates Joller zu Stans sein Unwesen trieb, die Runde durch alle schweizerischen Blätter, und fand sogar auch in der Presse des Auslandes Erwähnung. An die Türen, Wände, Fenster, Fussböden und Stuhendecken wurde mit unsichtbaren Händen geklopft, kurz es war eine Geisterklopferei comme il faut, welche sogar zu einer polizeilichen Ueberwachung des Hauses führte, und für die man alle möglichen Erklärungen suchte. Endlich hat man sie — in der Person des achtjährigen Sohnes des H. Joller gefunden. Derselbe, ein ungeratenes Bürschchen, hat von einer Zigeunerhand, mit der er sich herumgetrieben, allerlei Hokuspokus erlernt, welchen er jetzt zum Schrecken seiner Familie und zur eigenen Belustigung im väterlichen Hause ausgeübt hat.“

Beuler fügte seiner Uebersendung vom 29. Dezember 1936 die Bemerkung hinzu: „Mit der gleichen Bestimmtheit, wie hier vom Sohn, sagt man jetzt noch von der englischen Frau Nationalrat, sie habe den Spuk inszeniert, weil ihr in dem kleinen Orte zu langweilig war.“

Endlich war Ruhe in der „Speichermatt“ und Joller fort, das Aergernis also beseitigt. Ein Jahr später erscheint seine Schrift. Gleich lässt die Heimat wieder einen Pfeil los, einen längeren Artikel vom Anonymus in Stans. Ein ähnlicher folgt vom Anonymus in Nidwalden. Auszüge genügen:

Schwyzer Zeitung 7. September 1863 (Nr. 201).

„Die Popularität von H. Joller (Fürsprech wie Nationalrat fallen unter den Tisch) war nie so kolossal, wie der Leser glauben könnte.“ Auch hätte der Verfasser „sein Wohnhaus etwas bescheidener schildern dürfen, indem selbes, näher betrachtet, ein ganz gewöhnliches altes Holzhaus war“. „Hauptsache Klopfen: morgens — Klopfen, mittags — Klopfen, abends Klopfen ist zu viel des Guten, und die Höflichkeit offenbar zu weit getrieben.“ In dem Ton geht es weiter. Der Höhepunkt wird erreicht mit der Erklärung: „Die einen glauben, H. Joller spiele die Rolle selbst, um sich bekannt zu machen; andere fanden die Lösung des Rätsels darin, dass die Familie Joller, durch das Klopfen in Schrecken versetzt, Gespenster sah, wo eben keine waren, wie dies bei furchtsamen Leuten, auch wenn selbe, wie H. Joller, Zschokkes Familienandachtsbuch lesen, gleichwohl vorkommen kann“ usw. (s. p. 130/31).

Schwyzer Zeitung 26. September 1863 (Nr. 217).

Nidwalden. (Korr.) „Soeben habe ich die Darstellung der mystischen Erscheinungen von H. Alt-N. Joller mit Aufmerksamkeit durchgelesen. — Als fleissiger Beobachter kann ich zu denselben gleichsam als Appendix noch einiges, was H. Joller zufällig, vielleicht unwissend übergangen, beifügen.

Freitag den 22. August vorigen Jahres, so erzählt ein Augenzeuge, ging ich mit einem Kameraden in das Haus von H. Fürsprech Joller, um die Erscheinungen

mitanzusehen. Es war ungefähr halb 9 Uhr abends, als wir uns mit noch Anderen in der Küche von Joller befanden. Nach einer Weile hörten wir am Tische, der sich in der Küche befand, einen Stoss und Gepolter. Die Magd des H. Joller stand vor demselben und hatte das Gesicht uns zugekehrt. Wie das Gerumpel ertönte, sprang sie mit einem lauten Geiz (Geschrei) vom Tische weg und im gleichen Augenblick sah ich, dass der Tisch zitterte und in seiner Stellung verrückt wurde. Das Vorgefallene machte uns aufmerksam und erregte in uns den bestimmten Verdacht, dass niemand anders als die Magd selbst das Gepolter veranlasst. Ich nahm mir vor, diese Person genau zu beobachten, drückte meinen Hut in die Stirne und tat, als sähe ich auf den Boden, während ich die Magd nicht aus den Augen liess. Dieselbe stellte sich unterdessen an die Küchenstüblitüre mit dem Rücken angelehnt und beobachtete uns scharf. Auf einmal sah ich, dass es polterte. Im gleichen Moment sprang sie wieder mit einem Geiz von der Türe weg in die Küche hervor und rief jammernd: 'Jetzt hets wieder!' Wir hatten dieses klar und deutlich gesehen und hielten ihr sofort vor, dass wir sie selbst schlagen gesehen. Anfangs wollte sie leugnen, musste aber am Ende selbst eingestehen, dass sie dies — und auch das frühere mal selbst geklopft habe. — Eine Viertelstunde nachher kam der junge Joller zu uns und sagte: es macht heute nichts mehr, wir können ruhig heimgehen, er könne uns das auf Ehre versichern'. Wir lachten und sagten: was wollen wir länger hier stehen, er weiss ja am Besten, ob es etwas gibt oder nicht. Ferner vergass H. Joller, wo der Geist im September seine schlechten Witze machte, Tische, Stühle und Tableaux umwarf, Sonnenschirm und Kleidungsstücke der Frau und Magd verbarg, Brot und Würste aus dem verschlossenen Schrank wegwarf etc., noch beizufügen, dass ein Beamter ein Zimmer, in welchem obiges bereits täglich vorgefallen, auf einige Tage verschloss und bei Öffnung desselben alles in alter Ordnung und vom Geiste unverrückt gefunden. Diese Tatsachen, welchen noch mehrere beigefügt werden könnten, dürften zur Vervollständigung dieser mystischen Geschichte nicht fehlen; sie gehen ein wenig Licht und man lernt dadurch des Unholds Wesen besser kennen."

Zum Glück haben diese Angriffe des Nidwaldners Joller zu einer ausführlichen Entgegnung veranlasst, der 3. (p. 131), die einen interessanten Einblick gewährt, wie es im „Spukhaus“ damals tatsächlich zugegangen ist. Zugleich wird die ganze Haltlosigkeit der Betrugsbehauptungen aufgedeckt, sobald sie sich nicht mit Allgemeinheiten begnügen, sondern, wie hier, einen konkreten Fall nehmen. Dabei hat der Anonymus sicher das Belastendste herangezogen.

Auch sonst Wissenswertes erfahren wir durch diese Zuschriften. Jollers Schrift war, nach dem Anonymus von Stans vom 7. September 1863 (p. 129) in der Schwyzer Zeitung, „vor einer Woche“ erschienen, also am 1. September. Das ist wichtig im Hinblick sowohl auf die Frage nach dem Erscheinen von Pertys „Realität“ vor oder nach Jollers Schrift, und nach der Existenz der problematischen zweiten Schrift (p. 116/18), wie vor allem auch wegen der Frage nach dem Wiederauftreten des Spuks in Zürich. Zugleich erfahren wir, dass sich Joller damals „in einer

misslichen Lage“ befunden habe. Das konnte gar nicht anders sein. Bei seiner überstürzten Flucht hatte er ja alles im Stich gelassen. Das macht diesen Angriff umso hässlicher. Wir erfahren zugleich den Preis der Schrift durch die anschliessende Bemerkung: „So wünschen wir, dass das Buch rentieren möge, obgleich hierfür der Preis zu 1 Fr. ziemlich hoch steht“ — !

Jollers dritte Entgegnung

Sie ist aus Zürich und das Letzte, was wir von ihm selbst haben:

Schwyz er Zeitung 1. Oktober 1863 (Nr. 221).

„In Nr. 217 Ihres Gesch. Blattes sind Mitteilungen eines angeblichen Augenzeugen enthalten, welche wieder einmal den vorjährigen Spuk in meinem Hause in Stans ‚vollkommen‘ erklären. Wie es scheint, ist die vor einem Jahre als sicher publizierte Lösung durch die Zauberei meines Sohnes ungenügend empfunden worden, und es muss heuer nun die Magd die Sünde begangen haben. Vorerst darf billig auffallen, dass der Zeuge anonym erscheint und von der Frucht seiner Untersuchungen, so mühe-los erhascht, dem Hauseigentümer, den er dadurch von grosser Kalamität und Schaden befreit haben würde, zur Zeit nicht Anzeige gemacht hat, oder — sei es, dass er diesem, wie es den Anschein gewinnt, sehr übel gesinnt war — doch wenigstens der wochenrätlichen Untersuchungskommission, und es berechtigt dies zur Vermutung, er müsse für sein Zeugnis auf sehr wenig Vertrauen gerechnet haben. Wie zuverlässig der angebliche Augenzeuge die Sache übrigens behandelt, geht schon aus dem Umstande hervor, dass sein Falkenblick erspäht, wie der Küchentisch, vor welchem sich das Mädchen aufgestellt haben soll, erzitterte und in seiner Stellung verrückt wurde, während es Tatsache ist, dass dieser Tisch mit dem soliden Geländer an der Stiege so fest und unverrückbar verbunden war, dass es der Kraft des angeblichen Augenzeugen und seiner Kameraden wohl kaum hätte gelingen mögen, was er dem ca. 13jährigen Mädchen zuschreibt. Schon dieser Umstand lässt auf die Wahrheit seiner übrigen Aussage schliessen, zumal, wenn man erwägt, dass in diesem Augenblick die Küche von Neugierigen voll gedrängt war, und nur mit dem in die Augen gedrückten Hute zu schauen gelungen war, was die anderen mit offenem Gesicht nicht sahen. Aber selbst noch gesetzt, es hätte sich das Mädchen den frevlen Spass erlaubt, ein oder zwei

Mal mit dem Fusse an die Türe zu schlagen, während schon erwiesenermassen die Schläge an dieser Türe stets von innen anpochten — ist nicht ein mehr als kühner Schluss, daraus den Spuk, der bei neun Wochen mit rasendem Ungestüm, allermeist am hellen Tag, selbst bei scharfer Bewachung der Polterstellen von deren Innen- und Aussenseite bei erwiesener Abwesenheit des Mädchens, aus dessen schlimmen Fusse zu erklären und anzunehmen, es sei dem sich nichts weniger als flink bewährten Mädchen gelungen, den scharf beobachtenden Hauseigentümer, seine ganze Familie, eine Menge von Augen- und Ohrenzeugen, worunter von den intelligentesten Ehrenmännern, die mehrtägige Polizeiwache selbst zu hänseln und mit seinem Strumpfe Zauberstücke auszuführen, die dem ‚Velle‘ bei allen seinen Vorbereitungen nicht würden gelungen sein? Wenn sich der angebliche Augenzeuge darüber grämt, dass man ihn und seinesgleichen bei vorrückender Nacht so gut möglich hinauszuspeditieren suchte, so mag die Ursache zunächst darin liegen, dass diese Eindringlinge, namentlich später, z. T. aus einer Klasse bestanden, aus der der Eine oder Andere unter eingedrücktem Hute hervor auch noch nach anderem, als nach dem Fusse des Mädchens zu schielen imstande gewesen wäre, und meinem Begehren um polizeiliche Bewachung als gar nicht ungerechtfertigt zuvorgekommen wurde. Ich rate dem angeblichen Zeugen, den Hut noch etwas tiefer in das Gesicht zu drücken, denn auch sein und gar rostig gewordener Dietrich tut nicht auf.

Zürich, den 28. September 1863.

M. Joller, Advokat.“

Das war eine gehörige Abfuhr. Der Anonymus mit dem „ingedrückten Hut“ hat sie eingesteckt: die Gegner haben sich nicht mehr gerührt.

Die „Gartenlaube“ brachte allerdings 1909 (Nr. 1) einen Artikel, in dem die Affaire „mit dem weltkundigen Spukhaus Speichermatt . . ., jetzt von dem reichen Bauern Lussi an arme Leute vermietet“ zur Unterhaltung der Leser ironisch überlegen aufgewärmt wird. Dieser „feuilletonistisch aufgeputzte Artikel“ ist jedoch „dokumentarisch wertlos“, wie Odermatt, der ihn als letztes noch aufgestöbert hat, feststellt. Nur der Vollständigkeit halber ist er hier angeführt.

Wie steht es nun mit Jollers zweiter Schrift: „Abfertigung eines Versuchs etc.“ (p. 117)? Im Hinblick auf das Spätere (p. 143) sei die Feststellung vorausgeschickt, dass alles gegen ihre Existenz spricht.

Daumer ist unzuverlässig in seinen Angaben, wie wir bereits gesehen haben (p. 117/18). Er nennt auch keinen Verlag. Sonst ist die Schrift nur noch erwähnt in der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde, Fasc. V. 5: „Aberglaube, Geheimwissenschaft und Wundersucht“, bearbeitet von Dr. Fr. Heinemann (Bern, 1907). Unter Hinweis auf Spukgeschichten in anderen Kantonen findet sich hier pp. 201 der Spuk von Stans, zusammen mit jenem von Uffikon (Kap. IX). Jollers zweite Schrift ist angeführt mit dem Erscheinungsjahr 1863 und als Verlag Hanke, der gleiche also, wie jener der ersten Schrift: „Darstellung.“ Diese Mitteilung verdanke ich HH. Stiftsprobst Troxler in Beromünster. Er bemerkt dazu: „Die Autorschaft wird bezweifelt, denn in der Bibliothek steht hinter Jollers Namen ein Fragezeichen.“ Die Schrift werde in der Zentralbibliothek in Zürich zu finden sein, oder in der Bürgerbibliothek in Luzern (Brief v. 24. 8. 1937). Odermatt suchte vergebens und erklärte: „Ich bin heute fest überzeugt, dass der Autor sich geirrt und Joller . . . sich nicht weiter zur Sache geäußert hat als noch in dem Artikel in der ‚Schwyzer Zeitung‘. Ich, der in der Gegend lebe und seit mehr als 50 Jahren mit der Geschichte des Volkes mich beschäftige, habe nie von einer zweiten Schrift gehört“ (Brief v. 20. 9. 1937). Aehnlich der alteingesessene Buchhändler von Matt: „Die Schrift ist uns und überhaupt hier unbekannt.“

Auch Perty kennt sie nicht, der viel eher als Daumer in der Lage war, von ihr zu erfahren. Zudem war die erste Schrift, wie wir nunmehr wissen, am 1. September 1863 erschienen, und jeder Hinweis fehlt in ihr auf eine zweite, die bald folgen sollte. Dass der gleiche Verlag in kurzem Abstand eine solche herausbringen werde, die kaum Neues enthalten konnte, ist auch durchaus unwahrscheinlich.

Mein zweiter Besuch in Stans

In der Hoffnung, noch einige Punkte klären zu können, fuhr ich am 25. August 1937 nochmals nach Stans. Diesmal war der Besuch in der Speichermatt eine grosse Enttäuschung: die hilfsbereite Frau war, trotz meiner Anmeldung, „abwesend“. Statt ihrer empfing mich der jetzige Besitzer im Garten und erklärte, seine Frau hätte zum Arzt gehen müssen! Nun wusste ich, wieviel die Uhr geschlagen, nachdem bereits verschiedene Briefe unbeantwortet geblieben waren. Also musste ich versuchen, wenigstens das Nötigste aus dem Ehemann herauszuholen und die damals versprochene Schrift zu bekommen. Doch das war ein schwieriges Unterfangen, denn ich begegnete passiver Resistenz. Nach endloser Unterhaltung, offensichtlich zum Zweck der Ablenkung, über seine Kühe, das Rheuma seiner Frau, den Arzt, den Wünschelrutengänger, den er herbeigerufen und der Wasser gefunden habe — es ging vom Hundertsten ins Tausendste, denn mit Händen und Füßen wehrte sich der Mann gegen diese Spuksache — bat er mich schliesslich aufs dringendste, als ich gewaltsam die Rede doch noch auf sie gebracht hatte, von einer Veröffentlichung abzusehen: die Sache sei längst be-

graben. Kein Mensch interessiere sich mehr für sie, usw. Es hätte also keinen Sinn, darauf zurückzukommen. Der Reihe nach wurden dann noch alle Betrugsbehauptungen hervorgeholt, vom ungeratenen Sohn mit der Elektrizitätsmaschine und dem betrügerischen Dienstmädchen (13 Jahre alt), bis hinauf zu Joller, der seine missliche Vermögenslage durch diesen Spuk habe verbessern wollen! In diese sei er durch schlechte Bewirtschaftung des kleinen Besitzes gerade damals geraten; denn er habe eine neue Scheune gebaut, die viel zu gross gewesen sei und ihn in Schulden gestürzt habe. Dieses letzte Argument war allerdings wenig einleuchtend. Auch schien der Erfolg viel mehr gegen diese Behauptung zu sprechen. Doch kein Einwand half. Krampfhaft wurde immer Neues hervorgeholt — ein lehrreiches Beispiel der Ablehnung um jeden Preis: es kann nicht wahr sein. Folglich muss eine andere Erklärung gefunden werden. Sie wird auch gefunden, und sei sie noch so unsinnig. Endlich kam noch die sehr begreifliche Angst vor Diffamierung zum Vorschein, vor Entwertung des Besitzes und den vielen Unannehmlichkeiten, die der Ruf, vielmehr Verruf eines „Spukhauses“ naturgemäss mit sich bringt. In verhängnisvollster Weise hatte es Joller erfahren. Ich konnte dem Mann nicht zürnen und musste schliesslich sogar zugeben, dass ich an seiner Stelle kaum anders handeln würde, obwohl die Sache viel zu weit zurück liege, um noch einen Schatten auf den schönen Besitz zu werfen und die Neugier zu reizen.

Endlich bat ich, wenigstens das Haus nochmals besichtigen zu dürfen, denn ich wollte einen Plan anfertigen. Glatte Nein! Als ich dann um die versprochene Schrift bat, kam die bezeichnende Antwort: verziehen! Er wisse nicht, wo sie sei, und wenn sie nicht mehr zurückkäme, wär's ihm auch recht!

Eines war sicher: abergläubisch war der jetzige Besitzer so wenig wie seine Frau und der einstige Besitzer und überhaupt das Volk dorten. Der Zuruf hinter dem Zaun (p. 108) war bezeichnend. So habe ich auch nicht ein einziges Mal das Wort „Geister“ gehört — ausser in ablehnendem Sinn von Odermatt auf eine Bemerkung von mir hin —, dagegen immer wieder: Betrug, andernfalls „etwas wie Elektrizität“. Das Volk dieser Gegend hat viel Mutterwitz und gesunden Menschenverstand und jedesmal seine helle Freude, wenn es gelingt, Spukhaftes natürlich aufzuklären. Ein so guter Kenner wie Pfarrer Herger in Seelisberg konnte das aus eigener Erfahrung belegen. Andere bestätigten es, auch z. B. Kenner aus Süddeutschland. Natürlich gibt es Unterschiede.

Ergiebiger war mein zweiter Besuch bei Odermatt. Diesmal empfing er mich in seiner Villa. Die Angelegenheit nochmals besprechend, gab er zu, dass Joller miserabel behandelt worden sei, und zwar nicht nur von seinen politischen Gegnern, sondern gerade von seinen Freunden! So kehrte er empört und verbittert der Heimat den Rücken und wollte nichts mehr von ihr wissen. Mit dem Wegzug habe der Spuk tatsächlich vollkommen aufgehört. Davon, dass er sich in Zürich fortgesetzt habe, hatte er niemals gehört und war über diese Angabe aufs äusserste überrascht.

Auf meine Frage nach einem Plan des Hauses erklärte Odermatt weiter, es gebe keinen, und über das alte Haus derer von Zelger werde punkto Spuk nichts mehr zu erfahren sein. Es brannte 1798, gleichzeitig mit dem alten Jollerhaus, ab, und die Familie bezog ein Haus beim Rathaus, das damals gekauft wurde.

Auf das Porträt des Gerichtspräsidenten hinweisend, teilte er mir noch eine auffallende und sehr bemerkenswerte Episode mit, die in seiner Familie überliefert wird: „Joller war einmal mit dem Gerichtspräsidenten auf einem Augenschein (Gerichtsverhandlung) in einer anderen Gemeinde. Plötzlich wurde er bleich und zaghaft und bemerkte: Jetzt treibt der Spuk in meinem Haus wieder sein Unwesen.“ Es stimmte: als man nachfragte, war es richtig.“

Am ergiebigsten war der Besuch bei Fräulein H. Waser. Nun, da ich Zeit hatte, sie auszufragen, berichtete sie mancherlei Wichtiges, bereitwillig zur Klärung beitragend. Dabei bekundete sie einen lebhaften, klugen und aufgeschlossenen Geist. Ueber die Nachkommen wusste sie vieles.

Der Jüngste, Alfred, lebe in Rom und habe mehrere Kinder. Von ihm wäre kaum etwas zu erfahren. Er war damals noch viel zu jung. Die Tochter Henricke in Rom habe drei Töchter, die eine eine bekannte Sängerin, die dritte, ihre Freundin, sei verheiratet und habe ebenfalls drei Kinder. Alle seien sehr begabt. Die Familie habe lange in Erytrea gelebt, dessen Klima ihnen sehr zugesetzt hatte.

Die Tochter Emaline in Neapel sei, trotz ihrer mehr als 90 Jahre, noch fabelhaft frisch, geistig und körperlich, mit glänzendem Gedächtnis, für alles interessiert, laufe flink herum und unternahme Ausflüge. Die Familie ist also, wie wir sehen, erstaunlich langlebig.

Zu dem Geschwätz, Fr. Joller betreffend (p. 129), bemerkte Fräulein Waser: sie war ja gar keine Engländerin, sondern Deutsche! Allerdings habe sie in die dortigen Verhältnisse nicht gepasst und sich wenig glücklich gefühlt, war auch wenig beliebt, sogar bei ihren Kindern. Die Photographien hatte Henricke 1932 Fr. S. bei ihrem Besuch in Stans geschenkt.

Auf meine Hauptfrage: trat in Zürich der Spuk noch auf? erklärte Fräulein Waser lebhaft: „Natürlich hat es dort weitergespuht. Das hat mir auch Henricke gesagt, als ich in Rom zu Besuch war.“ Auf den Einwand, Joller habe am 19. Mai 1863 an Perty geschrieben (p. 116), sie hätten in Aussersihl Ruhe gehabt, wiederholte sie ganz positiv ihre Behauptung mit folgender Ergänzung:

„Wenn die Familie dort beieinander sass, sei die Türe oft von selbst aufgegangen und sie hätten sich sehr gefürchtet. Dann sei sie (Henricke) von der Mutter, die dieses Kind am wenigsten mochte, hingeschickt worden, um sie zu schliessen. Sie habe dabei vor Angst am ganzen Leib gezittert. Eines Nachts muss auch der Vater etwas Entsetzliches erlebt haben; denn als er am Morgen aus seinem Zimmer kam, waren seine Haare schneeweiss. Das hat auf die Familie einen furchtbaren Eindruck gemacht. Was es war, hat er keiner Seele erzählt, erklärte aber: „Nun verstehe ich alles.“ Er werde jetzt mit der Familie nach Rom fahren und es dem Papst erzählen. Dort blieb er dann und der Spuk hörte vollständig auf.“ Fräulein Waser verwies noch auf das sehr Auffallende, dass es, gleichzeitig wie in Stans, auch bei Verwandten in Deutschland und sogar bei deren Nachbarn gespuht habe (p. 116).

Diese Eröffnung war das wichtigste Ergebnis meines zweiten Besuches und liess mir keine Ruhe: was mochte Joller in jener denkwürdigen Nacht erlebt haben? Jedenfalls erhielt seine plötzliche Flucht nach Rom dadurch eine unerwartete Beleuchtung. Teilte er dann wirklich dem Papst das Erlebte mit? Und erfuhr keines der Kinder auch später etwas davon?

Jollers Nachkommen und ihre Aussagen

Nachdem alle Versuche gescheitert waren, mit der Familie schriftlich in Verbindung zu treten, fügte es ein glücklicher Zufall, dass ich durch Vermittlung von Dr. Gerda Walther in München in Beziehung zu einem Nervenarzt in Rom, Dr. E. Servadio, treten konnte, der sich in dankenswerter Weise bereit erklärte — wieviel Aerzte hätten das an seiner Stelle getan? — die nötigen Nachforschungen vorzunehmen und Frau Nardecchia, Jollers Enkelin, aufzusuchen. Daraufhin schickte ich ihm, nach reiflicher Ueberlegung, einen Fragebogen, ohne irgend welche näheren Angaben, auch ohne eine Abschrift von Jollers „Darstellung“, um jede Möglichkeit einer Suggestion während des Verhörs

auszuschliessen. Allerdings wäre vermutlich an Hand der „Darstellung“ noch manches zu ermitteln gewesen, wie seinerzeit durch Bleuler bei Melanie; denn er kannte den Fall überhaupt nicht. Sicherheit war mir in dieser Beziehung jedoch Hauptsache. Namentlich beim späteren Verhör in Neapel ist also stets im Auge zu behalten: Dr. Servadio wusste nichts als meine sehr lakonischen und vorsichtigen Fragen.

Dr. Servadios Brief mit den Angaben von Frau Nardecchia
(wortgetreue Uebersetzung)

Rom, den 23. Oktober 1937.

Sehr geehrte Frau!

Frage 1: Adressen ihrer Mutter, Onkel Alfreds und Tante Emalines?

— Die ersten beiden seien ganz überflüssig, denn die Mutter sei geistig „svanita“ (erloschen) und der Onkel sehr merkwürdig; er zähle jetzt auch 80 Jahre, war damals also zu jung. Sehr aussichtsreich wäre dagegen die Neapler Tante (Adresse); denn obwohl bereits 93, solle sie noch voll auf der Höhe und in der Lage sein, viele Beobachtungen mitzuteilen. Sie erinnere sich noch „benissimo“ an alles Vorgefallene.

Frage 2: Ob die Manifestationen auch in Zürich aufgetreten seien?

— Hierüber konnte Frau Nardecchia nichts Genaueres sagen; sie glaube nein. Einer ihrer Söhne, ein junger Ingenieur, erinnerte sich dagegen an folgendes: in der Zürcher Wohnung fielen mehrmals Lumpen aus dem Mantel des Kamins heraus, und schliesslich fand man in diesem Mantel das Skelett einer Frau, die angeblich drei Gatten ermordet hatte. Der Ingenieur fügte hinzu: „Es scheint, dass die Familie meines Urgrossvaters von dem Schicksal verfolgt wurde, immer makabren Dingen zu begegnen.“

Frage 3: Wie benahmen sich die Tiere? — Das Einzige, woran Frau Nardecchia sich erinnern konnte, (von ihrer Mutter) gehört zu haben, ist folgendes: der Nationalrat hatte einen Freund, einen Ingenieur, zu sich eingeladen, der seinen Hund mitbrachte. Dieses Tier zeigte grosse Furcht, zitterte und zog den Schwanz ein, als in der Umgebung Schläge (colpiti battuti) paranormaler Art vernommen wurden.

Bemerkung: Das bestätigt Jollers Angabe (p. 72), dass der von einem Bekannten mitgebrachte Hund sich bei jedesmaligem Klopfen hinter seinen Herrn verkroch.

Frage 4: Ob jemand von der Familie besondere Träume hatte? — Ihre Mutter hatte einige Jahre, ehe die Phänomene einsetzten, furchterregende Träume von Gespenstern, die liefen.

Frage 5: Erklärungen, die damals für die Erscheinungen gegeben wurden? — Sie waren sich, nach Frau Nardecchia, einig in der Annahme, dass die Phänomene den Seelen Verstorbener zuzuschreiben seien. ...?

Frau Nardecchia hob noch folgende Ereignisse besonders hervor: a) Erscheinung einer langen Gestalt in einem weissen Leintuch mit zwei Löchern in Augenhöhe, die heulte (p. 65); b) Transport von Gegenständen, wie eines Pferdegeschirrs und ähnlichem; c) Säulen und Pyramiden, wie aus Rauch oder Nebel, die im Haus herumwanderten; d) Erscheinung einer kindlichen Gestalt (p. 63), etc.

Dem Nationalrat war es als Anwalt gelungen, ein Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, die ein Kind wegen einer Erbschaft ermordet hatten, vor der Todesstrafe zu retten. Es scheint nun, dass eines der vielen umlaufenden Gerüchte war, dass die Erscheinungen eine Art Strafe dafür seien, dass Joller die gerechte Bestrafung der Schuldigen verhindert habe.

Was in jener Nacht, nach welcher der Nationalrat weisse Haare bekommen habe, geschehen ist, weiss Frau Nardecchia nicht. Sie weiss nur, dass ihr Grossvater in einem stenographischen Dokument mit einem besonderen Schreibsystem den Bericht über das Vorgefallene niedergelegt hat. Dieses Dokument müsse noch existieren. Sie erinnert sich, es gesehen zu haben. Es scheint, dass von der Tante in Neapel, Signa. Giovanetti, hierüber, wie über andere Punkte, nützliche Auskünfte zu bekommen wären.

Dr. Servadio bemerkte weiter, dass Frau Nardecchia, in Zusammenhang mit Todesfällen, deutliche und ganz sichere (certissimi) Fälle von Telepathie gehabt habe, ferner, „dass im mütterlichen Hause physikalische Phänomene vorgekommen seien, in Zusammenhang mit dem Tod einer Frau, die mit der Familie sehr befreundet war, und schliesslich auch die Schwester von Frau Nardecchia, wie es scheine, echte und richtige mediumistische Phänomene zeige. So versprach ich, beide an einer Sitzung eines besonderen Kreises teilnehmen zu lassen. „Ich habe den positiven Eindruck,“ fügte Dr. Servadio bei, „dass in der Familie (collateral und ascedent) verschie-

dene Personen mit mehr oder weniger ausgesprochen medialen Eigenschaften sein müssen.

Die beiden Söhne Frau Nardecchias haben dagegen niemals irgend ein Phänomen gehabt. Es handelt sich um intelligente Leute, sehr freundlich und entgegenkommend, ziemlich neugierig den medialen Erscheinungen gegenüber. Ich glaube nicht, dass von Frau Nardecchia mehr zu erfahren sein wird.

Ueber die Sitzung mit dem Medium, Hellseherin, berichte ich später.

E. Servadio.

Ein zweiter Brief brachte die vielleicht wichtigste Mitteilung.

Rom, den 31. Oktober 1937.

Sehr geehrte Frau!

Heute hat mich die Schwester von Frau Nardecchia, Fräulein Talé, aufgesucht, ohne dass ich darauf gefasst war. Ich erhielt einige Auskünfte, die mir sehr interessant erscheinen.

Nach diesem Fräulein (Enkelin also) hätten sich die Phänomene in Zürich fortgesetzt. Sie ist dessen ganz sicher und hat mir auch einige von diesen genannt, unter ihnen die Erscheinung einer Person von hoher Statur, die dem Grossvater Joller erschienen sei.

Ausserdem hat mir Fräulein Talé Genaueres über das famose stenographische Manuskript gesagt. Es wurde von einem Verwandten Jollers nach Amerika gebracht, der jetzt tot ist. Er muss es mit seinem ganzen Besitz seiner Frau (seine frühere Erzieherin) vermacht haben. Letztere, eine schlaue Person, die es fertigbrachte, dass dieser Verwandte sie heiratete, will keine Beziehungen mehr mit der Familie haben, was begreiflich ist. Sobald ich deren Adresse habe, sende ich sie Ihnen. Die Beschaffung des Manuskripts wird allerdings ausserordentlich schwierig sein ...

E. Servadio.

Eine Sitzung der beiden Schwestern Talé mit dem Medium fand am 17. November statt, doch kam nichts dabei heraus, sodass eine Wiederholung zwecklos schien.

Dr. Servadio versprach, auf dringende Bitte hin, zur weiteren Klärung nach Neapel zu fahren, um die letzte Zeugin, Jollers älteste Tochter, Emaline Giovanetti, zu befragen. Ich schickte abermals einen Fragebogen, wieder nur diesen, erwähnte diesmal aber doch das eine Ereignis, die Erscheinung des „Brüderchens“, speziell um die Zuverlässigkeit ihres Gedächtnisses zu prüfen.

Mitte Februar kam eine Postkarte, die Reise für den 19. dies ankündend, und am 24. der Bericht. Ich gebe ihn ungekürzt, jeweils die entsprechenden Bemerkungen hinzufügend:

Neapel, den 20. Februar 1938.

Sehr geehrte Frau!

Zurückgekehrt von der Unterredung mit Frau Giovanetti, möchte ich Ihnen sofort schreiben, solange ich noch unter dem frischen Eindruck stehe. Was sie mir heute morgen mitteilte, wurde fortlaufend stenographisch von mir aufgenommen und dient dem Folgenden als Unterlage.

Sowohl sie wie ihre Tochter haben mich mit grosser Liebeshuld und Herzlichkeit aufgenommen und sind bereit, mir weitere Auskünfte zu geben. Doch glaube ich, dass sich schwerlich mehr erreichen lässt.

Frau Giovanetti ist wirklich bewundernswürdig in ihrer Lebhaftigkeit und Intelligenz, ungeachtet ihres hohen Alters. Sie hat mit der grösstmöglichen Präzision auf meine Fragen geantwortet. Natürlich konnte sie nur antworten, soweit sie sich erinnerte.

Frage 1: Gingen die Phänomene nach Uebersiedlung von Stans nach Zürich weiter?

Nein. Die einzige Episode in Zürich hatte der Nationalrat während einer Nacht, in welcher er allein war. Nachher sagte er: „Jetzt habe ich verstanden“. Die Mutter (Joller) frug dann ihre Tochter, ob sie während dieser Nacht Geräusche gehört habe. Frau Giovanetti erinnerte sich jedoch nicht mehr, was für Geräusche die Mutter hörte in jener „famosa notte, nella quale mio padre ebbe la rivelazione“. Auch Frau Joller wusste nicht, was geschehen war. Joller schrieb in ein Büchlein in stenographischer Schrift, was vorgefallen war. Er pflegte immer abends aufzuzeichnen,

was sich im Laufe des Tages Auffallendes zutragen hatte.

Bemerkung: Angesichts der grossen Tragweite der ersten Frage: gingen die Phänomene in Zürich weiter? und der Zweideutigkeit der Antwort Frau Giovanettis — denn das „Nein“ steht im Widerspruch zum Nachsatz — beschloss ich einen letzten Versuch, um alle Zweifel zu beseitigen. Ich frug Dr. Servadio, wie dieses „Nein“ zu verstehen sei? Ob er darüber noch etwas ermitteln könne? Er versprach, Frau Giovanetti zu schreiben. Unter dem 8. März kam folgende Antwort:

„Frau Giovanetti schrieb mir: ‚So weit ich mich an unsere Uebersiedlung nach Zürich erinnere, hörten die Phänomene auf.‘ Dr. Servadio bemerkt dazu: ‚Meiner Ansicht nach ist es wahrscheinlich, dass Frau Giovanetti sich nicht mehr erinnert, nachdem die Phänomene sehr herabgemindert waren, oder sie wusste nichts davon. Wenn Sie andere, genaue Zeugnisse haben, dann scheint mir dieses ‚Nichterinnern‘ der Frau Giovanetti nicht ausreichend, sie zu entwerten.‘“

Bemerkung: Wie gut diese Zeugnisse sind, wusste Dr. Servadio nicht; denn ich hatte, wie gesagt, sorgfältig vermieden, ihm mehr als das zur Orientierung Allernötigste zu schreiben. Von sich aus ist er also auf den Gedanken gekommen, Frau Giovanetti könne von den unbedeutenden Ereignissen in Zürich nichts erfahren haben. Das ist auch meine Ueberzeugung. Das unheimliche Türöffnen war ja ganz harmlos, im Vergleich zu dem früher Erlebten. Zudem war es nicht Frau Giovanetti, sondern Henricke, die von der Mutter zum Schliessen gezwungen wurde und durch die Angst vor Vergessen geschützt war. Joller dürfte man kaum etwas mitgeteilt und überhaupt die Sache möglichst ignoriert haben. Man muss sich nur in die Lage der zu Tode gehetzten Familie versetzen, die in Zürich zitternd vor den Trümmern ihrer Existenz stand, mit Schrecken der Weiterentwicklung der Dinge harrend. Ohne Not wird also nicht darüber geredet worden sein: man schwieg.

Frage 2: Wann übersiedelte Joller nach Zürich? Sofort nach Verlassen von Stans? — Ja. Das muss in den letzten Monaten 1862 gewesen sein, als die Phänomene bereits ihre höchste Entwicklung vom 15. August bis 18. September dieses Jahres erreicht hatten.

Bemerkung: Diese Daten stimmen (s. Darst.).

Frage 3: Wann begab sich Joller nach Rom und warum? — Joller entschloss sich, nach Rom zu gehen und nach jener berühmten Nacht (*famose notte*), in der er diese Manifestation hatte, von der er niemandem etwas sagte (*non disse nulla a nessuno*). Das war einige Zeit nach der Uebersiedlung nach Zürich, auf alle Fälle vor 1870. Das „genaue warum“ (*perche preciso*) ist niemandem bekannt, doch steht es bestimmt in Verbindung mit dem, was sich in jener Nacht ereignet hat. Es scheint, dass Joller dem Papst Mitteilung machen wollte, was er gesehen und gehört hatte. Er hat jedoch nicht mit ihm gesprochen, obwohl er in dieser Hinsicht mehrere Versuche unternahm, insbesondere bei den religiösen Liguorini (Orden des heiligen Alphonso di Liguori). Diese Episode, sagt Frau Giovanetti, war für meinen Vater das Ende des Lebens, und tatsächlich starb er kurz (oder bald) nachher, gegen 1863 oder 1864 in Rom, wo er auch begraben wurde; Frau Joller wurde 1904 ebenfalls in Rom, bei den Nonnen von San Basilio, begraben.

Bemerkung: Damit ist definitiv das Rätsel der plötzlichen Uebersiedlung nach Italien gelöst: was Joller von Stans forttrieb, trieb ihn auch von Zürich fort, denn in Zürich hat es tatsächlich auch gespuht.

Frage 4: Hausverkauf? — Das Haus in Stans wurde erst einige Zeit nach der Uebersiedlung nach Zürich verkauft. Frau Giovanetti erinnert sich, dass sie nach dem Umzug mehrmals dorthin zurückgekehrt sind, und es bestimmt mindestens zwei Jahre unverkauft blieb. Sie weiss, dass das Haus nach jener berühmten Nacht verkauft worden sei, und zwar zu einem Preis, der unzweifelhaft unter seinem Wert war. Sie glaubte für Fr. 60 000.—. Es war das bestgebaute Haus in Stans mit Garten und Land.

Bemerkung: Es ist klar, dass Joller nach der fluchtartigen Abreise, Oktober 1862, mehrmals nach Stans zurückkehren musste zur Ordnung seiner Angelegenheiten, namentlich Vermietung des Hauses und später zum Verkauf des Besitzes. Dass dieser im Anschluss an jene verhängnisvolle Nacht erfolgte, also erst vor der Abreise nach Rom und offenbar um jeden Preis, ist ein weiterer Beweis, wie einschneidend dieses nächtliche Erlebnis für ihn war — der letzte Tropfen in den übervollen Becher.

Frage 5: Hat Joller eine zweite Schrift veröffentlicht? — Frau Giovanetti bestritt das absolut.

Bemerkung: Auch diese bereits ausführlich behandelte Frage (p. 130) ist damit erledigt: Joller hat einzig seine „Darstellung“ veröffentlicht.

Frage 6: Wer schrieb die Vorrede zu seiner Darstellung? — Sie weiss es nicht.

Frage 7: Ist es wahr, dass Joller ein Geschwisterpaar verteidigen musste, das des Kindsmordes etc. beschuldigt war? — Ja. Doch verteidigte er nur die Schwester, nicht den Bruder. Nach Frau Giovanetti besteht keinerlei Beziehung zwischen dieser Tatsache und den Manifestationen, die erst viele Jahre später auftraten.

Frage 8: Welche Erklärung wurde damals für die Erscheinungen gegeben? — Keine genauere (*precisa*): alle waren wir sehr erschreckt (*molte spaventati*) und dachten natürlich, dass es sich um Geister Verstorbener handeln könnte.

Bemerkung: Kein Wunder, denkt man z. B. an das Klopfen als Antwort auf Bitten, das Gejammer usw. (p. 64, 66).

Frage 9: Die erste Erinnerung der Frau Giovanetti, die Erscheinungen betreffend, ist die folgende: sie kehrte mit den Brüdern von der heiligen Messe heim. Diese gewahrten als erste eine weisse Gestalt von unheimlichem (*sinistro*) Aussehen auf der Haustreppe. Am folgenden Tag, während Frau Giovanetti und ihre Mutter allein an einem Tisch arbeiteten, hörten sie wiederholt heftigste Schläge unter diesem Tisch, die sie aufzuspringen zwangen. Die Mutter sagte: ‚Dass der Vater bald zurückkäme!‘ Heimkehrend hörte Joller von der Strasse aus das Geräusch dieser Schläge im Tisch.

Bemerkung: Bei Joller steht hiervon nichts. Doch wir wissen von ihm selbst, dass anfangs die merkwürdigen „Wahrnehmungen“ nicht weiter beachtet und den Kindern unter Strafandrohung unter sagt wurde, darüber zu sprechen. Erst später wurde das eine oder andere aus der Erinnerung nachgeholt (p. 61/63). Zudem entspricht diese Erscheinung anderen, von Joller berichteten.

Frage 10: Waren die Träume der Hausbewohner während der Manifestationen charakteristisch oder merkwürdig? — Die Mutter Frau

Giovanettis hatte folgenden Traum, und zwar kurz ehe die Phänomene begannen: sie sah einen Mann und eine Frau, die mit Gewalt ins Haus hineinwollten. Der Mann stiess die Frau, damit sie zuerst hineingehe. Frau Joller erwachte schreiend vor Entsetzen. Während der Erscheinungen hatte dagegen niemand besondere Träume.

Bemerkung: Diese Angabe, in Verbindung mit jener der Frau Nardecchia (Frage 4), würde beweisen, dass speziell bei der Mutter beunruhigende Träume den Erscheinungen vorausgegangen sind. Diese Tatsache ist ausserordentlich interessant und bedauerlich, dass nicht mehr darüber zu erfahren war.

Frage 11: Das Verhalten von Tieren betreffend, konnte sich Frau Giovanetti an nichts erinnern.

Bei dieser Gelegenheit erzählte sie folgende interessante Episode: 'Ich befand mich eines Tages im Garten und arbeitete. Mein Brüderchen war dabei. Die Mauer des Hauses war bedeckt mit wilden Weinreben. Plötzlich hörte ich ein Rascheln der Blätter, erblickte jedoch nichts beim Hinschauen. Ich schaute stärker und sah nun, wie ein Mädchen von 14—15 Jahren, die bei uns im Dienst war, sich aus dem Fenster beugte und versuchte, sich an den Zweigen der Weinreben anzuklammern, um nicht zu fallen. Ich schrie ihr zu aufzupassen. Doch kaum hatte sie sich zurückgezogen, da erschien bereits das gleiche Mädchen auf der Strasse oder sonstwo.'

Frau Giovanetti interpretierte das als ein Phänomen von 'Entdoppelung' und ihre Tochter (die unserer Unterhaltung beiwohnte) meinte, dass vielleicht die Gegenwart jenes Mädchens eine Beziehung zu den Phänomenen hatte, und dass in dessen Abwesenheit die Phänomene aufhörten. In dieser Hinsicht jedoch nichts Präzises.

Bemerkung: Es handelt sich um die von Joller unter dem 10. September übereinstimmend berichtete Episode (p. 85/86), wobei einige Einzelheiten ausgelassen sind, eine Unklarheit dagegen aufgeklärt wird: die 'Figur' war im Zimmer und beugte sich zum Fenster hinaus über die Reben. Sehr bemerkenswert, dass Frau Giovanetti die damals hervorgehobene Ähnlichkeit mit dem Dienstmädchen in Erinnerung geblieben ist, die auch bei anderen Gelegenheiten bemerkt wurde, trotz Unterschieden in der Kleidung usw.

Frau Giovanetti erzählte noch eine andere Episode: Vor Beginn der Manifestationen wurde ihr Brüderchen eines Tages zur Strafe in eine Kammer gesperrt. Anfangs schrie und weinte er. Plötzlich verstummte er. Als die Eltern ins Zimmer gingen, fanden sie ihn halbbohnmächtig mit dem Kopf zwischen den Händen. Er erklärte, dass, währenddem er geschrien habe, eine lange Gestalt, bekleidet mit einem weissen Leintuch, ihn erschreckt habe, indem sie 'Uhh!' geschrien hätte.

Bemerkung: Offenbar handelt es sich um den Fall des 'Zweitjüngsten' in der Holzkammer (p. 68), wobei für die Veröffentlichung die Tatsache verschleiert wurde, dass das Kind strafweise eingesperrt war. Einige Unstimmigkeiten dürften auf Rechnung des Nachlassens der Erinnerung zu setzen sein, wobei auffällt, dass nicht übertrieben wurde, sondern im Gegenteil gemildert: das dreimalige Klopfen an die Tür ist fortgefallen, aus der „tiefsten Ohnmacht“ eine halbe geworden usw.

Frage 12: Ob Frau Giovanetti einmal ein kleines Kind erschienen sei, das sie mit ihrem Brüderchen verwechselt habe? — Nein. Sie kann sich an nichts derartiges erinnern. Sie meinte, dass das vielleicht bei der Mutter von Frau Nardecchia geschehen sei.

Bemerkung: Stimmt. Nicht Frau Giovanetti hatte diese Erscheinung, sondern Henricke (p. 63). Wir sehen: Frau Giovanetti liess sich durch diese Suggestivfrage nicht irremachen: ihr Gedächtnis war zuverlässig.

Frage 13: Ob Frau Giovanetti sich noch an anderes Interessante erinnere? — Ausser dem bereits Erzählten erinnert sie sich an folgende Episode: Sie befand sich mit ihrer Mutter in einem Zimmer, das gemeinsam mit drei anderen von einem grossen Ofen geheizt wurde. Mit einemmal sahen beide vor dem Fenster draussen wie etwas fliegen und vernahmen ein Geräusch. Das Fenster ging auf den Hof. Hinter dem Ofen fand man dann ein vollständiges Pferdegeschirr (Zaum etc.). Man wusste nicht, wie es hineingekommen, und es war schwer zu entfernen, denn der Ofen war in die Mauer eingelassen.

Bemerkung: Diese Angabe ist ausserordentlich interessant als Bestätigung der merkwürdigen Episode mit dem Pferdegeschirr (p. 94), die so eindrucksvoll war, dass sie immer wieder berichtet wurde. Man vergesse nicht: Dr. Servadio wusste nichts von ihr.

Wir erfahren dabei noch etwas Wichtiges, das bei Joller fehlt — er war ja nicht anwesend —, nämlich dass dieses Geschirr von aussen durchs Fenster hereingeflogen kam, ähnlich wie so häufig Aepfel, Steine u. dgl. Mutter und Tochter vernahmen zugleich ein Geräusch, und dann fand sich das Geschirr „hinter“ dem Ofen — statt „in“ diesem, offenbar ein kleiner Er-innerungsfehler; denn ein eingemauerter grosser Ofen hat kein „hinten“ — von wo es „schwer zu entfernen war“.

Frau Giovanetti erinnert sich ferner, dass ihr Vater, ausser verschiedenen politischen und zivilen Persönlichkeiten, auch einen Kapuzinerpater für die Phänomene interessierte. Zahllose Personen waren Zeugen der Phänomene, und doch konnten sie sie nicht erklären.

Das letzte nächtliche Ereignis, wiederholte Frau Giovanetti, war entscheidend für die Familie, besonders für den Nationalrat. Es bedeutete tatsächlich sein materielles und noch mehr sein moralisches Ende.

E. Servadio.

Nachträglich erreichte mich noch eine Nachricht über die Familie Joller, wieder durch einen jener merkwürdigen Zufälle. Im Herbst 1938 erfuhr ich auf dem Umweg über unsere begabteste Schweizer Schriftstellerin, Maria Waser, die im Begriff war, ihren 60. Geburtstag zu feiern, dass ihr Mann, Prof. O. Waser, der Zürcher Archäologe, Jollers jüngsten Sohn Alfred gekannt habe. Auf meine Bitte teilte er mir in dankenswerter Weise unter dem 15. September schriftlich folgendes mit:

A. Joller war als Bibliothekar seinerzeit „jedem Besucher des deutschen Archäologischen Instituts in Rom wohlbekannt, gewissermassen das Factotum der Bibliothek... Er hat sich entschieden grosse Verdienste um sie erworben... Als im Frühjahr 1915 die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen wurden, konnte nur der Schweizer Joller als Angehöriger eines neutralen Staates sich halten.“ Im Jahresbericht 1915 heisst es „Im Institut ist nur Herr Joller verblieben, der mit gewohnter Hingebung seinen Dienst versieht...“, und 1917: „Unseren Besitz hütet nach wie vor in zuverlässigster Weise Herr Joller.“ Als das Institutsgebäude 1918 enteignet wurde und die riesige Bibliothek in anderen Räumen untergebracht werden musste, „hat sich wieder Herr Joller bewährt. Besonderen Dank und Anerkennung hat er sich auch bei dieser Gelegenheit verdient, da ihm die schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe der praktischen Durchführung des Umzuges zufiel...“ Ebenso 1924 wurde „bei der Neueinrichtung der Bibliothek in der Via Sardegna mit besonderer Anerkennung der aufopferungsvollen Tätigkeit des Herrn Bibliothekars Joller im Jahresbericht gedacht.“

So war dieser Jüngste, Alfred, ein würdiger Sohn seines Vaters und würdiger Urenkel der tapferen Veronika Gut, der selbstlos und hin-

gebend, wie sie, um das Gemeinwohl bemüht in schweren Zeiten pflicht-treu auf seinem Posten ausharrte.

Jollers „Darstellung“ hat durch diese Nachforschungen eine weitgehende Bestätigung erfahren; denn, das ist zu betonen: er hat offenbar nicht übertrieben. Im Gegenteil: seine Schilderung bleibt häufig hinter den Erscheinungen zurück. Oft erwähnt er z. B. nicht, was andere in seiner Abwesenheit erlebten, wie die merkwürdige Episode mit dem hereinfliegenden Pferdegeschirr, die wir den Nachforschungen Dr. Servadios verdanken (p. 145). Anfangs hat Joller auch Übergangenes, was seine Angehörigen allein erlebten, wovon Emaline auf Befragen zu berichten wusste. Anfangs hielt er ja alles für Unsinn und Geschwätz, unter-sagte daher, sogar bei Strafandrohung, jedes Gerede darüber, bis er sich, ungeachtet alles Sträubens, selbst überzeugen musste und das Ueber-sehen und Ueberhören zur Unmöglichkeit wurde. Am packendsten sind Jollers Briefe und die Presseberichte, weil sie unter dem unmittelbaren Eindruck des verwirrenden Geschehens in Stans verfasst wurden. Sie sind Ausdruck eines wirklich Verzweifeltens, dem der Boden unter den Füssen fortgezogen wird.

Das wichtigste Ergebnis dürfte die nicht mehr zu bezweifelnde Tatsache sein, dass in Zürich die Erscheinungen wieder auftraten, und zwar nach einer längeren Pause — die Familie blieb ja ungefähr zwei Jahre dort — und zudem nach jenem Brief an Perty und der Herausgabe von Jollers Schrift, Herbst 1863. Sie traten aber, wie Melanie Prof. Bleuler mitteilte, „nur kurze Zeit und ganz schwach auf“, abgesehen von dem nächtlichen Erlebnis, das Jollers Haar bleichte, seine Lippen für immer verschloss und zur Flucht nach Rom und bald darauf zu seinem frühzeitigen Tod führte. Darüber lassen die übereinstimmenden Aussagen der Nächstbeteiligten keinen Zweifel; nämlich der beiden Töchter, Melanie und Henricke, der Tochter der letzteren, der Witwe des damaligen Käufers Lussi, und endlich der Bericht Emalines über das abschliessende Erlebnis des Vaters, mit dem der Spuk seinen Höhepunkt und zugleich sein Ende erreichte.

Aufschlussreich ist auch die Tatsache, dass bei den direkten Nachkommen Jollers gewisse mediale Fähigkeiten offenbar vorhanden waren, obzwar nur in engen Grenzen, während sie in der dritten Generation erloschen waren. Klar ist jedenfalls, dass der Spuk auf rätselhafte Weise

mit der Familie zusammenhing, wie bereits im Vorwort der „Darstellung“ der Anonymus, unzweifelhaft Prof. Perty angedeutet hat, und dass die betreffenden Wirkungen „nicht mit den Kräften ihres tagwachen, bewussten Lebens hervorgebracht werden, sondern“, wie er hinzufügt, „mit den ihnen selbst verborgenen ihres magischen Innersten“, nachdem keine Rede davon sein könne, „dass diese sog. ‚Spukwirkungen‘, hier nachgeäfft durch betrügerische Menschen, mit Bewusstsein und Überlegung verübt wurden und ihre ‚natürliche‘ Erklärung dadurch finden könnten.“ Dieser Spuk ist somit als sog. personengebundener Spuk zu bezeichnen. Dabei war er nicht nur mit einzelnen Mitgliedern der Familie verknüpft, sondern mit der ganzen, wie auch Melanie Prof. Bleuler gegenüber betonte. Das geht deutlich auch aus Jollers „Darstellung“ hervor; denn es machte keinen Unterschied, wenn er z. B. verreist war, mit oder ohne Frau. Ebenso blieb die An- oder Abwesenheit der verschiedenen Kinder, wie des Dienstmädchens, ohne Einfluss.

Zu betonen ist auch, speziell im Hinblick auf die Betrugshypothese, dass der Spuk besonders heftig war, als alle in den Garten geflüchtet waren, sogar auch in abgesperrten Zimmern, und einmal abends im verlassenen und abgesperrten Haus bei kurzer Abwesenheit der Familie Umgekehrt hörte er sofort und für immer in Stans auf nach ihrer Flucht nach Zürich. Bei der Beurteilung fällt ferner die Tatsache ins Gewicht, dass bestimmte Eigenschaften bei diesem personengebundenen Spuk, der hier allein in Betracht kommt, festgestellt werden können, die als universal bezeichnet werden müssen und wesentlich sind für das Verständnis. Es genügt vorläufig (s. II. Band) der Hinweis, dass der Spuk, wie unverkennbar aus Jollers „Darstellung“ hervorgeht, eine Entwicklung aufwies, mit Klopfen und „Poppeln“ beginnend, das jahrlang anhielt, um dann langsam an Verschiedenartigkeit, Heftigkeit und Gefährlichkeit zuzunehmen.

Ueberblickt man das Ganze, so kann man sich nicht wundern, dass die Familie, wie zahlreiche andere Zeugen, darunter die besten, der unerschütterlichen Ueberzeugung waren, der Landschreiber Odermatt mit den Worten Ausdruck gab:

„Der Spuk war doch unleugbare Tatsache.“

ZWEI VERGLEICHSFÄLLE

1. Fall des Schlosses T. von Dr. iur. Morice, Normandie (kath.)

Aus der Normandie liegt ein in vielen Beziehungen sehr ähnlicher Fall von 1867 vor, also etwas jüngeren Datums als der Fall Joller und zudem von viel längerer Dauer, ebenfalls mit genauen Tagebuchaufzeichnungen und unzähligen Zeugen. Die Phänomene waren allerdings nicht von solcher Mannigfaltigkeit. Geistererscheinungen insbesondere fehlten vollständig. Doch sie waren zum Teil noch kolossaler, namentlich die Geräusche, und traten ihrerseits bei Tag und Nacht auf. Das Milieu war ebenfalls ein gebildetes, nämlich adelige Schlossbesitzer mit grossem Haushalt und zahlreichen Gästen. Ein Jurist, Dr. Morice, hat den Fall sorgfältig untersucht, leider erst 15 Jahre nach den letzten Ereignissen. Doch alle Namen waren bekannt, und noch lebten der Schlossherr und die meisten anderen Zeugen, so dass er mit einem Teil von ihnen in Verbindung treten konnte. Er veröffentlichte den Fall — ich muss allerdings sehr kürzen — in den „Annales des Sciences Psychiques“ (1892, p. 208/293; 1893, p. 65/90) zusammen mit dem Tagebuch des Schlossherrn (30 Seiten), bedauerlicher Weise nur im Auszug, unter Beifügung von Briefen von Zeugen, meist Priestern, darunter der Instruktor des Sohnes. Den Schlossherrn schildert er als energischen, intelligenten jungen Mann, dem Eindruck des Tagebuches durchaus entsprechend. Aehnlich wie Joller verhielt auch er sich vernünftig und überlegen und unternahm zugleich mit dem ganzen Haushalt das Möglichste, um natürliche Ursachen aufzudecken.

Mit Recht bezeichnet daher Flammarion den Fall, den er in seinem Buch: „Les Maisons hantées“¹ auszugsweise als „Fall Calvados“ bringt, als einen der bestdokumentierten. An den Fall Joller, wie er nunmehr vorliegt, reicht er allerdings nicht heran, vor allem deshalb, weil, zum Unterschied von diesem, dort alles klar zu Tage tritt, wodurch meine Nachforschungen möglich waren, hier statt Namen nur Initialien stehen. Der Schlossherr ist sogar, auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin (Brief mitveröff.), nur als Herr v. X. bezeichnet. Von dem betreffenden „Chateau de T.“ erfahren wir auch lediglich, dass es einsam in der Normandie liege.

¹ C. Flammarion, Paris, 1923, Kap. III.

Im Milieu ist zudem ein bemerkenswerter Unterschied: Joller war Jurist und Anwalt, ein vielgereister Mann und freidenkender Schweizer. Ferner umfasst sein Tagebuch nahezu zwei Jahre, jenes dagegen nur vier Monate, von Anfang Oktober 1875 bis 9. Februar 1876. Diese auffallende Kürze bei der langen Dauer der Erscheinungen erklärt sich in bezeichnender Weise durch die Tatsache, dass der Erzbischof, auf Bitten von Herrn v. X., den Exorzismus durch einen frommen Prämonstratenser, Pater H., am 15. Januar vornehmen liess, da alle schliesslich bei der Ueberzeugung gelandet waren, der Teufel sei im Spiel — kein Wunder bei den verheerenden Wirkungen und der Form der Erscheinungen! Der folgende Auszug aus dem Tagebuch wird das beleuchten. Diese Ueberzeugung kommt auch in den verschiedenen Briefen zum Ausdruck, so in solchen an den Herausgeber der Annalen, H. Dariex, der sich seinerseits für den Fall interessierte. Im Fall Joller dagegen stand ein solcher Gedanke und damit die Anwendung kirchlicher Hilfsmittel nicht einmal zur Diskussion. Joller protestierte sogar mit grösster Entrüstung gegen die Insinuation, er habe sich in diesem Sinne geäussert. Nach der Zeremonie schloss Herr v. X. sein Tagebuch: denn von da an hätten die Erscheinungen „vollkommen aufgehört“. Darin irrte er jedoch, wie später berichtet: „an sich ergab die Zeremonie des Exorzisten kein Resultat.“ Allerdings trat im Moment der Ankunft des Exorzisten Ruhe ein, doch nicht anders wie bereits des öfteren, und noch am Tage seiner Abreise (17. Januar) setzten die Erscheinungen wieder ein und hielten dann längere Zeit an, ebenso stark und ‚graves‘ wie vordem. Zudem hatte sich der Spuk während seines Aufenthaltes besonders rücksichtslos speziell gegen ihn benommen, und zwar ausgerechnet gleich nach der kirchlichen Zeremonie. Ueber diese fatale Tatsache wollte er sich allerdings durchaus nicht äussern, so dass Herr v. X. nichts davon erfuhr. Erst viel später, am 5. November 1892, entschloss er sich, näheres darüber an Dariex mitzuteilen. Die betreffende Mitteilung ist so bedeutungsvoll, dass ich den Bericht des Exorzisten unverkürzt folgen lasse:

„Die einzige Tatsache, die ich konstatiert und von der ich zu niemandem gesprochen habe, ausser zum Curé von T., ist die folgende: Wir waren alle, am Samstag, den 15., vor dem Kamin des Salons versammelt, ehe wir uns wieder in unsere Zimmer begaben, als ich spürte, wie ich auf meinem Fauteuil ziemlich stark geschüttelt wurde. Ich liess mir nichts merken, ein zweites Schütteln erwartend, das nicht erfolgte. Erst am folgenden Tag nach den Vêpres teilte ich die Sache dem Curé mit, als ich ihm über meine Beobachtungen Bericht erstattete. Ich war ziemlich erstaunt, vom Instruktor zu erfahren, dass er ebenfalls ziemlich

stark geschüttelt worden war. Das ereignete sich am Tag der Zeremonie nach den kirchlichen Gebeten. Am 17. verliess ich das Schloss, und die Geräusche begannen von neuem und hielten längere Zeit an.“

Tatsächlich hatte man aber damals auch einige isolierte Geräusche gehört und sehr merkwürdige nachts, doch immer zu weit entfernt, als dass der Exorzist sie hätte vernehmen können. Mit einem sehr merkwürdigen Ereignis setzte der Spuk dann wieder regelmässig ein, worauf eine neuntägige Andacht in Lourdes veranstaltet wurde. Doch auch sie war ohne Erfolg.

Intermittierend traten wieder bei Tag und Nacht kleine Phänomene, ähnlich jenen des vergangenen Jahres, auf. Von Ende August 1876 an wurden sie immer häufiger, und am 3. September nachts gab es sogar wieder einen grossen Tumult im abgeschlossenen Salon, der die halbe Nacht anhielt. Als Herr v. X. am anderen Morgen die Türe öffnete, deren Schlüssel er in der Tasche hatte, fand er das übliche Durcheinander, ähnlich wie im Jollerhaus: alle Stühle und das Sofa verstellt, letzteres in der Mitte, wie zu einer Konferenz, usw. Noch schlimmer einige Tage später. Frau v. X. hatte nachts ihre Türe zum Toilettenzimmer abgesperrt, um nur jene zum Gang kontrollieren zu müssen; denn sie fürchtete sich sehr vor einer „Erscheinung“, die hier jedoch, wie gesagt, niemals beobachtet wurde. Plötzlich wurde das ganze Schloss durch einen furchtbaren Schlag geweckt, und alle Lampen und Kerzen, die man nachts brennen liess, erloschen. Zugleich hörte Frau v. X. den Riegel zum Toilettenzimmer knarrend zurückschieben. Er war tatsächlich auch zurückgeschoben, das betreffende Geräusch demnach keine Täuschung. So ging es weiter, bis sich auch diese Familie endlich zur Flucht entschloss; denn ein Ende war nicht abzusehen. Sie zog nach B. Herr v. X. verkaufte ein Jahr darauf das Schloss. Erhebungen beim neuen Besitzer über weitere Störungen, von Morice in Aussicht gestellt, waren offenbar erfolglos; denn nichts mehr wurde bekannt gegeben.

Die Erscheinungen dürften, nach anderen Erfahrungen, angehalten haben, besonders da bereits das alte Schloss, das noch 1855 existierte und einer Familie de B. gehört hatte, von jeher im Rufe eines Spukhauses stand. Frühere Angestellte bezeugten auch diese Erscheinungen. Seines Zustandes wegen war es abgerissen und das neue in 150 Meter Entfernung erbaut worden. Die Erben hätten bei ihrem Einzug 1867 nichts davon gewusst, eine durchaus glaubwürdige Angabe angesichts des Komplotts des Totschweigens. Man denke nur z. B. an die ortsfremde

Nachfolgerin Jollers, die von diesem Spuk niemals etwas erfahren hatte, obwohl bereits längere Zeit dort verheiratet, bis ein zufälliger Fund beim Aufräumen, nämlich Jollers Tagebuch, sie darauf führte. Nach dem Einzug der Erben hatte einige Monate Ruhe geherrscht. Doch bereits im Oktober, und zwar während sie verreist waren, traten starke Erscheinungen auf, sodass die Dienerschaft, zu Tode erschrocken, nach kaum einem Monat die sofortige Rückkehr der Herrschaft forderte. Nachher wiederholten sich die Erscheinungen während mehreren Nächten, um Anfang 1868 in abnehmender Stärke nur noch ab und zu bemerkt zu werden. Von 1870 an herrschte Ruhe bis Oktober 1875, so dass man kaum noch davon gesprochen hatte. Dann aber setzten die Erscheinungen mit ausserordentlicher Hartnäckigkeit und Gewalt ein, tatsächlich als wären alle Teufel losgelassen. Man kann sich nur wundern, dass Herrschaft und Dienerschaft so lange ausgehalten haben.

Anfangs glaubte die Familie an ein Komplott, um sie zu vertreiben und den Besitz billig zu erwerben. Daher wurden genaue Untersuchungen vorgenommen, sogar Mauern und Keller nach geheimen Gängen, durch die man unbemerkt ins Schloss eindringen konnte, sondiert. Vergebens! Eine Ursache der Geräusche, die sich ständig verstärkten und von grösster Mannigfaltigkeit waren, so wenig wie der anderen Erscheinungen, war nicht zu entdecken. Schliesslich wurden zwei böse Doggen angeschafft und nachts losgelassen. Das änderte nichts. Auch Tritte ums Haus im Schnee waren niemals festzustellen, und als Herr v. X. Fäden an alle Eingänge spannte, wurden sie niemals zerrissen. Die Dienstboten waren zudem erprobt zuverlässig und wurden im Laufe der Zeit auch vollständig gewechselt. Obendrein wurden oft alle während der Erscheinungen versammelt. Die verschiedenen Gäste, häufig längere Zeit zu Besuch, waren ihrerseits Zeugen und Untersucher. Einigemal floh der Abbé sogar mit seinem Zögling vor Entsetzen ins nächste Dorf zum Priester, und Herr v. X. war nie ohne Revolver.

Einige Beispiele sollen die *Tagebuchführung* des Herrn v. X. und die Art, Mannigfaltigkeit und Stärke der Phänomene vorführen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Zimmer auf einen Gang von nicht mehr als 10 Meter Länge mündeten, der daher leicht zu übersehen war.

„Nachts des 25./26. Januar 1876. — Mitternacht 20 Min.: 2 Schläge im Vestibül. — 1 Uhr: 12 Schläge, gefolgt von langem Getrommel. Dann 30 rasche und merkwürdige Schläge, mehr wie Erzittern des ganzen Hauses, so dass in allen Etagen die Betten geschaukelt wurden. Darauf hintereinander 9 Schläge, 5 auf

der Türe des ‚Grünen Zimmers‘. Lange Gallopade. Dauer des ganzen 5 Minuten. 1 Minute später: das ganze Haus von neuem von oben bis unten geschüttelt. Sukzessive 10 fürchterliche Schläge auf der grünen Türe. Draussen 12mal Schreien, 3mal Brüllen, dann furibundes Geschrei. Im Vestibül sehr starkes rhythmisches Getrommel, 50 Schläge ganz nahe bei Herrn v. X.'s Zimmer. Man klopft mehrmals an die Türe des Sohnes. — 1.30 Uhr: das Haus wird 20mal geschüttelt ... 9 schauerhafte Schläge an der grünen Tür, gefolgt von so raschen Schlägen, dass nicht zu zählen ... Serie von 10 Schlägen, paarweise. In dem Moment Brüllen wie von einem Stier, dann anderes, unmenschlich, rasend, im Korridor, nahe bei Frau v. X.'s Tür. Sie steht auf und läutet, damit sich die Dienstboten erheben. Während alle sich im Zimmer des Abbé versammeln, hört man noch ein Gebrüll und einen Schrei. — Erst um 4 Uhr legt man sich nieder.“

„Nachts des 20./21. Januar. — Man hört u. a. um 5.45 Uhr einen Schlag im Gang, dann Rennen, worauf die grüne Tür heftig geöffnet und wieder zugeschlagen wird. Sie war abgesperrt und der Drücker ist abgerissen. Schliesslich hört man im gleichen Gang wie eine Kugel rollen und oben an der Treppe einen Schlag tun.“

Aehnlich Nacht für Nacht, bald stärker, bald schwächer. Ebenso aber auch am hellichten Tag, manchmal direkt unter den Augen der Beobachter, wie bei Joller.

„Samstag, den 13. November 1875. — 3 Uhr: Schläge im Office. Untersuchung ergebnislos. — 3.15 Uhr: Lärm im grünen Zimmer. Wir gehen hin: ein Stuhl ist verstellt und so gegen die Türe gerückt, dass er das Öffnen erschwert. Er wird zurecht geschoben. — 3.40 Uhr: Getrappel im Zimmer von Frau v. X.: der Stuhl hat sich verschoben. — Zweiter Besuch im grünen Zimmer: wieder versperrt der Stuhl die Türe. Frau v. X. und die Zofe gehen mit dem Abbé in sein Zimmer. Unter ihren Augen öffnet sich das Fenster, das gut verschlossen war. Der Wind ging von Süden und dieses war ein Nordfenster. Im Zimmer von Frau v. X. hat sich der Stuhl von neuem verschoben und beim Abbé das gut geschlossene Fenster von neuem geöffnet.“

„Samstag, den 25. Dezember. — Mittags: während alle Dienstboten beim Essen waren, hörte man Schläge im Zimmer des Abbé. Türe verschlossen, wie immer nach der ersten Zeit, und den Schlüssel trug er ständig bei sich. Niemand konnte also hinein. Untersuchung: wir finden einen Fauteuil oben auf dem Fult von Maurice (Sohn). Nach dem Vespertagesdienst finden wir das Kanapee umgestürzt, den Wecker auf der Glocke der Steuhr und einen Stuhl auf dem Tisch. Abends hörte man einen Besen auf dem Gang herumwandern. Wir finden, dass er seinen Platz verändert hat.“

„Sonntag, den 26. Dezember. — Von der Messe zurückgekehrt begeben wir uns mit dem Abbé in dessen Zimmer (der Schauplatz der meisten und stärksten Erscheinungen). Türe wie immer abgesperrt. Untersuchung: verschwunden sind die Kissen des Sofas. Wir finden sie vor dem Fenster seines Toilettenzimmers nebeneinander aufrecht auf dem äusseren Sims. Früher hatte ich bereits das Fenster, als es sich von selbst zu öffnen pflegte, von innen mit einem Brett am Sims gut festgenagelt. Dieses Brett war abgerissen ohne irgendwelche Spuren eines Instruments und lag jetzt neben den Kissen. Das Fenster war aber geschlossen. — 1 Uhr: Schläge im Haus. Frau v. X. (er war verreist) nimmt eine Unter-

suchung vor und findet die abgesperrte Tür des Abbé offen. Wenige Minuten später bewegt sich das Kanapee im Salon in zwei geräuschvollen Sprüngen unter ihren Augen vorwärts. Neue Geräusche oben. Neue Visitation: die Türe des Abbés, die wieder verriegelt worden war, hat sich von neuem geöffnet. — 5 Uhr: nach dem Vespergottesdienst finden wir in seinem Zimmer einen Leuchter oben auf die Lampe gesetzt, den Pfropfen der Kristallflasche, die jetzt umgekehrt ist, oben auf ihrem Fuss. Im Kabinett sind auf dem Fenstersims zwei Schuhe fächerförmig deponiert und zwei andere auf dem Unterteller des Nachtlämpchens.“

„25. Januar. — 5.10 Uhr: der Abbé liest in seinem Brevier. Obwohl herrliches Wetter, ergiesst sich eine Menge Wasser durch das Kamin aufs Feuer, so dass die Asche fliegt, den Abbé blendet und sein Gesicht bedeckt (Sohn zugegen). Um 4.10 Uhr hatte man bereits im roten Zimmer die Türe durch einen schweren Fauteuil versperrt gefunden.“

Aeusserst merkwürdig waren die Schritte, die als fast häufigste Erscheinung auf Gängen und Treppen wie in den Zimmern gehört wurden, selbst wenn verschlossen, und zwar oft von allen gemeinsam oder einzeln von verschiedenen Zimmern aus und trotzdem übereinstimmend.

Einmal z. B. waren es 132 Schritte hintereinander. So hörte der Abbé am Sonntag, den 17. Oktober, um Mitternacht schwere Schritte langsam die Treppe hinaufgehen, an seiner Türe vorbei ins grüne Zimmer und dort dann die Türe schliessen. Oft gingen die schweren Schritte auch die Treppe hinunter. Häufig endeten sie mit schweren Schlägen in geringerer oder grösserer Zahl. Wie stark diese sein konnten, zeigt folgendes Beispiel:

„Sonntag, den 31. Oktober. — Sehr unruhige Nacht: es schien, als ob jemand von unten die Treppe hinaufgehe, schneller als es ein Mann gekonnt hätte, mit jedem Fuss aufschlagend. Auf dem Absatz angelangt, fünf so starke Schläge, wie wenn man mit einem schweren Araboss oder dicken Balken die Mauer angerannt hätte, so dass das ganze Haus erzitterte und die dort hängenden Gegenstände aufschlugen. Alles vereinigte sich im Gang, doch man findet nichts. Wir legten uns wieder hin. Da geht es von neuem los und zwingt uns aufzustehen. Erst um 3 Uhr konnten wir uns wieder hinlegen.“

Manchmal dauerten die Schläge eine Stunde und waren z. T. so stark, als stürze eine Mauer geräuschvoll zusammen. Drei Morgen hintereinander folgten sie den verschiedenen Schlossbewohnern, sobald sie sich aus ihren Zimmern die Treppe hinunter ins Vestibül begaben, und zwar Schritt um Schritt, mit ihnen stehen bleibend und weitergehend. Umgekehrt folgten einmal zwei Bewohner mit Licht in der Hand, Schritt um Schritt einer Serie von Schlägen auf dem Fussboden des Ganges. Diese gingen dann durch die geschlossene Türe hindurch ins rote Zimmer, wohin ihnen beide folgten. Die verschiedenen Geräusche konnten auch gleichzeitig oder sofort hintereinander in weit auseinandergelegenen Teilen des Schlosses wahrgenommen werden.

Sehr eigentümlich war, dass manche Schritte nichts Menschliches hatten, z. B. als laufe jemand ohne Füße auf Stummeln sehr rasch die Treppe hinauf, durch den Gang, dann die zweite Treppe hinauf; ein andermal, als hüpfte, bald schnell, bald langsam, ein Stock auf einem Ende die ganze Länge des Ganges entlang. Dabei brannte Licht. Einmal hörte der Priester von St., als er im Schloss über-

nachtete, etwas wie ein Tier mit Bretchen unter den Füßen aus dem Nebenzimmer in sein Zimmer kommen, auf seinen Nachttisch klettern, von da auf sein Kopfkissen, worauf es in sein Bett schlüpfte, um auf der Höhe des linken Ellbogens aufzuhören. Der Geistliche war „vollkommen wach“ und hatte Licht. Zu sehen war nichts. Es gab auch Schläge, die in mehreren Serien hüpfen, Tiertritte imitierend, usw.

Aehnlich eine grosse Mannigfaltigkeit von Stimmen: Schluchzen, wie der Schrei einer Frau in furchtbaren Leiden, Husten einer Frau, furchtbare, wütende und verzweifelte Schreie „wie von Verdammten oder Dämonen“ und dgl. Ebenso einmal eine Männerstimme, die wie „Ha! Ha!“ schrie, gefolgt von heftigen Schlägen, dass alles ringsum erzitterte. Darauf hustete es heftig im Gang im ersten Stock, worauf man plötzlich einen grossen Teller zerbrochen vor der Türe von Frau v. X. fand. Das war am 28./29. Januar, Mitternacht 55 Min., und das letzte, was Herr v. X. in seinem Tagebuch verzeichnete.

Oft hörte man Geräusche, wie Aufziehen einer grossen Steuhr in einer Zimmerecke, wo sich überhaupt keine Uhr befand, Holz kleinmachen in der Küche, wo nicht einmal ein Schuppen nebenan welches war, oder einmal um 6 Uhr früh ein starkes Geräusch, wie Zerknittern von Stroh im grünen Zimmer unter den Augen des Curé de St. X. und zwar erst auf dem Divan, dann nacheinander in der Ecke beim Fenster, oben auf der Vorhangstange, auf dem Bett. Stroh war aber keines im Zimmer, wie er genau feststellte. Es kam auch vor, dass man Geräusche hörte, wie von fallenden Gegenständen, so z. B. der Schaufel und Zange in der Küche. Sah man nach, hatte sich nichts gerührt. Anderemale waren die betreffenden Gegenstände aber wirklich gefallen. Die Geräusche konnten auch wie von draussen kommen, so ein Hornsignal, Brüllen, schrille Schreie, einmal drei, die sich deutlich dem Haus näherten, ein andermal zwölf, oder auch als seien ihrer mehrere. Manchmal schienen diese Geräusche aus der Höhe des zweiten Stockes oder dem Keller zu kommen.

Sehr interessant ist folgende Episode: Dienstag, den 29. Dezember vernahm Frau v. X. Lärm aus dem Zimmer des Abbés und ging mit ihm hin. Von drinnen hörten sie Bewegungen. Als Frau v. X. die Rechte ausstreckte, um die Türklinke zu ergreifen und zu öffnen, sah sie, wie der Schlüssel sich rasch im Schloss drehte und herausflog. Er traf sie an der Linken. Der Abbé war Zeuge. Der Schlag war dabei so stark, dass die Hand noch zwei Tage empfindlich und die betreffende Stelle erkennbar war.

Eine Dame, Mme. Le N., berichtete, dass ein Offizier einmal im Hauptspukzimmer übernachten wollte, wo gewöhnlich niemand schlief. Er hatte seinen Revolver bei sich mit der Absicht zu schießen, wenn er gestört würde. Das Licht liess er brennen. Durch das Rauschen eines Seidenkleides wurde er geweckt und fühlte, wie an seiner Bettdecke gerissen wurde. Dabei war das Licht erloschen. Er interpellierte den nächtlichen Besucher. Keine Antwort. Er zündete die Kerze wieder an. Sofort erlosch sie. Dreimal wiederholte sich das, und dazu immer das Rauschen des Seidenkleides und Reissen an der Bettdecke. Darauf schoss er in der Richtung, wo sich das Wesen befinden musste, das er, nach dem Gleiten der Decke an seinem Körper zu schliessen, mit der Mündung des Revolvers fast hätte berühren müssen. Das Feuer war jedoch ohne jede Wirkung. Am Morgen fand man die Kugel in der Mauer. Dass die Zimmerluft ohne weiteres das Licht gelöscht hätte, war nicht anzunehmen, da es ja brannte, bis er einschlief. Zudem war das Zimmer öfters visitiert worden, um nach der Ursache der Geräusche zu suchen.

Zum merkwürdigsten gehörten folgende Tatsachen. 1. Herr v. X. berichtet Freitag, den 13. Oktober 1875: „Gegen 10 Uhr abends hörten der Abbé und die Zofe, deren Zimmer einander gegenüber lagen, beide deutlich Schritte, die jene von Frau v. X. und die meinen nachahmten, ebenso unsere Unterhaltung, als gingen wir durch den Gang zu unserem Schlafzimmer. Die Zofe versicherte, unsere Stimmen erkannt zu haben. Dann sei die Türe geöffnet worden. Sie sei nicht erschrocken, so sicher sei sie gewesen, dass wir es wären. Doch wir schliefen bereits und hörten nichts.“

2. Einmal öffnete Herr v. X. sein Harmonium und spielte sehr lange. Wie er das Instrument schloss, wiederholte sich ein Teil der von ihm gespielten Weisen in der entgegengesetzten Ecke des Salons, und zwar ziemlich lange.

3. Am 4. September 1876 hört Frau v. X. in einer kleinen Orgel ihres Zimmers in Abwesenheit ihres Mannes eine Note längere Zeit erklingen. Am übernächsten Tag, der Rückkehr des Herrn v. X., hörte der Abbé M. das gleiche Orgelspiel, nur diesmal mit zahlreichen Melodien. Frau v. X. mit ihrer Freundin war abwesend. Der Abbé glaubte, Herr v. X. sei zurückgekehrt. Er kam jedoch erst um 6 Uhr. Als er es ihm mitteilte, sagte Herr v. X., dass er den Schlüssel in der Tasche habe. Es stimmte: als man hinging, war die Orgel geschlossen.

In diesem Schloss der Normandie waren die Phänomene also von ähnlich überzeugender und erschütternder Wucht für sämtliche Bewohner und Gäste wie im Haus des Schweizer Nationalrates. Beherzt und überlegt haben sich alle dabei benommen, hier wie dort, so unheimlich, zum Teil sogar greulich die Erscheinungen auch waren, und von gleicher haarsträubender Sinnlosigkeit. Ein fundamentaler Unterschied ist dabei allerdings zu erkennen: in der Normandie waren die Phänomene nicht, wie in Stans, an die Bewohner gebunden, sondern offenbar an den betreffenden Ort; denn sie wurden bereits im früheren Schloss beobachtet, so dass es allgemein in diesem Rufe stand. Also handelte es sich um den sogenannten ortsgebundenen Spuk.

Auch andere, zum Teil wesentliche Unterschiede sind festzustellen: niemals z. B. kamen von aussen Gegenstände ins Haus hereingeflogen: Steine, Äpfel, Blätter und dgl., wie so häufig bei Joller; niemals wurden Gestalten, „Geister“, Hände, Händchen, Tüchlein und dgl. beobachtet, wie ebenfalls dort so häufig und erschreckend. So fehlten auch die verschiedenen warmen und eiskalten Berührungen, die mit zum unangenehmsten gehörten. Ob damit die auffallende Tatsache zusammenhängen könnte, dass die gut dressierte Hündin von Frau v. X. auch inmitten des grössten Tumultes nie Unruhe zeigte, im Gegensatz zu den beiden Hunden bei Joller?

2. Fall der Louise Steudner von Dr. med. Berthelen, Zittau

Zeitlich fällt dieser Fall ungefähr mit dem Fall Joller zusammen. 1864, also gleich nach diesem, wurde er unter dem Titel: „Die Klopf- und Spukgeister von Herwigsdorf und Oderwitz“ (zwei Dörfer in der Nähe von Zittau) (p. 104) vom praktischen Arzt Dr. Berthelen in Zittau veröffentlicht, und zwar unter Hinweis auf ähnliche Fälle, darunter den Fall Joller, der damit zum ersten Mal in der Literatur auftaucht. Berthelen konnte den Spuk zum Teil selbst noch bei mehreren Besuchen in jener Familie beobachten und die verschiedensten Zeugen verhören, nachdem er durch das grosse Aufsehen, das das Eingreifen der Behörden hervorgerufen hatte, auf ihn aufmerksam geworden war.

Mit diesem Spuk, der seinerseits in mehrfacher Hinsicht ausserordentlich bemerkenswert ist, begeben wir uns aus den höheren Kreisen zum Volk, von dem die meisten Spukberichte stammen, und zwar in ein Armleute-Milieu, zu einfachen, aber rechtschaffenen Webern ohne Bildung. Dementsprechend ist auch das Niveau, und es ist natürlich ein anderer Masstab anzulegen. Fortlaufende Berichterstattung oder gar Tagebuchführung ist nicht zu erwarten. So kommt alles auf den Untersucher an, auf seine Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe, seinen Scharfsinn und seine Vorurteilslosigkeit nach beiden Richtungen: pro und contra.

Dieser Fall soll daher in erster Linie als Beispiel derartiger Berichte aus dem Volk dienen, wobei aber zu beachten ist, dass dieses, wie bereits betont, keineswegs so dumm, leichtgläubig und damit auch abergläubisch ist wie allgemein verschrien. Eindringlich beweist es gerade der Fall Steudner. Zudem ist fast alles hier Berichtete in anderen Fällen zum Teil erster Güte zu finden, so der Seherin von Prevorst, im Fall von Pfarrer Blumhardts Gottliebin Dittus und dem sehr aufschlussreichen schwedischen Fall von Dr. Bjerre von 1904 (O. p. 842). Im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden kann diesem Bericht daher keinsfalls jeder Wert abgesprochen werden. Es gilt auch hier, vorerst einfach registrierend sich zu verhalten, mit vorläufig suspendiertem Urteil, um keine Möglichkeit richtigen Verstehens zu verschütten. Das ist umso mehr geboten, als Berthelen die Anerkennung nicht versagt werden kann, dass er seine undankbare Aufgabe offenbar mit Gewissenhaftigkeit und Geschick unternommen hat, und zwar, wie er schreibt, aus Pflicht; denn Lorbeeren waren hier keine zu ernten. „Wenigstens von einem Unparteiischen sollte der wahre Sachverhalt der wunder-

samen Geschichte gewissenhaft untersucht und aufgezeichnet werden, die, wie er bemerkt, „schon von den Zeitgenossen, selbst Augenzeugen, durch allerhand grobe Irrtümer und Fälschungen entstellt wurde, damit man bei möglichen Wiederholungen solcher Unglücksfälle künftig sich und anderen zu raten und helfen wisse, statt von grundloser Furcht vor Menschen und Geistern sich umtreiben oder übermannen zu lassen, und sich in solchen höchst subtil und vorsichtig zu beurteilenden Dingen nicht zu ungerechtem Verdacht und vorschnellem Urteil über Unschuldige hinreissen lässt, wodurch man sich schwer versündigt.“

Noch grausamer als bei Joller hat sich in diesem Fall das vorschnelle Urteil und der ungerechte Verdacht ausgewirkt, der Tatsache entsprechend, dass die Kleinen und Armen viel wehrloser den Härten des Lebens ausgeliefert sind. Rücksichtslos griffen die Behörden ein. Selbst monatelange Untersuchungshaft wurde den Gepeinigten nicht erspart, die einem Schlossbesitzer oder Nationalrat gegenüber nicht in Frage kam. Noch erschütternder tritt hier zu Tag, wie schrecklich der Spuk sein kann und wie hilf- und wehrlos das Volk ihm ausgeliefert ist. Man muss sich nur in die Lage dieser Unglücklichen versetzen.

Wichtig ist, dass Berthelen, der allerdings erst am 10. April, drei Tage vor der ersten Verhaftung Louisens, hinkam, nachdem die Erscheinungen bereits über ein Vierteljahr gedauert hatten, sich der Notwendigkeit klar bewusst war, „so viel als möglich jeden noch so unbedeutenden Umstand oder Vorfall zu sammeln und zu erzählen“, selbst auf die Gefahr hin, für abergläubisch zu gelten, in der richtigen Erkenntnis, dass man „eine rätselhafte Erscheinung viel eher werde erklären können, wenn sie nach ihrem ganzen Zusammenhang und Verlauf stetig verfolgt und überschaut wird“. Seine Einstellung war also die allein richtige: unbekümmert um die Meinung anderer nur der Wahrheit zu dienen und dem Unverständlichen gegenüber nichts für unwichtig zu halten.

Indem ich die Erscheinungen kurz zusammenstelle, ist zu betonen, dass von allen, auch den Nächstbetroffenen, ebenfalls in jeder Weise nach natürlichen Ursachen gesucht wurde und dass sie dabei von den Behörden unterstützt wurden. Doch diese Bemühungen waren und blieben ebenso erfolglos wie im Fall Joller und im Chateau de T.

Die Erscheinungen setzten vor Weihnachten 1862 ein, mit unheimlichem Klopfen und Pochen im Häuschen des Webers Biehayn in Nieder-

Oderwitz. Täglich wiederholte sich das, besonders abends, ohne dass es gelingen wollte, eine Ursache zu entdecken. Der Verdacht fiel bald auf die 16-jährige Louise aus Herwigsdorf, die seit einem halben Jahr als Webermagd dort in Stellung war, obwohl die Geräusche auch erfolgten, während sie am Webstuhl wirkte, und zwar so laut, dass dessen Geräusch übertönt wurde, zudem immer wie von aussen an der Stubenwand, bald unten, bald oben. Manchmal, doch nicht immer, erfolgte auch dort auf herausforderndes Klopfen mit dem Fingernagel auf den Tisch, gewissermassen als Antwort, die gleiche Anzahl Schläge. Dass das unverändert fort dauerte, während Louise zehn Tage wegen Halsentzündung daheim war, änderte nichts am Argwohn der Leute. Zurückgekehrt, trieb sie der Spuk bereits am 2. Januar wieder heim. Diesmal gings aber nach dem ersten Tag auch hier los, so dass sie nach dem vierten wieder fortging. Nun begann ein trauriges Wandern, verfolgt von diesem unheimlichen Klopfen, erst zu einem Weber Lorenz, ebenfalls in Nieder-Oderwitz, dann heim, da es gleich am anderen Tag dort begonnen hatte. Der Unfug wurde jedoch viel gröber. Es blieb nicht beim Klopfen. Sogar Steine wurden geworfen. Daher gab Steudner das Kind seinem Schwager, Gärtner Wunderlich, nach Nieder-Olfersdorf, einem sehr ruhigen, nüchternen Mann, wie Berthelen schreibt. Dieser hatte das Kind, wie er ihm am 6. Mai versicherte, in der Ueberzeugung aufgenommen, böse Menschen müssten im Spiel sein. Doch alle Aufpasserei war vergebens. Bereits nach einem Tage — diese Pause von einem Tag bei Wohnungswechsel war Regel — gings wieder los. Der Spuk wurde dabei immer heftiger und nahm zum Teil auch andere Formen an. Tag und Nacht klopfte es, früh und abends, und zwar ebenfalls an den Aussenwänden des Häuschens, während das Mädchen drinnen war, manchmal mit solcher Kraft, dass die Leute, die oft stundenlang draussen auf der Lauer nach Missetätern lagen und scharf, auch während des Klopfens, beobachteten, sich nur wunderten, dass der sehr lockere Kalkverputz nicht herunterfiel. Dabei wurde nicht ein einziges Mal eine Fussspur in der lockeren Erde ums Haus entdeckt — ebenso wie im Fall Calvados im Schnee. So floh das Mädchen abermals heim. Doch wieder ging es hier los, so dass Vater Steudner in seiner Bedrängnis zu seinem Bruder August lief, der fünf Minuten entfernt ein Häuschen hatte, mit der Frage: „Was in aller Welt soll ich tun? Ich muss vor Angst schier zerspringen!“ A. Steudner, in dem Berthelen einen ebenso schlichten wie frommen Mann kennen lernte, erbot sich sofort, das Kind

zu sich zu nehmen. Hier entwickelte sich der Spuk aufs tollste, so dass er nichts Menschliches mehr hatte.

Neben dem Klopfen hörte man Kratzen wie von Hundetatzen, abwechselnd mit Pfeifen und Heulen, wie es Louise gar nicht hätte hervorbringen können. Das bezeugten auch viele Dorfbewohner. Noch im Mai glaubte der Onkel, böse Menschen steckten dahinter, bis er sich schliesslich von der Unerklärlichkeit der Vorkommnisse überzeugte. Nun wurde aber er von vielen verdächtigt: er stecke dahinter! Vor dem Hause bewegten sich hängende oder angelehnte Stangen, Pfähle, eine Leiter usw. weit fort, während das Mädchen im Haus arbeitete und niemand in der Nähe zu erblicken war. Verschiedenes kam aus einem Kasten der oberen Kammer durch das Kesselloch in der Decke der Wohnstube in diese herabgeflogen, so z. B. ein messingener Bierhahn und ein Stück Glas, herausgebrochen aus einer entliehenen und dort aufbewahrten Glasampel. Einmal sah A. Steudner einen Apfel in diesem Loch eine halbe Stunde unbeweglich und frei schweben. Er rief andere als Zeugen herbei. Oefters wurde mit Äpfeln geworfen, obwohl keine im Haus waren. Ganze Steinhagel kamen dem Mädchen nachgeflogen, z. B. mehrere Pfund schwere Ziegel- und Pflastersteine, besonders wenn es sich allein aus der unteren Stube durch den Hausflur hinaufbegeben wollte oder von da zurückkehrte. Diese Steine hinterliessen Narben an der Türe, verletzten jedoch das Mädchen nie, sondern fielen machtlos an seinem Körper nieder. Nicht weniger bemerkenswert ist der Umstand, dass die Nähe des Onkels offensichtlich eine schützende Wirkung hatte, so dass das Mädchen in seiner Begleitung dem Steinhagel weniger ausgesetzt war. Einmal kam auch ein Stein zum Fenster hineingeflogen und blieb merkwürdigerweise gleich auf dem Fensterbrett liegen, statt weiter in die Stube zu fliegen. Eine sehr bemerkenswerte Beobachtung machte Steudner: in seiner Aufregung über diese rätselhaften Angriffe konnte er sich mehrmals eines Fluches nicht enthalten. Jedesmal begann der Steinhagel desto heftiger an die verschlossene Stubentüre anzuschlagen, vor der er stand. Dabei konnte er mit aller Anstrengung nicht herausbringen, woher die Steine kamen. Das war umso unerklärlicher, als der Hausflur nur eine Breite von fünf sächsischen Ellen hatte.

Endlich nahmen sich die Ortsgerichte des Falles an und besuchten das Mädchen eines Abends, als es im Bett lag und an diesem geklopft wurde. Doch auch diese Männer konnten nichts herausbringen; denn das Klopfen und Kratzen erfolgte auch am Bett des Ehepaars Steudner, das in der gleichen Kammer schlief, um darauf in die Wände des Hauses zu flüchten, wo es immer wie von aussen kam, obwohl das Mädchen auch noch von so vielen bewacht, gar nicht hinreichen konnte. Mit ihrem Latein zu Ende, erstatteten sie Anzeige beim Gendarmen. Sein Verdacht fiel ebenfalls auf das Mädchen, ungeachtet vieles in dessen Abwesenheit geschah oder ganz über seine Kräfte ging, wie bei den Steinwürfen. Zudem erklärt Berthelen, dass „ein einziger Blick auf die Gesichtszüge und die naive Erscheinung dieses wahren Kindes die Verdachtsgründe widerlege“. Er fand Louise „wortkarg, weder listig noch

verschlagen, natürlich sich gebend und fromm“, und er begriff nicht, wie man „bei einiger Menschenkenntnis in diesem einfachen und natürlichen Kinde eine solche Schauspielerin oder vielmehr Betrügerin vermuten könne“.

Gegen die Betrugbehauptung sprach auch das auffallende Verhalten von zwei Hunden, ähnlich wie bei Joller. Fr. Wunderlich (s. o.) berichtet, dass als sie abends in der unteren Stube allein mit ihrem Hund zu Hause sass und es wieder an der Wand klopfte, dieser sich ganz scheu in einen Winkel verkroch und durch keine Drohung fortzubringen war, was sonst nie vorgekommen sei. Aehnlich Mutter Steudner: einmal war sie bei Onkel A. Steudner auf dem Sofa, als unter diesem ein Heulen und Winseln hervordrang wie von einem grossen, wilden Tier. Da wurde auch dieser Hund von Furcht und Grauen gepackt, wie sie selbst.

So steigerte sich der Unfug immer mehr bis zum Palmsonntag. Da erkrankte das an sich schon schwache Mädchen, infolge dieser bereits ein Vierteljahr dauernden ununterbrochenen Aufregungen, zu denen der Hohn und Spott der Leute hinzukam. Man sandte zum Arzt, med. pract. Schniebs, den Berthelen persönlich kannte. Er kam, traf Louise in „schlafwachem Zustand“, Somnambulismus also, und hielt ihn für Verstellung. Darauf schickte er einige Arzneien und — liess sich nicht mehr blicken! Eine schwere Krise folgte, besonders interessant für den Psychopathologen, namentlich in Verbindung mit den merkwürdigen Erscheinungen, die zugleich auftraten: „Die äusseren Anfechtungen und Kämpfe wurden zu einem inneren Seelenkampf umgewandelt“, wobei das Klopfen, Kratzen, Rumoren und Steinwerfen aufhörte und Ruhe eintrat. Dafür stellten sich schwere Anfälle von Somnambulismus ein mit Sprechen, Halluzinationen und Krämpfen. In diesem Zustand des „inneren Schauens“ sah das Mädchen „mit geistigem Auge“ öfters zwei feindliche schwarze Gestalten, „die ihm mit bösen Mienen und schrecklichen Drohungen“ zusetzten, so dass es in Schweiss und Tränen gebadet war und sterben zu müssen glaubte. Der eine dieser bösen Geister erschien so, wie sich das Volk den Teufel vorstellt, und bewaffnet mit einem Strick, um es zu erwürgen. Louise sang dann Lieder und betete lange Gebete.

Nun zeigte sich noch ein weiteres Rätsel: immer wieder fand man Türen und Fensterläden von innen mit Kreide beschrieben, obwohl Kreide nicht im Haus war, ebenso Tische, Stühle und Bänke, und zwar mit ganzen Sätzen in leserlicher deutscher Schrift, allerdings in höchst kindlicher Formulierung, häufig in fehlerhafter Schreibweise. Zum Teil

war der Inhalt dieser Geisterschriften so unflätig, dass Steudner sich scheute, ihn Berthelen mitzuteilen. Zweihundert Mal wiederholte sich manchmal an einem einzigen Tag diese Beschriftung, auch während Louise am Spinnrad sass oder in der betreffenden Stube gar nicht gewesen war. Steudner berichtete Berthelen am 10. April darüber, als dieser zum ersten Mal nach Herwigsdorf gekommen war, und zeigte ihm auch die letzten Spuren davon. Er berichtete ferner, dass er das „heimliche Gemach“ sogar mit Brettern gänzlich vernagelt habe, damit es mehrere Tage nicht betreten werden konnte, da sich die Schrift regelmässig dort befand, wenn Louise hineingegangen war. Trotzdem waren beim Oeffnen wieder alle Wände beschrieben. Ein Nachbar hatte einige Sätze abgeschrieben und als corpus delicti der Polizei eingereicht. Einige davon zeigte er Berthelen, desgleichen Fr. Wunderlich. Später wurden mit Bleistift beschriebene Zettelchen gefunden. Von beiden hat Berthelen einige veröffentlicht (s. II. Band).

Der Höhepunkt wurde erreicht, als man schliesslich einen „Brandbrief“ mit Ankündigung von Brandstiftung fand! Da man immer noch an böse Menschen glaubte, riefen die entsetzten Steudners den Nachbarn, um Wasser und dergleichen herbeizuschaffen. Drei Tage darauf wurde Louise verhaftet. Nach 14-tägiger Untersuchungshaft erkrankte das unglückliche Mädchen schwer. Es bekam die „fürchterlichsten Krämpfe, durch die es bald auf die Erde gezerrt, bald deckenhoch geschleudert ward, so dass vier kräftige Männer es oft nicht bewältigen konnten“. Nach vier Wochen wurde es entlassen: „völlig straffrei, doch mit Androhung körperlicher Züchtigung durch Stockschläge im Wiederholungsfall! Sollten diese nichts fruchten, müsste es zwei Jahre in Hubertusburg zubringen!“

Nachdem sich Berthelen von Louisens Unschuld überzeugt hatte, bot er alles auf, um diese Ueberzeugung auch der Obrigkeit gegenüber mit triftigen Gründen zu stützen. Er arbeitete daher alle Argumente Pro und Contra aus und betrieb historische Studien, wobei er mit Recht auf die Aehnlichkeit auch mit dem Fall der kaum minder geplagten Gottliebin Dittus des Pfarrer Blumhardt in Möttlingen hinweisen konnte (O. p. 177). Daraus entstand sein Buch mit vielen interessanten Fällen.

Nach Louisens Heimkehr erfuhr man die erste Woche nichts von Spuk. Ob er fehlte, blieb fraglich. Dann traten schwere hysterische Erscheinungen auf mit Anfällen von Tiefschlaf und Halluzinationen. Na-

mentlich böse Geister und gute Engel spielten eine Rolle. Fast täglich erschienen sie, abwechselnd, der eine als Handwerksbursche, ein zweiter ganz schwarz, ein dritter in schöner, goldglänzender Tracht mit Krone und einem Buch usw. Auch sonst traten verschiedene hysterische Erscheinungen auf, die sich jedoch der richtigen Beurteilung durch Berthelen entzogen. Zugleich ging aber auch der alte Unfug wieder los.

Allerhand Gegenstände verschwanden auf unerklärliche Weise, um an anderem Ort wieder zum Vorschein zu kommen, ähnlich wie bei Joller. Neun Fensterscheiben wurden nach und nach mit hörbarem Knall zertrümmert, doch nicht mehr durch hereinfliegende Steine, sondern ohne erkennbare Ursache. Ebenso zerbrachen im Büffet die Glasscheiben, Teller und Tassen. Wiederholt flogen aus dem Backofen die Brote ins Zimmer, selbst nachdem sie wieder hineingeschoben worden waren. Als sie ausgebacken waren, fand man einige zu Männchen geformt, doch nichts desto weniger essbar. Andere fehlten und fanden sich im Stall unter den Füssen des Ziegenbockes, der davon bereits gefressen hatte. Zucker und Butter flogen vor aller Augen im Zimmer herum. Berthelen war selbst einmal Zeuge. Einmal war auch im leeren, abgesperrten Haus solch ein Lärm, dass die Nachbarn sich bei den vom Feld Heimkehrenden darnach erkundigten. Beim Aufschliessen fand man auf dem Flur den grossen Schrank umgestürzt. Mehrmaliges Aufrichten war umsonst. So liess man ihn liegen. Nach ungewöhnlichem Gebrüll im Stall fand die Mutter einmal das Vieh in wilder Unordnung, von allen Stricken befreit. Diese waren doppelt durchschnitten. Stallspuk also, von dem auch sonst so häufig berichtet wird. Währenddessen fand man Louise zusammengekauert auf dem Flachsboden auf der Rückseite des Hauses in einem Loch, „wohin ein böser Geist sie getrieben hatte“.

So wurde auch dieses Haus „immer sichtlicher eine Stätte wüster Unordnung“. Schliesslich traten noch sehr gefährliche und merkwürdige Feuererscheinungen auf: plötzlich, an irgend einer Stelle, begann es ohne erkennbare Ursache lichterloh zu brennen (s. II. Bd.). Zu einer Katastrophe führte das am 8. August 1863, als Frau Steudner auf dem Felde war und ihr Mann mit der Mutter Louisens in oder beim Haus beschäftigt waren, während letztere draussen Holz schichtete: in der elften Stunde hörten alle, wie schon so oft, plötzlich einen Knall, wie einen Flintenschuss, diesmal in der oberen Kammer. Sogleich sah man dicken Rauch aus dessen Fenster dringen. Vor Schreck sank Louise in die Knie und rief: „Nun wird alles auf mich kommen! Nun bin ich verloren!“ Steudner schrie „Feuer“, eilte mit der Schwägerin hinauf und fand sein Bett in „eigentümlichen Flammen“. Den herbeieilenden Nachbarn gelang es bald, das Feuer zu löschen. Auffällig war, dass das Stroh des Bettes nicht mitverbrannt war! Dagegen waren dessen Seitenpfosten von innen einen Viertel bis einen halben Zoll verkohlt und die Kleider im Schrank

zu Zunder geworden. Berthelen konnte sich selbst davon überzeugen. Für Steudner war das nicht überraschend nach dem „Brandbrief“.

Natürlich konnten die Behörden nicht mehr zusehen. Sie schritten neuerdings zur Verhaftung, diesmal auch von Mutter und Onkel, beide damals mit anwesend. Frau Steudner dagegen war auf dem Feld und fiel bei der Rückkehr vor Schreck in tiefe Ohnmacht. Die drei Verhafteten wurden nach Zittau ins Gefängnis geschafft. Selbst Berthelen wurde verdächtigt!

Ob der Spuk im Gefängnis ganz aufhörte, konnte er leider nicht feststellen, auch nicht verbürgen, was berichtet wurde. Nach drei Monaten (12. November) wurden die beiden Steudners „straf- und kostenfrei“ entlassen und der Mutter, die das miterlebt hatte, vom k. Bezirksgericht sogar das Zeugnis der Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe gegeben. Louise dagegen musste noch über Weihnachten bis zum 31. Dezember bleiben. Dann wurde sie ihrerseits straffrei entlassen. „Also sind jene schweren Anklagen, die auf das Kind gehäuft worden sind, in nichts zerronnen.“ Als geisteskrank dürfe sie aber auch nicht angesehen werden, wie viele wollten. Seine Erklärung, die mit der heiligen Schrift übereinstimme, gewinne dadurch „wesentlich an Wahrscheinlichkeit“: Satan und unselige Geister seien im Spiel, mit einer Grundlage von Zauberei!

Louise blieb nach ihrer Rückkehr von Poltereien, Würfen und Krämpfen verschont. Doch ihre zeitweilige „Besessenheit“ mit tiefen Ohnmachten, wie vor und während der zweiten Haft, hielt noch einige Wochen an. Nur ab und zu ereignete sich noch die eine und andere Spukerei, so das Herausschleudern des Brotes aus dem Backofen. Sehr wichtig ist, dass dagegen in anderen Herwigsdorfer Familien, die mit Steudners verwandt waren, unerklärliche Dinge sich ereigneten, und zwar wenn Louise nicht einmal in der Nähe war. So wurden am Sonntag, den 15. Januar bei einem rechtschaffenen Weber gleichen Namens, der an den Geisterspuk nicht glaubte, sechs Fensterscheiben mit Steinen eingeworfen, während die Leute zur Kirche gingen. Täter waren nicht zu entdecken. Louise lag indessen in tiefer Ohnmacht daheim. Weitere drei Fenster wurden eingeworfen, während Weber die zerbrochenen Scheiben mit Brettern vernagelte. Die Steine flogen sogar dicht an seinem Kopf vorbei.

Seit Ende Februar ereignete sich nichts mehr, wie Berthelen bemerkt, abgesehen von Momenten der „Besessenheit“. Der Spuk hatte sich ausgetobt.

Noch überzeugender als im Fall Joller tritt im Fall Steudner zu Tag, dass der Spuk mit der Familie zusammenhing, hier allerdings nur mit der 16-jährigen Louise. Daher wechselte er auch den Ort mit ihr, folgte ihr also überall hin und trat immer nur dort auf, wo sie sich gerade befand, mit einer auffallenden Ausnahme: zu Beginn hielt er noch zehn Tage an, nachdem sie Biehayns, wo er auch erstmals aufgetreten war, verlassen hatte — als sollte bewiesen werden, dass er mit Betrug von seiten des Mädchens nichts zu tun hatte.

Die Spukerscheinungen nahmen in diesem Fall z. T. noch gefährlichere Formen an als im Fall Joller. Einerseits steigerten sich z. B. die unerklärlichen Transporte einzelner Gegenstände ohne vermittelnde Hand ins Haus, wie Äpfel, Steine und dergleichen, zu bedrohlichen Apfel- und Steinregen, die Louise verfolgten und sogar Narben an den Türen hinterliessen und Fensterscheiben zertrümmerten, eine keineswegs vereinzelte Erscheinung. Im Fall Mackie wird sich das ebenfalls zeigen. Andererseits kam es wiederholt zu Feuererscheinungen, einmal sogar durch eine schriftliche „Botschaft“, einen „Brandbrief“ unbekannter Herkunft. Das Entsetzen der Familie erreichte damit seinen Höhepunkt und zwang die Polizei zum Eingreifen.

Mit dem „Brandbrief“ und der Beschriftung der Wände, auch im vernagelten „heimlichen Gemach“ — für andere, sehr bezeichnende Tatsachen (s. II. Band) —, sind wir bei einer neuen Form des Spuks angelangt, die „Satan und unselige Geister“ als Täter allerdings nahe legen.

Auffallend ist, dass hier, wie im Schloss, von „Geistern“, Schatten gestalten, einzelnen Gliedmassen, Berührungen kalter und warmer Hände und dergleichen, die bei Joller eine solche Rolle spielten, niemals die Rede war. Dabei war dieses Milieu dazu prädestiniert bei der Art und Stärke der Phänomene. Die betreffenden Gestalten Louisens, oft in Gegenwart der Mutter, die diese jedoch niemals gesehen hat, waren unverkennbar Halluzinationen. Ferner setzten auch diese einfachen Leute natürliche Ursachen, nämlich „böse Menschen“ als selbstverständlich voraus und boten alles auf, sie zu entdecken. Monatelang hielten sie an dieser Ueberzeugung fest, selbst als die Behörden wiederholt vergeblich nachgeforscht hatten, die groteske Strafandrohung wirkungslos blieb und tatsächlich alles dagegen sprach. Mit Betrug kommen wir hier ebenfalls nicht aus, auch angesichts der ganzen Art, Stärke und Dauer der Erscheinungen und ihren verheerenden Wirkungen. Handelte es sich um Täuschungen, mussten diese von ganz besonderer Art sein.

II. KAPITEL

Fall der Frau Pfarrer Christaller in O., Schwaben (protest.)

Den Spuk grossen Formats mit seinem Toben Tag und Nacht vor unzähligen Zeugen verlassen wir nunmehr und wenden uns bescheideneren, doch keineswegs weniger merkwürdigen Fällen zu, die mitten in das „Sagen“ des Volkes führen.

Mit dem ersten dieser Fälle begeben wir uns ins Schwabenland, in ein protestantisches Pfarrhaus, das zu „ganz alten Zeiten“ dem dortigen Schloss als Kapelle diente und etwa 50 Meter von ihm entfernt ist. Der Friedhof lag dahinter. Doch verschwunden sind dessen letzte Spuren; denn bereits 1790 wurde er „bestimmt nicht mehr benutzt“, weil die Kapelle zum Pfarrhaus umgebaut worden war und adelige Besitzer das Schloss nicht mehr bewohnten. Das teilte mir der dortige Pfarrer Eisen Schmid mit, der sich um die Aufklärung dieses Falles sehr verdient gemacht hat. Gebeine wurden jedoch noch vor 30—40 Jahren in dem inzwischen umgebauten Pfarrhaus beim Legen der Wasserleitung gefunden. Ein Teil der 90 cm dicken Mauern der Kapelle ist noch vorhanden, ebenso das Kreuzgewölbe — für Geister jedenfalls ein idealer Sitz! So war es denn auch. Jahrlang hat es dort, verschiedensten Zeugnissen zufolge, gespukt, sogar noch bis 1900. Dann gab es eine eindrucksvolle Abschiedsvorstellung und — aus wars, für alle Zeiten! Nichts rührte sich mehr, und die Heutigen wissen kaum noch davon. Vergangen und vergessen! Auch der Spuk hat seine Zeit, eine bedeutungsvolle Feststellung. Ob die „weissen Frauen“ der alten Schlösser eine Ausnahme, also überzeitlich sind?

Interessant und bezeichnend ist, wie ich zu dem Fall gelangte, dem ersten, dem ich nachzugehen beschloss. Als ich diese Arbeit begann, erinnerte ich mich, in Verbindung mit der Feier des 60. Geburtstages der beliebten schwäbischen Schriftstellerin, Helene Christaller, an eine ihrer Novellen mit dem Titel „Spuk“¹, die folgendermassen beginnt:

¹ Geheimnisse des Lebens, Erzählungen und Legenden. E. Reinhardt, Basel, p. 19 ff.

„Im Pfarrhaus zu Orla spukte es, das wusste jedes Kind. Meistens äusserte sich der Spuk sehr lausbubenhaft: die Blechdeckel in der Küche wurden zusammengeschlagen, wie wenn Kinder Janitscharenmusik machen, in den Wasserkübeln wurde geplantscht, dass das Wasser in der Küche herumfloss, alle Türen wurden hintereinander geöffnet und zugeschlagen, wie wenn eine wilde Jagd durch die Zimmerflucht tobte. Dann konnte es wieder wochenlang still sein.

Dieses Pfarrhaus hatte früher zu einem Kloster gehört; wenn man zur Haustüre hereinkam, empfingen den Besucher... ein mächtiges Kreuzgewölbe und eine breite Treppe aus Eichenholz mit geschnitztem Geländer, die zu den Wohnräumen emporführte. In dem tiefen Keller fand sich noch ein unterirdischer Gang, der halb verschüttet war.

Dem Pfarrer machte der Spuk Sorge. Nicht dass er sich selber davor fürchtete. Er war nicht so phantasievoll, dass das Grauen eine leichte Beute in ihm gefunden hätte. Er war ein guter, vernünftiger Mann, und seine Bauern hatten etwas an seinem klaren Verstand und ungetrübten Blick. Wenn der Spuk sein Wesen trieb, räumte er das Feld, ging in den Garten und grub Land um oder besuchte seine Kranken, und wenn es nachts unten im Kreuzgewölbe stöhnte oder leise klagend mit schlurrenden Schritten über den schmalen langen Gang schlich, dann zog er sich die Decken über die Ohren, murmelte für alle Fälle sein „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“ und schlief weiter ...“

Die Frage lag nahe, ob die Novelle auf Wahrheit beruhen könnte und ihr ein eigenes Erlebnis zugrunde lag? Manches schien darauf hinzudeuten. Ich beschloss, nachzuforschen. Gleich zeigte sich eine typische Schwierigkeit. Ein Ort dieses Namens war nicht zu finden. Ein fingierter Name also? Dann wäre auch jener des Pfarrers Machold fingiert und ebenso die anderen Namen? Nur die Autorin konnte darüber Aufschluss geben. Im Frühjahr 1935 besuchte ich sie in Cannero am Lago Maggiore, fand jedoch erst beim letzten Besuch den Mut zur ominösen Frage: ob ihr „Spuk“ auf eigenem Erleben beruhe? Sie bejahte ohne weiteres und berichtete bereitwillig unter der Bedingung, die Namen geheim zu halten, „damit es nicht heisse, sie bringe noch das Pfarrhaus in Verruf“. Später, auf dringende Bitte, hielt sie dieses Verbot nur noch für den Ortsnamen aufrecht mit der Begründung: „Ich möchte nicht, dass sich Korrespondenzen daraus ergeben.“ Ruhig und sachlich, als handle es sich um das Alltägliche, jedenfalls nichts, das sie irgendwie erregte, diktierte sie mir folgendes:

Meine Spuk-Erlebnisse

Wir, nämlich meine Familie und ich, haben diesen Spuk während sechs Jahren in O., wo mein Mann acht Jahre Pfarrer war, in aller Form erlebt. Dann ist er vollständig verschwunden. Zwei Jahre hatten wir also Ruhe. Er hatte bereits vorher geherrscht, denn der Vorgänger

meines Mannes, Pfarrer Matter, erzählte uns später, dass er davon wisse. Ebenso erzählten es der Mesner und die Nachbarn. Die Sage geht bei den Leuten, der Sohn eines früheren Pfarrers habe sich, vielleicht vor hundert Jahren, das Leben im Keller genommen, und das sei die Ursache des Spuks.

Die *erste Form*, in der wir ihn erlebten, war die folgende: ich war allein zu Hause, mein Mann in der Bibelstunde, die Mädchen im Dorf, die Kinder schliefen. Ich sass bei der Lampe im Wohnzimmer und las. Da hörte ich im Nebenzimmer schlürfende, müde Schritte und dachte: ist das Mädchen schon zurück? Ich hatte es gar nicht zurückkommen hören. Die Schritte gingen immer auf und ab, und ich glaubte, das Mädchen räume das Kinderzimmer auf. Indessen geht unten die Haustüre, und das Mädchen kommt zu mir herein. Ich frage: „Kommst du jetzt erst?“ — Sie: „Wieso? Es ist doch noch nicht spät?“ — Da erzählte ich ihr von den Schritten. Inzwischen kam auch mein Mann zurück, und wir besprachen die Sache und fürchteten, jemand habe sich eingeschlichen. Ich nahm darauf die Lampe, mein Mann den Stock, das Mädchen das Küchenbeil, und so suchten wir das Nebenzimmer ab — es war das Kinderzimmer, doch die Kinder schliefen nicht dort — und darnach das ganze Haus. Doch nichts war zu finden. Die Schritte wurden dann noch oft gehört, auch bei Tag und von den Kindern.

Sie wurden oft auch auf der Treppe nach der Mansarde gehört, und die Kinder riefen dann nach der Marie, im Glauben, sie sei es. Sie aber war währenddessen nebenan in der Küche.

Die *zweite Form* war, dass sich z. B. die ganze Familie im Garten aufhielt. Da hörten wir oben im ganzen Haus jemanden herumlaufen und die Türen zuschlagen. Wir dachten an Einbrecher und niemand wagte hineinzugehen, da mein Mann fort war. Das war 1895 oder 1896. Schliesslich schickte ich das Mädchen zum Nachbarn, er möchte doch kommen und mit uns hinaufgehen. Er kam und sagte, wir brauchten uns nicht zu fürchten: „Es isch nur blos der Geischt!“, ging aber doch mit. Wie wir die Treppe hinaufgingen, hörten wir einen furchtbaren Radau in der Küche, wie Herumwerfen von Blechgeschirr, Zusammenschlagen von Deckeln und dergleichen durch einen ungezogenen Buben. Wie wir in die Küche traten, war aber kein Mensch zu sehen, dagegen baumelten die Töpfe, die an langen Holznägeln hingen, lebhaft hin und her. Ferner war der Boden mit Wasser bespritzt, und das Wasser in den Eimern — eine Wasserleitung fehlte noch — war in Bewegung, als habe

einer hineingeplantscht. Dieser Lärm in der Küche ist öfters vorgekommen, so dass mein Mann oft die Petroleumlampe nahm und in die Küche rannte, um nachzusehen. Er fand wieder das frühere Bild, doch niemals einen Täter. So z. B. an einem Abend: wir beide sassen bei der Lampe lesend am Wohnzimmertisch, und der Lärm ging los. Ich rief: „Jetzt aber!“ Mein Mann packte die Lampe, und wir stürzten zusammen vor die Küchentüre, hörten dort gemeinsam den Lärm und rissen sie dann plötzlich auf. Doch von meinem „Geist“ wieder nichts, nur das Gebaumel des Geschirrs, das verspritzte Wasser usw. Jede Möglichkeit einer normalen Ursache wurde untersucht, ohne dass es glückte, eine aufzufinden. Eine Katze z. B., die sich durchs Fenster eingeschlichen hätte, war ausgeschlossen, da der Wohnstock zwei steile Treppen hoch lag. Auch Vögel und unartige Kinder oder dergleichen war ausgeschlossen. Als wir zum ersten Mal dem Mesner davon erzählten — wir hatten beim Einziehen nichts davon gehört —, da lachte er und meinte: „So, hend er no au de Geischt ghört?“

Eigentlich gefürchtet haben wir uns nicht, nachdem es sicher war, dass Einbrecher nicht in Frage kamen. Aber etwas unbehaglich war uns doch, während die Kinder sich überhaupt nicht fürchteten und ganz vertraulich von „unserem Geist“ sprachen.

Dritte Form: Ich war allein zu Hause, mittags zwischen 1 und 2 Uhr. Es dürfte im zweiten Jahr des Spuks gewesen sein. Wir waren zum Mittagessen auf 2 Uhr im Nachbarhaus eingeladen. Da musste ich ganz plötzlich sehr lebhaft an den Fall des Pfarrersohnes denken: er soll sich während der Kinderlehre, also zwischen 1 und 2 Uhr, im Keller erschossen haben. Da hörte ich plötzlich von unten herauf, also vom Keller durch die Glastüre des Vorzimmers, laute Jammertöne, die gewiss 10 Minuten anhielten. So allein, ich erwartete obendrein noch ein Kind, kam ich ganz in Verzweiflung und dachte sofort an unseren „Geist“ und spürte, dass er furchtbar litt. Da ich gar nichts anderes tun konnte, betete ich schliesslich, dass sein Leiden aufhören möchte. Unterdessen läutete es aus der Kirche, und als ich zur verabredeten Zeit nicht drüben erschien — ich wagte nicht hinzugehen, weil ich die Diele, ein riesiges Kreuzgewölbe, durchschreiten musste, aus der die Jammertöne kamen —, wurde ich abgeholt. Da war es vorbei.

Vierte Form: In unserem Schlafzimmer, in dem auch drei der Kinder schliefen, das vierte im offenen Nebenzimmer, brannte ein Nachtlichtlein, das durch einen Schirm fast bis zur Dunkelheit abgedämpft

wurde. Eines Nachts, mein Mann war verreist, erwachte ich im Gefühl, jemand habe mich geweckt, vielleicht angerührt oder sonst etwas. Ich nahm den Schirm vom Licht, so dass das Zimmer hell erleuchtet war, und sah nach den Betten der Kinder, ob sich eines vielleicht abgedeckt habe. Doch sie waren alle vier ruhig. Ich hatte mich im Bett aufgesetzt und blickte im ganzen Zimmer herum, ob sonst etwas nicht in Ordnung wäre. Da kam vom Fussende unserer Ehebetten her ganz langsam in Menschenhöhe ein bleicher Männerkopf auf mich zu. Ein Körper war nicht erkennbar. Er war verhüllt von etwas tuchartigem, also nicht durchsichtigem. Das Gesicht sah sehr traurig aus, vergrämt und hager, durchaus nicht unheimlich. Die Augen waren offen, die Haare merkwürdig lang, wie ein halbes Jahr nicht geschnitten. Alter so um vierzig. Dieser Kopf bewegte sich schwebend, ganz langsam an unseren Betten vorbei — zum erstenmal in meinem Leben erfuhr ich, was es heisst: die Haare stehen einem zu Berg — und erreichte das Bett unseres Jüngsten, der im Schlaf plötzlich gellend aufschrie, und langsam zerfloss die Gestalt. Es war, als habe sie Abschied nehmen wollen; denn es war das letzte Mal. Nie mehr haben wir darnach irgend etwas gehört. Durch den Schrei des Jüngsten (5 Jahre) waren alle Kinder geweckt worden, und ich fragte jenes, warum es geschrieen habe. Da sagte es: „Es habe etwas Entsetzliches geträumt, es wisse aber nicht mehr was.“

Wir waren alle absolut nicht abergläubisch, im Gegenteil. Mein Mann war sogar Anhänger von Haeckel und stand, obwohl Pfarrer, der materialistischen Weltanschauung sehr nahe. Er hat die verschiedensten Erscheinungen zum Teil miterlebt und ganz ernst genommen und auch beim Suchen nach Dieben und anderen Möglichkeiten sich beteiligt. An den Tatsachen hat er nicht gezweifelt und jedes mal alles selbst untersucht. In den anderen Pfarrhäusern, die er in der Folge bewohnt hat, ist nie etwas derartiges beobachtet worden. Einmal kam die Frau eines Vorgängers. Dieser erzählte ich davon, und sie sagte, sie hätten auch derartiges erlebt.

Damit endigte der Bericht.

Eines ist sicher: Erlebnisse der Pfarrfamilie Christaller liegen der Novelle „Spuk“ zu Grunde. Insofern entspricht sie der Wahrheit; denn an der Glaubwürdigkeit der Beteiligten kann nicht gezweifelt werden. Ferner: die Schilderung dieser Erlebnisse, der Spukerscheinungen also, ist in dieser Novelle im wesentlichen zutreffend, jedoch dichterisch ge-

staltet und ausgeschmückt, namentlich die Abschiedsvorstellung, wie nicht anders zu erwarten. Verändert dagegen ist der Rahmen, wodurch das Ganze unkenntlich gemacht ist: aus dem Schloss ist ein Kloster geworden, aus dem Selbstmord ein Unglücksfall, aus dem Pfarrsohn ein Pfarrhelfer. Dessen Porträt in der Sakristei ist hinzugedichtet usw. Alle Namen sind zudem fingiert.

Diese Feststellung deckt sich mit jener, die ich vor Jahren bei einer anderen Novelle machen konnte: „Das steinerne Haus“², von einer verstorbenen Freundin, der Berliner Schriftstellerin und Redaktorin Lotte Gubalke verfasst. Den betreffenden Spuk hatte sie, wie sie mir 1915 ausführlich berichtete, allerdings nur zum Teil miterlebt; denn er war von langer Dauer und spielte nicht in einem von ihr bewohnten Haus, sondern nur am Ort, wo ihr Mann damals Pfarrer war. Jenes Haus stand aus dem Grund auch leer und war unvermietbar. Schliesslich wurde es abgerissen, nachdem eine grosse Untersuchung durch Militär ergebnislos blieb. Sie wurde unternommen, um endlich die Ursache der jahrelangen Spukerscheinungen festzustellen, die im ganzen Dorf bekannt waren und viele Zeugen hatten. Das war allerdings lange her. An Einzelheiten kann ich mich auch nicht mehr erinnern, weiss aber, dass die Namen in der Novelle ebenfalls fingiert sind, die wesentlichen Erscheinungen jedoch gestimmt haben, so die Spinnweben, die man im Spukhaus oft an Händen und Gesicht zu spüren vermeinte, die „Erscheinung“ des Mädchens, das leise Klingen in der Luft ohne erkennbare Ursache, die Gestalt am Fenster usw. Der Rahmen dagegen ist ebenfalls dichterisch geformt, und zwar viel stärker als in obiger Novelle.

Erste wichtige Feststellung ist also: beide Spuknovellen beruhen auf Wahrheit, d. h. Erlebnissen von unzweifelhafter Glaubwürdigkeit. Die allgemeine Bedeutung dieser Tatsache lässt sich nicht übersehen; denn sie gibt eine gewisse Handhabe zur Beurteilung ähnlicher Erzählungen, von denen die schöne Literatur nur so wimmelt, hält man einmal systematisch Umschau. Sie berechtigt zu der Annahme, dass das Gleiche auch sonst der Fall sein dürfte und nicht alles ohne weiteres in das Gebiet der Phantasie und des Aberglaubens verwiesen werden darf. Allerdings wird selten ein solcher Nachweis möglich sein. Um so wertvoller ist der Fall Christaller; denn glücklicherweise konnten hier weitere Zeugen und Ein-

² Eine Erzählung. Hesses Volksbücherei. Hesse & Becker, Leipzig, Nr. 541.

zelheiten ermittelt werden. Besonders die Frage war von Bedeutung, ob die Angabe auf Wahrheit beruhe, der man so häufig begegnet, so bereits auch im Altertum, der Spuk hänge mit einem unglücklichen Ereignis zusammen; dem friedlosen oder gewaltsamen Tod eines Hausbewohners, insofern dieser den betreffenden Erscheinungen vorausgegangen war. Natürlich darf daraus nicht ohne weiteres von einem post hoc auf ein propter hoc geschlossen werden.

Durch freundliche Vermittlung von Pfarrer Stier in Dessau, dem ich mancherlei Hilfe zu verdanken habe, konnte ich mit Pfarrer Eisen Schmid in O. in Verbindung treten. Seine Nachforschungen sind nach verschiedenen Richtungen wertvoll zur Klärung. Interessant und bezeichnend ist auch, dass er bis dahin niemals von jenem „Spuk“ gehört und auch selbst, wie seine Familie, „natürlich“ nie etwas bemerkt hat.

ANHANG

Nachforschungen von Pfarrer Eisenschmid

Aus seinem ersten Brief geht hervor, dass anfangs alle Nachforschungen über den Spuk vergeblich waren. Niemand wusste davon. Dagegen kam bald Interessantes über den angeblichen Selbstmord des Pfarrersohnes zu Tag. Ich lasse das ganze Material folgen, unwesentlich gekürzt.

Brief Pfarrer Eisenschmids vom 4. Oktober 1937

Endlich ist es möglich, die erbetene Auskunft zu geben. Es war wirklich nicht ganz einfach. Nun habe ich nachgeforscht, soweit irgend möglich.

Spuk: Meine erste Nachfrage war bei *Bürgermeister Kessler*, der als Bürgermeisterssohn und früherer Kirchengemeinderat immer etwas mit dem Pfarrhaus verbunden war. Er (etwa 60) konnte nur lächelnd erzählen, dass früher davon gesprochen wurde, es sei nachts im Pfarrhaus eine Türe oben auf und zu gegangen und ein Geräusch die Treppe hinunter gehuscht. Aber es sei auch nur lächelnd erzählt worden.

Der *Kirchenpfleger* wusste auch hiervon nichts. Die *Mesnersleute* können keine Auskunft geben, da der frühere Mesner gestorben ist. Der jetzige, dessen Sohn, ist erst 45 und weiss nur, dass noch in seiner Jugend im Pfarrhaus bauliche Veränderungen (Verlegung des Treppenhauses) vorgenommen wurden, doch nicht vor 1890. Der *Nachbar*, ein alter Mann, konnte gar nichts von Spukgerüchten sagen, und in der Umgegend weiss man meines Wissens auch nichts davon.

Früher einmal hörte ich von einer 84-jährigen *Frau* (geb. 1853) ganz unabhängig von Spukdingen (später fragte ich auch auf solche hin, worauf sie mir gar nichts sagen konnte) folgendes erzählen:

Selbstmord: Unter Pfarrer *Abel*, der 1827—1842 hier war, sei folgende Geschichte passiert, die sie von ihrer Mutter (geb. 1827) erzählt bekommen habe: in einem Haus des Oberdorfs hätten zwei alte Jungfern gewohnt, bei denen einmal ein gebildetes Fräulein *Brandes* für einige Wochen zur Erholung wohnte. Während dieser Zeit sei auch der Sohn *Julius* des Pfarrers *Abel* zu Hause gewesen. Dieser wollte oder sollte auch Pfarrer werden, was ihm jedoch wegen schwacher Stimme und Lungenleiden behördlich verweigert worden sei. Jedenfalls studierte er und war zur Erholung zu Hause. Das Fräulein und der Pfarrerssohn trafen sich zufällig auf einem Spaziergang, wobei sie sich kennen lernten. Weitere Spaziergänge schlossen sich an, und beide müssen sich leidenschaftlich geliebt haben. Schliesslich ging der Sohn auch ins Haus der alten Jungfern. Dies erfuhr der Vater und schloss daraus (oder es wurde ihm gesagt), dass sein Sohn zu diesen ging, die sehr viel älter waren. Von dem betreffenden Fräulein auf Besuch wusste er nichts. Eines Sonntags vor dem Gottesdienst muss der Pfarrer seinen Sohn unter Benutzung von Fluchworten scharf heruntergekanzelt und ihm gesagt haben, dass er in seinem Hause nichts mehr zu suchen habe, wenn er nicht sofort diese Besuche aufgebe. Während des Gottesdienstes fiel in der Nähe plötzlich ein Schuss (das Pfarrhaus steht etwa 100—200 Meter entfernt). Der Pfarrer verlässt geistesgegenwärtig die Kanzel, der Lehrer liest ein Bibelwort und beendet den Gottesdienst mit Gesang. Der Pfarrer begibt sich ins Pfarrhaus: sein Sohn liegt in den

letzten Zügen im Garten. Er hatte sich erschossen, und einige Leute stehen herum. Das Fräulein muss bald wieder abgereist sein und, trotz guter Gelegenheiten, anderweitig auf Heiraten verzichtet haben. Später sei sie nach Krischona gegangen, wo Missionshelfer ausgebildet werden, doch aus Gesundheitsrücksichten dann nicht ins Ausland gekommen. Sie sei öfters wieder in O. erschienen und habe Sonntagschule gehalten, wo auch die Erzählerin sie kennen lernte.

Als Sie in Ihrem Brief anfragten, ob ein Pfarrerssohn sich das Leben genommen habe, war mir diese Geschichte, die *Tatsache* sein soll, sofort wieder gegenwärtig.

Was sagen die *Kirchenregister* dazu? Zuerst suchte ich die Familie des Pfarrers *Magister Conradin Abel* auf. Die ist in drei verschiedenen Registern aufgezeichnet, offenbar weil sich die Familie mehrfach veränderte. *Abel* war nämlich vier mal verheiratet. Der erste Sohn (aus erster Ehe) hiess *Julius Gustav Adolf*, doch starb er drei Monate alt, 28. Januar 1829, in Klosterreichenbach.

Dieser Sohn konnte es also nicht sein. Alle weiteren Nachforschungen nach einem *Julius Abel*, der sich das Leben genommen hätte, sind vergeblich gewesen.

Von den anderen Söhnen hätte es „allenfalls“ der zweite, *Heinrich Friedrich Otto*, geboren in Klosterreichenbach 22. Januar 1824, sein können, konfirmiert in O.; denn da steht in einem der Register: „studierte seit dem Frühjahr 1842 Philosophie und Naturwissenschaften in Tübingen.“ Doch merkwürdig: in einem anderen Register steht als Todesangabe: Leonberg 28. Oktober 1854. Dies ist aber von dem späteren Pfarrer *Brock* (1843—1866 hier) eingetragen. Also nicht in Anwesenheit seines Vaters hier gestorben. Auf alle anderen Kinder passt die Roman-geschichte keinesfalls. „Also alles Forschen vergebens“, schliesst Pfarrer *Eisenschmid*, „wenn nicht etwa der zweite Sohn es wäre, dessen Todesdatum und -ort dann eben nicht stimmte. Der war ja Student. Für wen sollte aber dann das Todesdatum zutreffen?“

Was sagen die *Totenregister*? Von 1827—1842, wo Pfarrer *Abel* hier war, keine Spur. Ich habe diese Jahrgänge mehrmals eingehend nach Namen und Todesursachen durchgesehen. Sollte Pfarrer *Abel* bewusst den gewaltsamen Tod seines Sohnes verschwiegen haben, der durch ihn verursacht worden war? Das kann kaum sein. Uebrigens soll Pfarrer *Abel* ein starker Trinker gewesen sein.

Ich habe dann alle *Totenregister* von 1778—1890 durchgegangen und nur noch eine merkwürdige und wichtige Angabe gefunden. Es ist möglich, dass von dieser aus etwas geschlossen werden könnte. Da steht: am 21. November 1790 gestorben und am 22. November post festionem (oder wahrscheinlich lectionem) beerdigt: M. (wohl Magister) *Gottlob Friedrich Rehm*. Dabei das Gelcitwort: „Der Herr erquicke dich, mein lieber Sohn in der seligen Ewigkeit.“ Bei Eltern steht: „M. *Jakob Friedrich Rehm*, Pastoris loci filius. Alter: 26 Jahre, 9 Monate und 12 Tage.“ Bei Morbus (Krankheit): „Durch unvermutet unglückliches Losgehen eines lang geladenen Pistols, das er ausleeren wollte, musste er sein Leben plötzlich endigen.“ Ich habe nun mit einem sog. immerwährenden Kalender festgestellt, dass der 21. November 1790 ein Sonntag gewesen ist. Die Hauptsache stimmt also mit der Erzählung überein. Dann müsste man also fallen lassen, dass die Erzählerinnen den Vorfall unter Pfarrer *Abel* datierten, und der Name des jungen Mannes *Julius* war. Uebrigens wäre die Geschichte doch im Dorf bekannter, wenn sie sich unter Pfarrer *Abel* zugetragen hätte. Pfarrer *Rehm* war 1774—1796 hier Pfarrer. Seine Familie ist in den Registern nicht verzeichnet. Er kam von auswärts, und damals gab es noch keine Familienregister. Aus Grabsteinen ist nichts zu erfahren.

„Aus Mythos und Erzählung wäre hier wohl zu entnehmen, dass der Selbstmord des Pfarrsohnes vor dem Pfarrhaus geschehen ist, jedoch kaum in diesem oder im Keller. Vom Ort ist ja im Totenregister nichts gesagt. Es dürften zwei Geschichten durcheinander geraten sein; denn die unglückliche Liebesgeschichte des Pfarrsohns Abel ist durchaus möglich, ebenso die mit Fräulein Brandes, die später, zirka 1860, hier war, sodass die Kombinierung beider Geschichten psychologisch wohl verständlich wird und gut einen Liebeskomplex abgeben konnte.“

Die Selbstmordgeschichte ist also soweit geklärt, als jetzt noch möglich mit dem Ergebnis: ein Pfarrerssohn ist tatsächlich an einem Sonntag mittels Pistolenschuss in O. ums Leben gekommen, und zwar am 21. November 1790, also zirka 100 Jahre vor Christallers.

Zur Hauptfrage, dem Spuk also, schreibt Pfarrer Eisenschmid im nämlichen Brief:

„Letzte Woche erkundigte ich mich bei einer Frau hier, *Marie Schwemmele, geb. Gehring*, die am ehesten noch Auskunft geben konnte, da sie acht Jahre, von 1893—1901, im Pfarrhaus Magd war, zuletzt bei Christallers, und im zweiten Stock schlief, wo auch das Studierzimmer war. Sie selbst hat nie etwas erlebt. Ihre Schwester, *L. Gehring*, die vor ihr zwei Jahre Pfarrmagd war, erzählte ihr dagegen als Tatsache folgende zwei Begebenheiten: als sie eines Tages nach oben in den zweiten Stock kam, habe sie in der einen Kammer, wo Registraturkästen stehen und standen, eine grosse Gestalt mit weissem Mantel und einer Mütze auf dem Kopf gesehen, fest in den Büchern studierend. Pfarrer Christaller konnte es nicht gewesen sein, da er unten oder gar nicht da war. Sie ging rasch in ihre Kammer und schloss zu. Das andere war am sonnenklaren Nachmittag: Frau Pfarrer Christaller war im Garten, im Haus niemand, und obwohl es völlig windstill gewesen sei, seien plötzlich alle Fenster der vorderen Hausfront zugefahren. Im unmittelbaren Anschluss daran sagte die *Marie Schwemmele* zu mir: ‚Nicht wahr, da hat sich doch der Sohn des früheren Pfarrers *Abel* das Leben genommen?‘ — Also wusste sie die Geschichte auch und brachte sie mit dem Spuk zusammen. Sie sagte ferner, dass seit ihrer Vorgängerin nichts mehr passiert sei.“

Von Pfarrleuten, die noch befragt werden könnten, ist, wie Pfarrer Eisenschmid weiter mitteilte, nach der Pfarrmagd die älteste Person Frau

Pfarrer Matter, 1837—1893 hier. Dann folgte Pfarrer Christaller 1894—1902. Die anderen kämen nicht mehr in Betracht (siehe unten).

Diese Auskünfte waren sehr wertvoll, doch einige Daten stimmten offenbar nicht. Daher schrieb ich nochmals an Pfarrer Eisenschmid und Frau Pfarrer Christaller unter Beifügung von Fragebogen.

Frau Christaller antwortete am 11. Oktober 1937:

1. *L. Gehring* war zwei Jahre bei uns, 1898—1900. Vor ihr hatten wir noch zwei Mädchen. Sie war *M. Schwemmeles* Base, nicht Schwester. Was sie erzählt hat, stimmt, nur waren es nicht die Fenster sondern Türen, die zuschlugen (p. 169). Wir fürchteten uns und holten den Mesner.

2. Sie war eine vernünftige und zuverlässige Person, die sich die Sachen nicht einbildete. Bei der letzten Erscheinung (Fenster und Türen) war ich dabei. Die „Erscheinung“ erzählte sie mir damals gleich.

3. *M. Schwemmele* war die Nachfolgerin und blieb (nur) vier Jahre (nicht acht).

4. Frage: Wie kommt es, dass sie nichts erlebt hat, nachdem der Spuk doch bis 1900 dauerte? Antwort: „Es ist möglich, dass diese Zahl von mir nicht mehr genau gewusst wird. Ausserdem sind wir erst Herbst 1903 weggezogen. Möglich, dass sie nie selbst etwas erlebt hat. Vermutlich war ich eine gute Empfängerin von Geistermanifestationen. Es gibt da Unterschiede.“

5. Frage: Ist Aussicht, von den drei anderen Pfarrern noch etwas zu erfahren? Antwort: „Ja, von *Matter*. Er wusste von dem Spuk. Von den anderen nicht.“

6. Frage: Könnten Ihre Kinder noch etwas berichten? Antwort: „Nein, noch zu klein. Als der Spuk aufhörte, war die Älteste acht Jahre. Ich habe ihr damals von der nächtlichen Erscheinung nichts gesagt, um sie nicht zu ängstigen. Mein verstorbener Mann wusste von dem Spuk, auch meine Eltern. Diese allerdings nur aus Erzählungen. Meine Kinder sprachen ganz vertraut von ihm als ‚unser Geist‘.“

Pfarrer Eisenschmids Antwort vom 29. Oktober 1937:

Ich habe mich nochmals fest mit der Sache beschäftigt. Bei *Schwemmeles* habe ich Neues nicht erfahren. Sehr merkwürdig kommt mir vor, dass der Nachbar, ein älterer Mann, der mit dem Pfarrhaus immer in nahem Konnex stand,

von Spukgerüchten gar nicht wusste, obwohl in der Gemeinde da und dort sicherlich Gerüchte umgelaufen sind.

Von dem Fall von 1790 ist kein Wort gefallen. Auch konnte man sich durchaus nicht erinnern, dass davon je in älteren Zeiten gesprochen worden sei. Dagegen sagte mir *Frau Schwemmele* deutlich, dass von einem Selbstmord eines Sohnes des Pfarrers *Abel* gesprochen worden ist. Von der Liebesgeschichte wusste sie nichts.

Frau Schwemmele sagte, im Dorf habe man geraunt, die Fenster und Türen seien zugefahren. Ihre Tochter habe neulich einen Besuch gemacht bei *Frau Christallers Tochter* (in Karlsruhe). Diese habe gesagt, sie hätten damals gesagt: nun hat er Abschied genommen, weil die Türen zugefahren sind — von Fenstern sagte sie nichts.

Luise C. habe damals *M. Schwemmele*, als die ins Pfarrhaus kam, gewarnt: „Nimm dich vor Spuk in acht.“ Mehr hat sie ihr aber nicht erzählt, als eben die beiden Sachen.

Eine letzte, sehr wesentliche Mitteilung folgte am 31. Oktober 1937. Pfarrer Eisenschmid schrieb: „Wieder etwas Neues. Unser Mädchen erzählte, ihre Grossmutter sei auch im Pfarrhaus Magd gewesen. Da sagte ich beiläufig, sie solle sie einmal fragen, ob es nicht dort gespuht habe und ob sie nichts erlebt hätte. Die Grossmutter staunte, wie ich auf so etwas komme, sagte es aber dem Mädchen. Das war zur Zeit Pfarrer *Hetterichs*, von 1879—1887 hier Pfarrer (Vorgänger also von Pfarrer *Matter*); als alles fest schlief, etwa um 12 Uhr (zirka 10 Uhr sei sie zu Bett gegangen, sie schlief auch oben im zweiten Stock) hörte sie, wie unten im ersten Stock die Aborttüre zugeschlagen wurde. Dann tappte jemand mit schweren Stiefeln die Treppe hinauf, ging auf ihre Türe zu, schloss, da zugesperrt, auf (sie war von innen geschlossen) und trat vor ihr Bett. Sie meinte zuerst, es sei der Herr Pfarrer, der vielleicht noch ein Buch in seinem Zimmer holen wollte, dann als er ins Zimmer trat, dass er sie noch etwas zu fragen hätte. Da niemand redete, deckte sie sich fester zu; die Gestalt verschwand, wie sie gekommen war und tappte wiederum mit festen Schritten hinunter, schlug die Aborttüre zu — und fertig wars.

Am andern Morgen habe sie es sofort ihrer Herrschaft erzählt, die nichts gehört hatte, und ihr verbot, es irgend jemand zu erzählen. Von dieser Sache weiss offenbar auch im Dorf niemand etwas. Die Magd sei auch nur ein Jahr bei Pfarrer *Hetterich* gewesen, ihre Vorgängerin sieben Jahre und habe nichts erlebt. Sie könne sich damals nicht getäuscht haben, denn sie sei bei vollem Bewusstsein gewesen. Sofort nahm sie auch auf den Selbstmord des Sohnes von Pfarrer *Abel* (ausdrücklich Pfarrer *Abel*) Bezug.

Aber ich kann von diesem Sohn beim besten Willen keine Spur finden.“

Nun galt es, noch einen letzten Versuch, und zwar bei Frau Pfarrer *Matter*, der Vorgängerin von Frau Pfarrer *Christaller*, zu unternehmen, nachdem es gelungen war, ihre Adresse ausfindig zu machen. Sie wohnt jetzt bei einer verheirateten Tochter und hatte die Güte, nach Besprechung mit dieser, ausführlich auf meine Fragen zu antworten. Ich entnehme das Folgende dem

Brief von Frau Pfarrer Matter vom 9. Januar 1938:

In O. lebte ich etwa sieben glückliche Jahre. Vom Spuk weiss ich eigentlich nichts, kenne auch Frau *Christallers* Buch nicht. Ich selbst sah nie etwas Unheimliches und wies alle derartigen Sachen zurück. Daher war ich sehr erstaunt, als (später) eine Pforzheimerin, die kurz bei mir in Pension war, von einem Spuk erzählte. Sie war einige Jahre bei *Christallers* als Mädchen, oder um den Haushalt zu lernen. Plötzlich wären alle Fenster aufgefliegen und es wäre wie ein Luftzug durch die Zimmer gegangen. Dann wären alle, Herr und Frau Pfarrer, die Kinder und sie selbst, schnell aus dem Pfarrhaus gelaufen, zu Frau Pfarrers Eltern, die wohl damals im Schloss wohnten.

Bemerkung: Das wäre also eine ähnliche Episode, wie die von Frau *Christaller* berichtete mit den Türen, bei der sich die ganze Familie im Garten befand.

Wenn ich mir aber die Zeit in O. vergegenwärtige, erinnere ich mich, dass meine Kinder stets vom ‚Feuermännle‘ sprachen, aber es waren Kinder, und ich dachte, es wäre Dummheit. Sie spielten immer mit vielen Nachbarskindern im Garten und dann kam es vor, wenn es zu dämmern begann, dass die ganze Schar ins Haus flüchtete mit grossem Geschrei, ‚das Feuermännle‘. Meine dritte hier verheiratete Tochter war damals noch nicht vier Jahre, als wir fortzogen, aber sie sagte mir heute, sie hätte den kleinen Mann mit dem grossen Kopf oft gesehen. Ich halte es für lebhaftes Phantasie. Aber freilich müssen die Kinder irgend etwas gehört haben; was es gewesen, weiss ich nicht. Im Pfarrgarten war ein Buschwerk und dort sahen sie das Feuermännle.

Gleich als wir einzogen in O., hörte ich nachts immer ein Laufen über unserem Schlafzimmer. Ich ging hinauf: alles leer. Das dauerte eine kurze Weile (es war der 21. November). Dann fiel Schnee und ich entdeckte Spuren eines Marders: eine Fensterscheibe war entzwei und das Tier war nachts hineingeklettert.

Ich liess eine Falle stellen, aber es ging nicht hinein. Als das Fenster repariert wurde, war Ruhe.

Später kamen einmal meine zwei Dienstmädchen, die oben schliefen, und behaupteten, in der Kammer nebenan höre man ganz deutlich ‚umblättern‘. Sie fürchteten sich sehr. Ich ging hinauf und sah und hörte nichts. So waren sie wieder zufrieden. Ich glaube, das war nur einmal.

Auch weiss ich nichts von Gerüchten. Viel mehr solche Spukgeschichten hörten wir in der darauffolgenden Stelle Eulendorf bei Gaildorf, aber ich glaube, dass dort die Einwohner abergläubischer waren als in O.

Zweiter Brief von Frau Pfarrer Matter vom 17. Februar 1938:

Meine zweite Tochter schrieb mir, dass sie sich auf nichts mehr besinnen könne, als dass sie, unsere Kinder und die Spielkameraden öfter schreiend dem Haus zugesprungen wären. Weiter wisse sie nichts.

Leider kann ich Ihnen wenig sagen. Ich bin schon recht alt und hielt gewiss alles, was so erzählt wurde, für Unsinn und Einbildung. Dadurch ist es mir wohl aus der Erinnerung entschwunden.

Die Beilage enthält die Beantwortung meines Fragebogens durch die älteste Tochter:

1. Feuermännle? „Ich erinnere mich nur, dass mein Bruder Hans und ich dieses gesehen oder gespürt haben. Es kann aber sein, dass zuweilen noch Gespielen (Karl Uebelhör und Luise Schaber) dabei waren. Wir redeten aber oft auch vom ‚Feuerglöckle‘ und bekamen dann dieselbe grosse Angst.“

2. Wann war das? „Wir waren vier und fünf, resp. fünf und sechs Jahre, da ich mich eigentlich nur von der Zeit vor meiner Schulzeit erinnere, und ich kam mit sechs zur Schule und bin die Aeltere.“

3. Haben Sie es nur gesehen? „Wir haben es nicht immer gesehen. Oft liefen wir auch schreiend davon“ (also gespürt).

4. Haben Sie es nur gemeinsam gesehen? „Ich glaube, dass ich es auch allein gesehen oder gespürt habe.“

5. Wie sah es aus: „Ich weiss nur noch: klein und einigemal ein wenig rot.“

6. Haben Sie es auch gehört und gefühlt? „Mehr gefühlt als gesehen, vielleicht auch gehört.“

7. Wie kam es? „Es war plötzlich da. Wir liefen dann immer davon.“

8. Kam es regelmässig? „Es erschien nur hin und wieder, auch am Tag und im Sonnenschein, einmal auch im Dämmer.“

9. Wie war es mit der Angst? „Das ist schwer zu sagen. Sie packte uns oft, ehe wir etwas sahen oder mit Bewusstsein spürten, eine wahnsinnige Angst. Es wurde uns dann plötzlich unheimlich.“

10. War es immer nur im Buschwerk? „Meines Wissens habe ich es nur einmal im Buschwerk gesehen, im sog. Wäldle, als ich gegen Abend Milch im Schloss geholt hatte und schon aus Angst — die ich aber sonst nicht auf diesem Weg hatte, weder auf dem Hin- noch Rückweg — nicht am Wäldle vorbeiging, sondern den grösseren Weg aussen herum machte. Meist sahen oder spürten wir es durch ein Kellerfenster im Keller. Einmal empfand ich es als furchtbar kalten Luftzug im Keller unten. Da meine Mutter nichts davon wissen wollte, haben wir wohl nicht viel davon gesprochen. Aber sehr oft redeten wir auch vom ‚Feuerglöckle‘, das wir dann doch irgendwie gehört haben mussten. Später glaubte ich, es seien Phantasiegebilde gewesen, bis ich nach vielen Jahren hörte, man habe beim Umbau des Pfarrhauses ein männliches Skelett gefunden und dann

gedacht, ob wir nicht doch irgend etwas Uebersinnliches gespürt haben? Klar im Bewusstsein ist mir nur noch die Angst, die wir hatten. Alles andere ist mir nicht mehr ganz deutlich in Erinnerung.“ Käthe Weichert, geb. Matter.

Sehr merkwürdig dieses „Feuermännle“ und „Feuerglöckle“ der Matterkinder, aus dem Nebel der Erinnerung auftauchend, verwischt und doch eindringlich, am eindringlichsten die „Angst“, die „wahnsinnige Angst“, die sie packte und jagte. Kinderphantasie? Nur das? Immerhin auffallend, dass das nur in diesem Pfarrhaus der Fall war, gerade in diesem mit dem mehrfach unabhängig und übereinstimmend bezeugten Spuk; denn, das ist die zweite wichtige Feststellung: es hat hier unverkennbar jahrelang gespuht, nicht nur während der Anwesenheit der Familie Christaller, und wohl ganz schwach unter ihrem Vorgänger, Pfarrer Matter, sondern offenbar auch unter dessen Vorgänger, Pfarrer Hetterich, der das Redeverbot verhängte. Auf diesen dürfte sich auch die Bemerkung von Frau Pfarrer Christaller, bzw. Pfarrer Matters bezogen haben (p. 169): „... er erzählte später, dass er davon wisse.“ Ich wagte nun nicht, Frau Pfarrer Christaller nochmals zu bemühen. Was weiter hinter Pfarrer Hetterich zurückliegt, ist leider unwiederbringlich verloren. Sicher scheint nur, dass der Spuk, zwei Jahre vor Amtsschluss von Pfarrer Christaller, endgültig vorbei war.

Die dritte wichtige Feststellung ist: ein Pfarrsohn hat tatsächlich in O. durch Pistolenschuss ein gewaltsames Ende gefunden — Selbstmord oder Unglücksfall — übereinstimmend mit der „Sage“, die zur Zeit Christallers noch im Umlauf war, jetzt jedoch nahezu vergessen ist, und verschmolzen zu sein scheint mit einer späteren Geschichte, der Liebesgeschichte von Pfarrer Abels Sohn. Dieser Spuk hat also eine Vorgeschichte, und der betreffenden „Sage“ liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde, eine Feststellung, die ihrerseits von allgemeiner Bedeutung ist im Hinblick auf ähnliche Sagen. Wir verdanken sie den mühsamen Nachforschungen Pfarrer Eisenschmids gerade noch vor Torabschluss. In wenigen Jahren, auch das ist bezeichnend, wären sie bestimmt nicht mehr möglich gewesen. Alles wäre der Vergessenheit anheimgefallen, und als letzter Rest einzig die Novelle „Spuk“ übrig geblieben.

Dieser Fall ist ein bezeichnendes Beispiel, wie schwierig oft die Sicherstellung ist, und wie abhängig nicht allein vom guten Willen aller Beteiligten, sondern auch von glücklichen Zufällen.

III. KAPITEL

Fall der Frau Pfarrer Sch. in Bubendorf bei Basel (protest.)

Wir wenden uns jetzt zwei der schönsten Städte der Schweiz zu, die voll sind von Spukgeschichten, allerdings nicht dem stolzen Zürich, Stadt Zwinglis, mit seinem erhöhten Tempo und Menschengewimmel, auch nicht der Stadt Calvins, Genf, der Perle des Lac Lemán, sondern den verträumten, von Vergangenheit umwobenen Städten Bern und Basel. Die älteren Einwohner erzählen gerne davon, wenn man die Rede darauf bringt. Beim Durchwandern der alten Stadtteile weisen sie bald auf dies, bald auf jenes Haus, „wo es umgeht“ — einst oder noch heute! In den winkligen Gassen, auch in manch breiten, sollen bei Mondenschein und selbst am hellichten Tag auch jetzt noch Ratsherren und Klosterfrauen, Selbstmörder und sündige Weiber „herumgeistern“ oder durch allerhand Spuk sich bemerkbar machen — oder gemacht haben.

So kennt jedes Bernerkind das „Spukhaus“ in der Junkergasse, wo es seit Jahren schauerlich zugehe, weshalb es unvermietbar und verwaorlost dasteht. Sogar in München hörte ich davon als „von authentischer Seite beglaubigte“ Tatsache. In einem anderen Haus der nämlichen Gasse weiter unten setze sich manchmal ein ungebetener Gast, eine Frau mit Silberlocken in Seidenkleid und langer Schleppe, unversehens an den Kaffeetisch. Keine Türe, kein Schritt zu hören. Ruhig und aufrecht sitze sie da, die Hände im Schoss, schweige und scheine zu warten. Reiche man ihr etwas, gleite ein bitteres Lächeln über ihre Züge. Dann wandle sie auf gleichem Wege zurück. Aehnlich im Kloster an der Matt: in gewissen Nächten sehe man eine junge Frau im Schleppgewand die Treppe des noch erhaltenen Gartengemäuers hinaufschweben, ein Kind an der Hand. Plötzlich bleibe sie stehen, packe es am Hals und erwürge es. Ein Schrei, ein Fall, und alles sei vorbei. Im Haus an der Schifflaube, wenn zur Jahreswende die Glocken läuten, steige eine junge Frau die Treppe hinan, bleibe sinnend auf dem Estrich stehen, immer an gleicher Stelle, um beim letzten Glockenschlag lautlos fortzugehen, sorgsam die Türe hinter sich schliessend. Dann wandle sie den Gärten

entlang, um plötzlich wie Nebel sich aufzulösen. Im einstigen Antonienkloster jammere und klage es aus den Wänden, sogar die Nachbarschaft aufschreckend, und schlurfe über die morschen Bretter, während ersterbende Litaneien durch die Räume schwängen. Aehnlich im Haus in der Badergasse. Man vernähme ein Schleichen, Stöhnen und Keuchen durch Gänge und Treppen. Der Deckel einer alten Truhe hebe sich und falle wieder polternd nieder. Eiskalt fahre einem eine Hand übers Gesicht. Dann wissen die Leute: der Alte, der Selbstmörder ist wieder da. Oder es renne nächtlich das Schaltier mit grauenvoll erschütterndem Brüllen und jammerndem Röcheln den Häusern entlang, von der alten Schal durch die Metzgergasse in die obere Stadt — ähnlich wie zu Basel auf dem Petersplatz das Spalentier dem Vesalgässlein zu. Die in „heiligen Nächten“ Geborenen sehen sogar bisweilen das „Gespenst“. Zu diesen Zeiten — Weihnacht, Ostern und Pfingsten — öffnen sich in einem alten Hause der Innenstadt lautlos die Türe. Herein trete eine Bäuerin in der Tracht vergangener Jahrhunderte, durchwandere die Räume ihrer Kindheit und ordne vor dem Spiegel ihr Haar. Dann sagen die Hausbewohner: sie ist wieder da! Nachher wandere sie still zurück und niemand sehe sie mehr bis zu den nächsten „heiligen Zeiten“. Auch vom Totenvolk wird berichtet, so von Ratsherren mit Stöckelschuhen und schwarzen Mappen unter dem Arm, die nächtlich die Rathaustreppe emporsteigen, um im verlassenen Saal Sitzung zu halten. Man höre ihr Rufen und Schreien. Oder ein schauerlicher Leichenzug ziehe stumm an der Fricktreppe vorüber — wie zu Urväterzeiten.

Aehnlich in Basel! Jedes Kind kennt den Spiesshof am Heuberg, wo David Joris, der flüchtende Wiedertäufer, einst wohnte und seit seinem Tod, treppauf, treppab, den Kopf unterm Arm, herumgeistere. Desgleichen in einigen der schönen Häuser am St. Albangraben, im Württemberger- und Ernauerhof und im grossen Colmar: von eigenartigen Tönen, von Klopfgeistern und Selbstmördern wird da berichtet. Im Wenkenhof gehe noch Herr Zäslin „um“, ähnlich wie in Bern General Lentulus im Gartenpavillon am Waldrand von Könizwald, und Vater Nägeli, der Eroberer der Waadt, an der Fricktreppe. Von den einstigen Mönchen, die beim Basler Münster die Besucher manchmal begleiten oder gar bedrängen, erzählte mir mein alter Freund, Pfarrer X., auch nach Aussage eines glaubwürdigen Augenzeugen. Von einem Privathaus am Spalentor, Ecke Missionsstrasse — einst war ein Gottesacker gegenüber — hörte ich von Basler wie Zürcher Herren. Tatsächlich

stand das betreffende Haus lange im Verruf eines Spukhauses; denn im Garten erblickte man häufig nebelhafte Gestalten. Das sei unzweifelhaft gewesen, wie mir auch z. B. Pfarrer T., sonst ganz ungläubig, erklärte. Daher wechselte es mehrmals den Besitzer. Schliesslich blieb es lange unvermietbar, obwohl ganz billig zu haben — ähnlich dem einzigen Spukhaus in München, in der Leopoldstrasse. Endlich fand sich ein Käufer, hier wie dort. Er liess die grossen Bäume im Garten abhauen — in München wurde das Haus umgebaut —, und aus wars mit dem „Spuk“ — die Geister verschwanden, vorgetäuscht durch wehende Schatten der Baumkronen oder durch Nebelgebilde? Pfarrer T. zuckte die Achseln und schwieg. Er hatte, ähnlich Pfarrer X., angesichts eines rätselhaften Erlebnisses seines Bruders (Fall 5) die Sicherheit des Urteils verloren.

Seltsam, sehr seltsam ist die Aehnlichkeit dieses Sagengutes allenthalben und zu allen Zeiten, selbst in unbedeutenden Zügen. Hier einige Beispiele: im oberen Kinzigthal im Schwarzwald¹ weiss man von einer Nonne zu berichten, die als Strafe für ihr lasterhaftes Leben, lange „umgegangen“ ist, dort, wo einst das Kloster des Wittichtales gestanden. Schweigend pflegte sie einsame Wanderer ein Wegstück zu begleiten, um an bestimmter Stelle zu verschwinden. Jetzt sei ihre Sühnzeit um, und wieder ist es still am einsamen Höhenweg. Aehnlich vom stattlichen Gehöft im Reichenbächle bei Schiltach: sass der Bauer mit Gesinde beim Nachtmahl, hörte man oft schwere Schritte die Treppe hinaufpoltern und an den Türen klopfen. Sah man nach, war niemand da. Das gleiche Poltern und Klopfen nächtlich auf dem Gang. Auch Kieselsteine wurden an die Türen geworfen, so dass der Flur davon bedeckt war. Oder die Türen schlugen auf und zu, so dass das Haus erdröhnte. Doch ein Täter war nie zu entdecken. Erst als der Hof verkauft und das Gehöft abgerissen wurde — das war vor 100 Jahren —, verschwand der Poltergeist. Von einem anderen „Geist“ erzählen die Bewohner von Schramberg im Schwarzwald. Dort erscheine bisweilen der unredliche Apotheker am Fenster seiner einstigen Apotheke, und eine klagende Stimme rufe: „Drei Viertel Pfund ist kein Pfund!“

So weht und spukt Vergangenheit in die Gegenwart hinein, umrahmt von der dichterischen Phantasie des Volkes, ein reicher Schatz

¹ Hermann Fautz, Schiltach: Sagen aus den Bergen des obern Kinzigthales. Druck und Verlag: Aug. Sandfuchs, Buchdruckerei Wolfach, 1937.

an Poesie von tiefem, symbolischen Gehalt, Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen, zugleich aber auch an dessen nachhaltige Wirkungen im Guten wie im Bösen: unsere Taten überleben uns. Durch Jammer und Not, Verzweiflung und Verbrechen sind die „unerlösten Seelen“ — tiefsinnig nennt sie die Kirche „arme Seelen“ — gebannt an die Stätten einstigen Wirkens und Leidens, oder werden durch Sehnsucht und Lebensgier immer wieder dorthin zurückgetrieben.

Wie wichtig und aufschlussreich wäre, gelänge es, auch nur in einem einzigen Fall nachzuweisen, dass bei diesen mündlichen Berichten und „Sagen“, wie bei den Novellen, nicht alles auf Phantasie und Aberglauben beruht, sondern ein wahrer Kern, ein wirklicher Spuk zu Grunde liegt, ähnliches also tatsächlich vorgekommen ist, vielleicht noch heute vorkommt. Wie schwierig aber gerade hier der Nachweis und die Beibringung von Zeugen sein müsste, ist klar; denn hinter dem Einzelfall steht kein Autor, an den man sich wenden könnte — nur ein unpersönliches „Sagen“, bei dem alles in Nebel zerfliesst, will man zugreifen. Der Ursprung dieser Berichte liegt ja zumeist weit zurück, so dass sie unsicherer Herkunft und bereits mehr oder weniger Allgemeingut geworden sind.

Dazu kommt eine merkwürdige Abneigung überhaupt, ernsthaft über diese Dinge zu reden. Sie ist gross vor allem beim Gebildeten. Nie vergesse ich das eigentümliche Verhalten der drei Berner Herren, denen ich diesen Abschnitt vorlas, um zu erfahren, ob mir dabei kein Irrtum unterlaufen sei. Sie lachten am Schluss kurz hellauf, schwiegen dann und gingen rasch über die Sache hinweg. Das Volk dagegen verstummt zumeist. Kein Wort ist aus ihm herauszubringen, so gerne es, wenn an langen Winterabenden am warmen Ofen zusammensitzend, Spukgeschichten erzählt und die Ohren spitzt, wenn von irgend einem Spuk etwas verlautet.

Ein selten glücklicher „Zufall“ spielte mir nun jenes (p. 32) erwähnte Manuskript des verstorbenen Pfarrers Furrer in die Hände, allerdings weder aus Bern noch aus Basel, sondern vom Seelisberg am Vierwaldstättersee. Dieser Pfarrer war ein in der Gegend hoch angesehener und, wie mir gesagt wurde, sehr gescheiter und vernünftiger Mann, zu dem die Leute von weit her um Rat und Hilfe kamen; denn er war sehr gut und hilfreich. So steht sein Andenken noch heute hoch in Ehren, trotz der verflossenen Jahre. Sein Grabstein in der alten Pfarrkirche trägt die Jahreszahlen 1844—1883 als Amtszeit, und die Leute wissen

noch manches von ihm zu berichten. In jenem Manuskript, von dem mir Pfarrer Herger eine Abschrift verschaffen konnte — das Original ist in Händen eines Verwandten Pfarrer Furrers —, hat dieser viele merkwürdige Erfahrungen, auch eigene, eingetragen, interessante Fälle von Fernsehen in Raum und Zeit und von Gedankenübertragung, das Unmögliche von gestern, und merkwürdige Spukfälle, das Unmögliche von heute — darunter eine typische „Sage“ von der Grenzscheide Seelisberg/Emmetten. Hier hätten wir den gesuchten Bericht eines zuverlässigen, vertrauenswürdigen Zeugen, als Bestätigung jener vielen mündlichen Sagen, die im Volk in Umlauf sind.

3. Fall der Landmarcher; von Pfarrer Furrer, Seelisberg

In jener Gegend geht die Sage, dass an der betreffenden Grenzscheide jahrelang häufig zwei Männer in altertümlicher Tracht gesehen worden seien. Auch in den angrenzenden Gemeinden Bauen, Isenthal und Beckenried war dieser Spuk Seelisberg/Emmetten allgemein bekannt, weshalb jeder möglichst vermied, im Dunkel hier vorbeizugehen.

In jenem Manuskript berichtet nun Pfarrer Furrer, dass er „verschiedene sehr wahrheitsliebende und brave Leute“ kannte, die angaben, die Erscheinung der beiden Männer in altertümlicher Tracht gesehen zu haben, oder ihre Angehörigen seien ihnen begegnet. 1852 suchten ihr dann zwei „nichts weniger als abergläubische und furchtsame Männer“ auf und erzählten, was sie gesehen hätten, und baten „inständig“, die Sache einmal selbst zu untersuchen. Pfarrer Furrer versprach es, wusste jedoch kaum, wie es anzupacken. Sein Erstes war — vernünftiger Weise — alles Aufsehen zu vermeiden. Dann nahm er gewisse Andachten vor, und zwar mit einigen, wie er schreibt, ihm fromm scheinenden Personen, doch ohne den Zweck zu verraten. „Endlich ging man in aller Stille bei nächtlicher Weile hin“. Richtig fand man dort die beiden Männer. Nun stellte sich heraus, leider wird näheres nicht mitgeteilt, dass es sog. „Landmarcher“ waren, der eine von Altdorf, der andere von Stans. Sie gaben auch ihre Namen an. Pfarrer Furrer verschweigt sie jedoch, denn „die Geschlechter leben beide noch“. Eine Jahreszahl konnten die „Geister“ — um solche handelte es sich — allerdings nicht vermelden, wie es weiter heisst, dagegen, dass ein gewisser Püntener in Uri damals die Stelle des Landeshauptmannes vertrat. „Und wirklich

finden sich noch gar alte Kapitalbriefe, die das Siegel eines Landeshauptmannes Püntener führen.“ Es handelte sich also um betrügerische Grenzbestimmungen, die die „armen Seelen“ immer wieder an den Ort ihrer Sünde zurücktrieben. Vorsichtig schliesst Pfarrer Furrer seinen Bericht: „Ich glaube, sie sind befreit worden, wenigstens hörte ich bis 1865 nie wieder das Mindeste“ — ebenso kam mir nichts mehr zu Ohren, bei dreimaligem Aufenthalt in Seelisberg. Wären die „armen Seelen“ also wirklich erlöst?

Im Volk gilt das betrügerische Versetzen von Mark- oder Grenzsteinen allgemein als eine Sünde, die bestraft wird, indem der Sünder nach seinem Tod an dem betreffenden Ort „umgehen“ muss. So heisst es z. B. beim Tiroler Volk: „Wer einen Markstein verrückt, muss nach dem Tod als Marchegger umgehen und denselben tragen. Der Geist ruft dann: ‚Wo soll ich ihn hinlegen? Wo soll ich ihn hinlegen?‘ — Wenn man ihm zur Antwort gibt: ‚Wo du ihn hergenommen hast,‘ dann wird er erlöst.“ Oder im Unterinntal: „Wer einen Markstein verrückt, streift als feuriger Geist an der Grenze“, ähnlich wie die Leute, die die Gemeindegrenzen umstossen: sie müssen nach dem Tod zeitweise „umgehen“ (Rangen²). In Oberfranken, daheim bei meiner Betty, auf die ich des öfteren zurückkomme, wird ein ähnlicher Fall berichtet (II. Bd.).

Immer wieder der gleiche Kern, verschieden eingekleidet, das „Umgehen“ als Strafe und Sühne. In Pfarrer Furrer haben wir nun den seltenen Fall, dass ein intelligenter, gebildeter Mann als Zeuge, wir müssen sogar zugeben: vorsichtiger Zeuge, schriftlich darüber berichtet hat. Dabei tut er es ganz schlicht, in allen Berichten ohne Kommentar. Er konstatiert einfach. Natürlich lässt sich mit einem so isolierten Bericht wenig anfangen und vieles gegen ihn einwenden: er liegt weit zurück, Bestätigung durch glaubwürdige Zeugen, genauere Daten des Erlebnisses wie der Aufzeichnungen fehlen usw.

Was wir jetzt brauchen, um die Fülle des Berichteten entsprechend zu beleuchten, sind „Sagen“ aus eigener Zeit, die nachkontrolliert werden können und beweisen, dass, was war, noch ist, und unter uns vorkommt. Dadurch würden die alten „Sagen“ und Spukberichte ein ganz anderes Gesicht bekommen. Nach dieser Richtung muss sich die Untersuchung jetzt vor allem erstrecken, und zwar speziell in Bern und Basel.

² J. V. Zinggerle: Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, p. 53, 2. vermehrte Auflage. Innsbruck, 1871.

Zu dem Zweck wandte ich mich zuerst an H. Correvon, die Autorin des reizenden Büchleins: „Gespenstergeschichten aus Bern“³, dem ich jenen einleitenden Bericht verdanke; denn sie bezeichnet jene Erzählungen ausdrücklich als „nacherzählt“. Schriftlich bat ich um nähere Angaben, um an Ort und Stelle untersuchen zu können. Die Antwort war bezeichnend: „Unmöglich! Ich kann und darf leider die Personen nicht nennen, die mir ihre Geschichten erzählten, auch sind die meisten inzwischen gestorben. Die Häuser darf ich schon gar nicht nennen!“ In mündlicher Unterredung bestätigte Frau Correvon diese Unmöglichkeit, selbst im Hinblick auf den wissenschaftlichen Zweck der Untersuchung. Im Vertrauen seien ihr die Berichte, unter Zusicherung absoluter Verschwiegenheit, von meist durchaus glaubwürdigen Personen, namentlich einem alten Herrn, mitgeteilt worden.

Die Situation schien hoffnungslos. Und doch! Von diesen merkwürdigen Zufällen begünstigt, hatte ich in kurzer Zeit nicht weniger als vier Fälle neueren Datums von den Zeugen selbst, zwei aus Bern, zwei aus Basel, und zwar von einem Obersten mit Familie, einer Pfarrfrau, einem Pfarrer und der Frau eines bekannten Künstlers. Am packendsten war dieser Fall von 1919. Bedingung allerdings auch hier: Namen keinesfalls zu nennen, angesichts der unerträglichen Belästigungen durch Neugierige, in Verbindung mit den immer unheimlicher werdenden Erscheinungen, die schliesslich die Familie zur Flucht zwangen.

Eine unverkennbare Bestätigung haben diese vier Fälle, die sich inzwischen überraschend vermehrt haben, durch Berichte von Berner und Basler Freunden und Verwandten erhalten. Allerdings lassen sie sich zum Teil nicht mehr nachkontrollieren. Nur der eine dieser Berichte sei erwähnt, und zwar wegen der auffallenden Bezeichnung eines „Geistes“ durch ein 4-jähriges Basler Pfarrkind, ein Mädchen. Die Namen sind mir bekannt. Als es einmal von der Mutter wegen seines langen Ausbleibens im oberen Stock zur Rede gestellt wurde, gab es zur Antwort — mehr war nicht aus ihm herauszubringen —: es sei dort „ein leerer Mann“ gewesen („ä leere Ma“). Wie kam das Kind auf so einen Einfall? Und könnte man besser diese in Spukgeschichten immer wiederkehrenden halbdurchsichtigen Schemen bezeichnen, wie Nebel zerfließend?

³ Nacherzählt. Union-Verlag, Bern, 1919.

Nun zum besten jener vier Fälle, dem

Spuk im Bubendorfer Pfarrhaus bei Basel,

insofern ist er der beste, als er noch zur Zeit der Erscheinungen in jenem Pfarrhaus von der Frau des damaligen Pfarrers Sch. für meinen alten Freund, den bereits erwähnten Pfarrer X. in Basel, aufgeschrieben wurde. Zudem war er von langer Dauer, wie im Fall Christaller, so dass er mehrere Pfarrgenerationen überlebte, interessanter Weise allerdings die eine überspringend, und vielfach beobachtet wurde. Ferner konnte ich noch mit Familienmitgliedern in Verbindung treten und weitere Zeugnisse beschaffen.

Hier, im Gegensatz zum vorigen Fall, darf der Ort genannt werden, die Familie dagegen nicht. Ich musste mich dazu verpflichten. Auch der Name des Vermittlers ist zu verschweigen. Ein Verbot liegt bei diesem allerdings nicht vor, doch, ich weiss, dass seine Bekanntgabe, bei der allgemeinen Einstellung zum Spuk, ihm peinlich wäre, namentlich seinen Kollegen gegenüber. Er selbst spricht bezeichnender Weise auch nur ungerne über diese Dinge und vermied daher eine zeitlang meine Gesellschaft. Spuk ist nunmehr zwischen uns Tabu!

Bevor ich das Manuskript, ebenfalls unverändert und unverkürzt, wiedergebe, ist einiges vorzuschicken. Seine Verfasserin bezeichnete Pfarrer X. als eine sehr zuverlässige, urteilsfähige, ausserordentlich kluge und ruhige Frau ohne alle Phantasterei. Das Manuskript lässt darüber keinen Zweifel. Das betreffende Pfarrhaus ist, wie das von O., sehr alt, an die 500 Jahre. Es steht über Wasser. Ganz in der Nähe befindet sich der Friedhof. Die Kirche wurde niedergerissen und neu erbaut zur Zeit von Pfarrer Sch., der von 1884—1926 dort amtierte. Sein Vorgänger war Pfarrer von Brunn, dessen Vorgänger Pfarrer Staehelin. Von jenem erhielt ich, ebenfalls durch Pfarrer X., Aufzeichnungen über merkwürdige Erlebnisse eines Schreiners Isenecker, die kaum weniger interessant sind und eine wichtige Ergänzung bilden. Anschliessend sollen sie im Auszug folgen, durch drei ähnliche Fälle ergänzt.

Bericht von Frau Pfarrer Sch.

„Einiges von dem, was wir im Bubendorfer Pfarrhaus erlebten.“

Unser Pfarrhaus stand im Ruf, es spuke darin; als ich mich verlobte, fand man es sehr mutig von mir, dass ich das verrufene Haus

bewohnen wollte. Mein Bräutigam erzählte dies und jenes, was seine Haushälterin im Hause wollte gesehen und gehört haben, aber natürlich lächelte man über all diese Erzählungen. Bei meinem ersten Besuch in Bubendorf führte mich mein Bräutigam in die Spukstube, das damalige Mägdezimmer, worin es besonders unruhig sein sollte. Wie ich mich darin umsah, flog ein rotes Tuch hinter einem Kasten hervor, mir vor die Füsse, und lachend ergriff ich die Flucht.

Es verging etwa ein halbes Jahr, ohne dass wir im Geringsten beunruhigt wurden, und ich antwortete getrost etwaigen Fragern, dass in unserem Pfarrhaus kein Spuk existiere. Bald nachher gingen wir eines Abends miteinander die Treppe hinauf, und da gab es im Hausgang einen furchtbaren Knall, wie wenn eine Pistole abgeschossen worden wäre; wir sprangen nach allen Richtungen, um zu sehen, woher das Ungewöhnliche gekommen, entdeckten aber nichts. Nicht lange hernach hörte man öfters feste Männerschritte auf dem Holzschopf; sobald man aber hinauf ging, um nachzusehen, war alles still. Dieses Geräusch wiederholte sich oft, auch mein Mann überzeugte sich davon, nie aber konnte man eine Ursache entdecken. Manchmal hörte man auf demselben Holzschopf ganz deutlich Holz sägen und spalten, immer aber war alles plötzlich still, wenn man hinauf ging. Es fiel mir damals auf, dass unser Hund im Hof angebunden mit allen Kräften von seiner Kette loszukommen suchte und jämmerlich heulte, sobald sich besagtes Geräusch hören liess.

Einst sass ich in der Laube hinter dem Hause bei offener Hofthüre. Da kam jemand mit festen Männerschritten durch den Hof bis unter die offene Haustüre. Ich sprang auf, um zu sehen, wer es sei, aber niemand zeigte sich weit und breit. Kurze Zeit nachher sassen wir um halb vier Uhr in jener Laube, ebenfalls bei offener Hofthüre, und wieder kam jemand festen Schrittes durch den Hof gelaufen. Wir sprangen alle auf, da wir die Haustüre und den Hof geschlossen wussten und also unmöglich jemand aus dem Hof kommen konnte — wieder aber keine Spur von einem Menschen. Eines Tages hatte man Holz in unseren Hof gebracht, und es kostete schwere Arbeit, bis die grossen Pflöcke in Reih und Glied lagen. Als wir abends zu Bett gingen, fing plötzlich im Hof ein furchtbarer Lärm an; die Holzpflöcke wurden nur so herum geworfen und schlugen dröhnend auf die Steine auf. Eine ganze Schar Nachtbuben vermutend, ging mein Mann ohne Licht leise hinaus — alles war wieder still, und als er nochmals nachsah, diesmal

mit Licht, da lagen die Pflöcke in schönster Ordnung, wie vorher. Oft hörte die Magd abends, wenn sie noch in der Küche zu tun hatte, Lärm und Tritte im Hof.

Bis dahin war es im Hause selbst noch ziemlich ruhig geblieben, ausgenommen einige Unruhe auf dem Estrich, die wir nicht weiter beachteten. Nun aber hörte man oft des Nachts Tritte auf der Treppe, dann das Fallen eines Gegenstandes, der die ganze Treppe hinab rollte. Sodann wurden wir oft durch Klopfen an unsere Schlafzimmertüre geweckt, oft mehrere Male in einer Nacht, bald leiser bald stärker. Einmal wurden wir durch einen furchtbaren Schlag unter unseren Betten geweckt, so dass wir nichts anderes glaubten, als der Boden stürze zusammen. Um gleich Licht zu machen, bei solchen Anlässen, liessen wir nachts eine Kerze brennen. So oft wir aber erwachten, war dieselbe gelöscht. Jedes meinte, das andere habe sie gelöscht, bis wir die Erfahrung machten, dass sie eben immer von selbst auslöschte. Dann zündeten wir ein Nachtlichtchen an und stellten es zwischen unsere Betten auf das Nachttischchen. In der ersten Nacht wurde ich durch einen Stoss geweckt, und siehe da: das Nachtlicht war ausgelöscht und eine Schachtel mit Zündhölzchen stand in hellen Flammen neben meinem Kopfkissen!

Meine Mutter, die oft bei uns zu Besuch war und im kleinen Gaststübchen neben der (damaligen) Studierstube schlief, sagte mir, dass sie oft nachts ein Geräusch höre, wie wenn man mit einer langen Ofenkrücke Asche aus dem Ofen scharre. Auf ihren Wunsch liessen wir nachts unsere Schlafzimmertüre in die Studierstube offen, und wirklich eines Nachts erwache ich und höre oben beschriebenes Geräusch ganz deutlich. Ich denke es sei Morgen und die Magd schon an der Arbeit. Ich hörte eine Weile zu. Der Lärm fing dann auch in der Studierstube selbst an. Es war, wie wenn man eine Bleikugel auf den Boden fallen und durch das Zimmer rollen liesse. Mein Mann, der bald alles gehört, sprang auf und ging in die Studierstube — alles war wieder mäschenstill. Meine Mutter hatte ihrerseits den Lärm auch gehört. — Die Magd fing auch an zu klagen über Unruhe in und vor ihrem Zimmer und kündete mir schliesslich, da sie sich zu sehr in unserem Haus fürchte.

Zeitweise war mehr Ruhe; wir glaubten zu bemerken, dass um die Festzeiten die Unruhe sich verstärkte. Auch brachten wir sie in Zusammenhang mit mehreren Todesfällen in unserer Familie. Besonders als mein Schwiegervater seinem Ende entgegen ging, hatten wir viel zu leiden; er starb, als Margritli vier Wochen alt war. Vierzehn Tage etwa

nach des Kindes Geburt erwachte ich eines Nachts (ich schlief mit Wärterin und Kind in einem Zimmer) und hörte schlürfende Tritte gegen mein Bett kommen. Ich glaubte, es sei die Wärterin, welche mir Milch machen wollte, und da ich sehr schläfrig war, öffnete ich die Augen gar nicht. Man kam an mein Bett, und ich hatte das Gefühl, man beuge sich über mich, dann sass man auf dem Stuhl neben meinem Bett. Nach einem Weilchen wurde das Kind unruhig, und die vermeintliche Wärterin stand auf und ging an das Kinderbettchen, und ich öffnete die Augen, um zu sehen, was sei, und da war alles stockfinster. Zugleich hörte ich die Wärterin in ihrem Bett fest Atem holen. Unfähig vor Schreck zu rufen, wartete ich in tausend Aengsten, bis das Kind nach einer Stunde weinte und die Vorgängerin erwachte. Merkwürdig war, dass in der gleichen Nacht unsere Magd die gleiche Erfahrung machte, aber ruhig dabei blieb, da sie dachte, ihre vor Kurzem verstorbene Mutter komme zu ihr. Und meine geistesranke Schwiegermutter in Basel rief in jener Nacht plötzlich ganz aufgeregt meiner Schwägerin, sie solle doch Sorge haben zu dem Buschi (Kleinkind).

In der Nacht vor dem Todestag meines Schwiegervaters wurde meine Mutter in ihrem Zimmer sehr beunruhigt; sie wurde in ihrem Bett aufgerichtet, wie wenn ein Arm unter ihrem Kissen durchgeführt würde. Schnell machte sie Licht und durchsuchte ihr ganzes Bett. Umsonst. Endlich beruhigte sie sich und wollte sich wieder schlafen legen, aber wieder wurde sie aufgerichtet, und alles Suchen nach einer Ursache war vergeblich. Zu aufgeregt um schlafen zu können, kleidete sie sich an und verbrachte die Nacht im Fauteuil.

Um jene Zeit war es auch, dass meine Mutter mit Clärli (damals 2-jährig) auf den Estrich ging. Wie sie oben an der Treppe angekommen waren, zeigte das Kind auf einen Winkel und sagte, da sei ein „Ma“ (Mann). Meine Mutter ging mit ihm zu dem Winkel und zeigte ihm, dass nur Gartenstühle da seien. Aber das Kind beharrte darauf, ein „Ma“ sei da und er habe „wiwi“ — ein Ausdruck, den es anwandte, wenn jemand betrübt aussah oder den Kopf verbunden oder verhüllt hatte. Furcht zeigte Clärli keine. Bald darauf begleitete es meine Mutter wieder auf den Estrich und zeigte gleich auf den Durchgang in einen anderen Boden. Dort gehe „Trun“ hinein. Ruhig spielte es in der Kammer, bis meine Mutter ihr Geschäft besorgt hatte. Sobald sie aber wieder auf den Estrich mit ihm trat, fing es schrecklich an zu schreien und verbarg sich ganz krampfhaft in den Kleidern der Grossmutter. Von

jenem Tage an schlief es lange Zeit nicht mehr allein ein. Man musste bei ihm bleiben und ein Licht brennen lassen, was vorher nie der Fall gewesen war. Die erste Nacht hatte es sich ruhig zu Bett bringen lassen und schlief wie gewohnt im Dunkeln ein. Plötzlich aber fing es schrecklich zu schreien an, und als wir alle herbei sprangen, klammerte es sich an mich und rief ständig, „Trun“ sei dagewesen und faltete seine Händchen, und man musste sein Abendgebetlein mit ihm beten. Später verlor es aber jede Erinnerung an die Sache.

Als die beiden Mädchen etwas älter waren, wurde die Studierstube zur Kinderstube gemacht, und ihre Bettchen standen nebeneinander vor einer Reihe Wandkästen. In einer Nacht erwachte ich und hörte ganz deutlich, wie die Kinderbettchen im Zimmer nebenan gerückt wurden. Mein erster Gedanke war: es ist jemand drüben, der zu den Wandkästen, worin das Silberzeug ist, gelangen will. Schnell rief ich meinen Mann, ohne ihm zu sagen, was ich gehört, und bat ihn nur, schleunigst nach den Kindern zu sehen. Sowie er drüben war, rief ich: „Sind die Kinder da?“ Ganz bestürzt rief er mir, ein Licht zu machen und gab mir keine Antwort auf meine Frage. Endlich brachte ich's fertig, ein Licht zu machen, und mein Mann, der zurückgekommen war, ging wieder ins Kinderzimmer. Nach einer Weile rief er, es sei alles in Ordnung. Nachher sagte er mir, als er zum erstenmal in das Kinderzimmer gekommen sei, sei Margritlis Bettli nicht an seinem Ort gestanden; der Platz sei leer gewesen, und er habe im Mondschein ganz deutlich das Bettchen an der Türe stehen sehen. Bis dann Licht gemacht war und er wieder kam, war alles in Ordnung. Hätte ich nicht vorher ganz deutlich das Rücken des Kinderbettchens gehört, ich hätte immer gedacht, mein Mann habe sich getäuscht. Oft wurde auch nachts der Kinderwagen in dem Kinderzimmer herumgestossen und auf den Boden aufgeschlagen, oder man hörte Schritte hin und her gehen.

Wir vernahmen damals, dass ein geheimer Wandschrank irgendwo im Zimmer der ehemaligen Studierstube existieren solle. Wir untersuchten alle Wände, und schliesslich tönte es hohl an einer Stelle, wo ein scheinbar an die Wand befestigter Bücherschrank stand. Endlich wich aber derselbe, und es kam wirklich eine kleine Türe im Getäfer zum Vorschein. Ein alter Schlüssel fand sich dazu, und nachdem die Türe offen, zeigte sich eine schöne eiserne Türe mit fünffachem Schloss. Mit Hilfe des Schlossers wurde auch diese geöffnet, und es fanden sich in dem Schrank mehrere alte Zehntenbücher. Wir nahmen dieselben heraus

und versorgten sie anderswo, und es schien uns, dass von da an die Unruhe in dem Zimmer abnahm und schliesslich ganz aufhörte. Des ewigen Klopfens an unsere Schlafzimmertüre ebenfalls müde, kamen wir auf den Gedanken, einen Spruch über diese zu schreiben, wie dies in früherer Zeit Herr Pfarrer von Brunn zu gleichem Zwecke in der Kinderlehrstube getan, und daraufhin wurde auch diese Unruhe schwächer.

Auf dem Estrich allerdings ging der Lärm eine zeitlang umso fröhlicher fort. Die Magd meinte eines Morgens, der Herr Pfarrer sei heute früh aufgestanden; sie habe ihn um 5 Uhr die Estrichtreppe hinaufgehen hören. Als ich das bestritt, sagte sie, doch; sie sei ihrer Sache sicher. Herr Pfarrer habe etwas Schweres hinaufgetragen, das er mit grossem Plumps habe fallen lassen.

Auch bei heiterhellem Tage hörte man oft Männerschritte durchs Haus gehen, und eine meiner Mägde meinte, es sei doch unangenehm, wenn man jemand die Treppe herabkommen höre und es doch niemand sei.

So stand ich einmal nach dem Mittagessen vor der Küchentüre, im Begriff, in die Allee zu gehen, um meinem Mann etwas zu sagen, den ich dort wusste. Da höre ich die Türe seines (späteren) Studierzimmers auf und zu gehen und meinen Mann, wie ich glaubte, festen Schrittes durch den oberen Hausgang gehen und die Treppe hinunter kommen. Schnell gehe ich durch die Küche, um mit ihm zu reden. Unten an der Treppe angekommen — niemand! Kein Mensch war im Haus als die Magd in der Küche. Ich ging dann in die Allee, wo ich richtig meinen Mann fand. Bald nach diesem Erlebnis hatte ich mich eines Nachmittags hingelegt in einem Stübchen des ersten Stockes und war eingeschlafen. Auf einmal kam mein Mann herein und fragte, warum ich ihm nicht antworte, da er mich doch mehrmals gerufen habe. Ich sagte, dass ich nichts gehört und soeben erst aufgewacht sei. Mein Mann wollte mir erst nicht glauben, da er mich deutlich durch den Hausgang und die Treppe hinab habe gehen hören. Ich erzählte ihm dann, dass ich kürzlich ganz dasselbe gehört habe.

So erlebten wir vieles. Manches davon ist meinem Gedächtnis entschwunden. Auch viele unbedeutende Geräusche hörte man. So klopfte es öfters während des Nachmittags an die Türe des Kinderlehrzimmers. Oder die daran befestigte Opferbüchse wurde hin und her geschüttelt.

Wir bemerkten auch, dass wenn uns irgend etwas Wichtiges, Unangenehmes oder Angenehmes bevorstand, oder uns etwas lebhaft be-

wegte, sich wieder einige Unruhe bemerkbar machte. Sonst aber ist seit manchen Jahren gottlob fast ganz Ruhe eingekehrt.

Ich erkundigte mich einmal bei Frau Pfarrer von Brunn, ob sie nie Unruhe gehabt hätten, worauf sie mir sagte, dass sie sehr oft nachts Türen auf und zu gehen gehört habe, auch Schritte im Hausgang und auf der Treppe. Da sie aber herzleidend sei, habe sie die Geräusche immer ihrem Herzen zugeschrieben, so sehr, dass, als man in einer Nacht im Pfarrhaus einbrach, sie gar nichts Aussergewöhnliches vermutete, trotzdem sie dem ganzen Hergang zuhörte.

Aus der Zeit unseres zweiten Vorgängers, Pfarrer Staehelin, hörten wir nur, dass einer seiner Freunde nach einer im Pfarrhaus zugebrachten Nacht abreiste, mit dem Bemerkten, nie wieder in dem Hause übernachten zu wollen. Was er erfahren, behielt er für sich.

Ich betrachtete es immer als besondere Bewahrung, dass ich nie etwas sehen musste. Dagegen empfand ich öfters in den ersten Jahren meines Hierseins, wenn ich im Begriff war, die Treppe hinunter zu gehen, ein plötzliches haarsträubendes Entsetzen, begleitet von dem Wunsch, etwas Grausigem zu entfliehen, wobei ich immer in Versuchung war, mich die Treppe hinunter zu stürzen und aller Willenskraft bedurfte, um dieselbe ruhig hinunter zu gehen. Auch meine Mutter, die äusserst furchtlos war, empfand einige Male plötzlichen Schreck auf der Treppe mit der Empfindung, es stehe ihr etwas im Weg; sie könne nicht weiter. Sehr unangenehm war das Gefühl, sich etwas Unsichtbarem gegenüber zu befinden, wenn man z. B. jemanden hatte die Treppe hinunterkommen hören, schnell nachsah, und nur die Leere vor sich sah.

Anmerkung von Pfarrer X.: „Abgeschrieben den 1. Dezember 1911 aus einem Büchlein, in das ich es vor etwa 18 Jahren abgeschrieben hatte.“

1. Nachtrag: Herbst 1943 erhielt ich, diesmal durch freundliche Vermittlung von Pfarrer Senn-Bernoulli in Basel, nochmals das Originalmanuskript der Frau Pfarrer Sch., nunmehr im Besitz ihrer Tochter „Clärli“, um die Richtigkeit meiner Abschrift zu überprüfen. Von der Hand der jetzigen Inhaberin fand sich eine Anmerkung unten, die für die Zeitbestimmung wertvoll ist: „Aufzeichnungen meiner Mama, Frau

Pfarrer Th. Cl. Sch., erlebt in den Jahren 1886 bis ungefähr 1899. — Clara Sch.“

In einem beigegebenen Brief bemerkt Fräulein Sch., mit der ich dann in Verbindung treten konnte: „Alles stimmt überein mit dem, was mir meine Mama mündlich erzählt hat.“

2. Nachtrag: Kürzlich lernte ich noch einen Nachkommen jenes Pfarrers von Brunn kennen, der seinerzeit im Bubendorfer Pfarrhaus wohnte und dem wir den interessanten Bericht über den Schreiner Isenecker verdanken. Da es ein altes Basler Geschlecht ist, kannte die Familie von Brunn die Familie Sch., und mein Gewährsmann, Ingenieur Alb. von Brunn, kennt insbesondere jene Besitzerin „Clärli“ des Manuskripts, während seine Mutter befreundet war mit Frau Pfarrer Sch. So hörte er über die merkwürdigen Spukereignisse in Bubendorf durch seine Mutter, und zwar ganz übereinstimmend mit jenem Bericht. Speziell erinnert er sich an die Geschichte, wo das Kind auf dem Speicher eine „Erscheinung“ hatte, einen „Ma“ gewahrte, wo doch nur Gartenstühle zu sein schienen. Wir haben hier also ganz unabhängig eine erfreuliche Bestätigung des schriftlichen Berichtes der Pfarrersfrau Sch. an meinen alten Freund Pfarrer L. in Basel.

Der Fall Bubendorf beleuchtet seinerseits in charakteristischer Weise die ausserordentlichen Schwierigkeiten dieser durch stärkste Vorurteile belasteten Untersuchungen. Nicht nur dürfen die Hauptnamen nicht genannt werden, unmöglich sind auch Nachforschungen zur weiteren Klärung und Sicherstellung des Tatbestandes und Ermittlung evt. belangvoller Einzelheiten, denn: der derzeitige Pfarrer hat auf meinen eingeschriebenen Brief (mit Rückporto) nicht einmal geantwortet, ähnlich wie ein Kollege in einem anderen Fall. Ohne seine Mitwirkung ist aber für einen Ortsfremden dort nichts zu erreichen. Auch der Umweg über Pfarrer X. blieb erfolglos: „Neues ist nicht zu erreichen“, schrieb er mir am 22. Oktober 1937. „Der Bubendorfer Pfarrer, an den ich mich wandte, scheint allem Spuk ungläubig gegenüber zu stehen und behauptet, seit seinem Amtsantritt nichts bemerkt, gespürt, gehört oder gesehen zu haben.“ Aehnliches werden wir im Fall Wang erfahren. Pfarrer X. kennt als Zeugen auch nur noch die Kinder Sch., die jedoch sehr ungern über die Sache reden. Da es ihn ohnehin grosse Ueber-

windung gekostet hatte, überhaupt über den Fall zu berichten und mir das Manuskript anzuvertrauen, wagte ich nicht, das Thema wieder zu berühren.

Qualitativ würde dieser Fall daher viel tiefer stehen als die vorhergehenden, fiel nicht folgendes zu seinen Gunsten in die Waagschale: Frau Pfarrer Sch. hat ihren Bericht an Ort und Stelle, und zwar während die Erscheinungen auftraten, verfasst. Allerdings waren sie bereits schwach und selten. Ueber den Wert dieser Berichterstatterin kann auch kein Zweifel bestehen. Zudem hat Pfarrer X. auf meine Bitte hin noch eine der Töchter „eingehend“ gesprochen und dadurch verschiedenes über das Pfarrhaus usw. erfahren. Er stellte dabei fest, dass den Kirchenbüchern leider nichts zu entnehmen sei. Ausserdem liegt das Büchlein von Pfarrer von Brunn vor mit zwei unabhängigen Zeugnissen, das eine von ihm selbst, das andere von jenem Schreiner Isenecker in Bubendorf, dessen „Eröffnungen“ er niedergeschrieben hat. Diesen wenden wir uns nunmehr zu und ergänzen sie durch drei weitere Berichte, ausgewählt aus einer grossen Zahl ähnlicher meines Materials, zum Teil aus erster Hand, die den Fall Isenecker beleuchten. Sie stellen uns, in Verbindung mit dem Problem der Eidetik, vor eine sehr interessante und schwierige Frage, die sich bei Spuk immer wieder aufdrängt. Psychologisch ist sie jedenfalls von grösstem Interesse, wie man sich zum Spuk auch stellen mag.

Bericht von „Geistersehern“

4. Fall Isenecker

Um die „Eröffnungen“ des Schreiners Isenecker nicht von vornherein als Unsinn oder Aeusserungen eines Geisteskranken abzutun, muss man sich klar machen, dass ähnliche Berichte von „Geistersehern“ keineswegs selten sind, auch von Seiten solcher, die, wie Pfarrer Furrer von Seelisberg, in keiner Weise als geisteskrank oder sonstwie nicht vollwertig angesehen werden können. Sehr vielsagend ist auch, dass Isenecker ausdrücklich erklärt hat, seine „Gesichte“ oder Erfahrungen nur im Zustand der Gesundheit gehabt zu haben. Fühlte er sich krank, dann verlor sich diese Fähigkeit sofort, eine sehr bedeutsame Feststellung, bringt man sie in Zusammenhang mit anderen (s. II. Bd.). Manche Erfahrungen der Familie Joller, die keinesfalls als psychopathisch bezeichnet werden kann, gehören ebenfalls hierher.

Es handelt sich bei Isenecker um die Aussagen eines Todgeweihten seinem Seelsorger, Pfarrer von Brunn, gegenüber. Zeitlebens war dieser Sterbende ein „Geisterseher“. Doch nicht nur er allein war es, sondern ebenso auch Pfarrer von Brunn selbst. In ganz Basel war er dafür bekannt und verschrien! Sein Enkel erzählte es auch Pfarrer X. Für diesen hatte die Mutter von Frau Pfarrer Sch., Frau Pfarrer W., die er ebenfalls gut kannte, die betreffenden Aufzeichnungen von Pfarrer von Brunn in ein Büchlein abgeschrieben. Festzustellen ist dabei, dass dieser, 1766 geboren, durchaus kein Phantast war, sondern im Gegenteil eminent praktischen Sinnes, wie seine vielfache Tätigkeit in Bubendorf, Liestal und Basel bewies. Zudem war er mutig und verhielt sich klug in den politisch so wirren Zeiten. Er verbesserte auch die Armenhäuser, war Mitglied der Basler Mission und rege bemüht um die Ausgestaltung des christlichen Schulwesens, ferner, wie es heisst, ein geistesmächtiger Prediger usw.⁴

Ich lasse nun jenes Manuskript im Auszug folgen, stilistisch unverändert.

⁴ E. Zaeslin: Nikolaus von Brunn. Lebensgeschichte. E. Finkh-Verlag, Basel, 1906.

Eröffnungen des Geistersehers Heinrich Isenecker
von Bubendorf, gestorben 1832,

(seinem Seelsorger auf seinem Kranken- und Sterbebett mitgeteilt)

Isenecker, Schreiner, scheint in minderm Grad als Barbara Frey (welche mir in früherer Zeit bekannt war), aber doch gegen Andere gerechnet, eine ausgezeichnete Gabe, Geister zu sehen, zu besitzen. Er ist gegenwärtig krank und wird schwerlich mehr aufkommen, weshalb ich ihn fleissig besuche. Da ich wusste, dass er früher im Beisein von Männern, die es mir wieder erzählten, auf dem Weg, wenn er da und dorthin ging, von Geistern zu leiden hatte, sodass er zuweilen die Strasse verlassen und durch Dick und Dünn wandern musste, so fragte ich ihn einigemal über mancherlei und konnte aus seinen Reden eine Menge ähnlicher Umstände und Schilderungen vernehmen, wie sie z. T. in der „Seherin von Prevorst“ vorkommen und von Prälat Oettinger und neueren Geistersehern erzählt werden. Zum Teil wurden mir auch neue Blicke in die Geisterwelt eröffnet.

Schon von Jugend auf hatte er diese Gabe, aber immer nur bei gesundem Körperzustand; sobald er anfang zu kränkeln, wie vor 14 Jahren, wo er an einer Auszehrung litt, von welcher er aber geheilt wurde, so schien diese Gabe ganz verloren zu sein. Sobald ihn aber die Krankheit ganz verlassen hatte, waren seine Augen von neuem geöffnet und blieben es bis zum April 1831, wo sich die vorige Krankheit wieder einstellte, und mit derselben auch der Blick in die Geisterwelt verdunkelte. Er hatte nur noch zuweilen Empfindungen von ihrer Nähe durch Angst und Beklemmungen, aber er sah sie nicht. In dem gesunden Zustand, wo er die Geister sah, war auch in den dunkelsten Nächten, wenn andere weder Steg noch Weg sehen konnten, sein Gesichtskreis erhellt, dass er alle Gegenstände, nicht nur die Geisterwelt, sehr genau unterscheiden konnte, so dass er imstande war, Anderen den Weg zu weisen. Seinen Augen erschien alles wie bei der Dämmerung oder bei Mondscheinbeleuchtung, bisweilen noch heller. Es war aber nicht immer gleich; je gesunder er sich fühlte,

desto heller und leichter erschien ihm alles, auch in sonstiger dichter Finsternis.

In seiner Physiognomie fiel mir der gleiche Naturblick auf, der mir, als ich in Bubendorf als Kandidat die Barbara Frey besucht hatte, an derselben so eindrucklich geblieben ist.

Hinsichtlich des Pfarrhauses teilte er mir mit, dass er in demselben nie etwas gemerkt habe, wiewohl er in letzten Zeiten als Gemeindebeamter öfters dahin kam. — Vor einem Jahr, als ich im oberen Saale des Abends Gemeinde gehalten, wohin man von dem Kirchhof durch die Hintertüre eine kleine Treppe hinabgeführt wird, habe er, als er in das Haus hineingehen wollte, in dem schmalen Gängelein zwischen der äusseren und inneren Türe etwas verspürt, das bei ihm vorbeiging, aber nichts gesehen, weil sein Blick wegen Kränklichkeit damals schon dunkel geworden sei. Es ist der Ort, von welchem schon mehrere unserer Mägde früher behaupteten, ein Klopfen und Drücken der Falle vernommen zu haben. Hingegen im oberen Garten habe er einmal den Pfarrer St. (Stachelin?) gesehen, der auch von einigen, namentlich Johann Frey, daselbst gesehen worden war. So habe er, nämlich Isenecker — es mögen etwa 20 Jahre seitdem verflossen sein —, als er bei der Mühle vorbei das Dorf hinaufging, einen grossen schwarzen Mann in der Tracht eines katholischen Geistlichen erblickt, der vom Pfarrhaus her, in der jetzigen Allee hinter dem Hause, bis zu des Müllers Brunnstube, wo ehemals ein Gartenhaus gestanden, gegangen und von da wieder umgekehrt sei; er habe ihn erst deutlich bemerkt, als er schon bei 10 Schritte von der Laube des Pfarrhauses entfernt gewesen, ihn aber nicht auskennen mögen, weil er auch im Gesicht ganz schwarz ausgesehen habe. Das sei ihm aber besonders an seiner Kleidung aufgefallen, dass er ganz einem katholischen Geistlichen geglichen habe, dessen geschlossener Rock bis auf die Füsse ging.

Es sei ihm mehrmals geschehen, wenn er mit Freunden auf dem Weg nach Basel oder auf sonstigen Berufswegen gegangen sei, dass ihm Geister begegnet seien und ihm absichtlich den Weg versperrt hätten. Wenn er dann hinter einem seiner Freunde gestanden oder satt (dicht) hinter ihm gegangen sei, so habe er ungehindert den Weg fortsetzen können: wo ihm dieses aber nicht gelungen, so sei er genötigt gewesen, von dem Weg ganz abzugehen und habe auf ungebahnten Pfa-

den über Acker und Wiesen und durch den Bach die Heimat suchen müssen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist folgende, welche Isenecker im Jahre 1802 während seiner Lehrzeit in Sissach hatte. Bei der Wohnung seines Meisters ging beinahe täglich eine bejahrte Geistin gemeinlich des Abends vorbei. Anfänglich sah er sie in der gewöhnlichen Tracht der damaligen Zeit herumgehen. Auf der Brust oder besser gesagt in der Brust das flackernde Flämmchen; nach einiger Zeit wurde sie etwas heller; später sah er sie im Faltenrock, der jedoch schmutzig war und von einem schwarzen Gürtel zusammengehalten wurde. Von dieser Zeit an dauerte es aber nicht lange, so sah er sie ganz glänzend, und zwar zum letzten Mal. Auf Anfrage sagte er seinem Pfarrer (v. Br.), dass er aus Furcht, sich des Geistes Verfolgung zuzuziehen, nicht gewagt habe, sich näher nach dieser Person zu erkundigen.

Pfarrer von Brunn schliesst mit den Worten: „Obiges ist alles, was Isenecker seinem Seelsorger erzählte, was er aber meistens durch mehrmaliges Fragen veranlasst aussprach, weil er ständig besorgt, durch zu vieles Mitteilen den Hass der Geister, deren Welt und Dasein er verrate, auf sich zu ziehen.“ „Der Teufel kränkt und neckt die, welche ihm die Larve abreissen sollen oder wollen, wo er kann, und er kann viel ...“

Dieser Bericht des Sterbenden ist durchsetzt mit merkwürdigen Ausführungen über die verschiedenen Geister, die Isenecker zeitweise in grossen Scharen sah oder zu sehen vermeinte und die „ihn ängstigten und ihm zusetzten“. Hier einiges in Kürze:

Er unterschied dreierlei Geister: weisse mit langen Faltenröcken und Gürteln, graue Nebelgestalten und schwarze in gewöhnlicher Kleidung, wie auf Erden in den Jahren besonderer Sündigkeit. Erstere waren mit und ohne Kopfbedeckung, ein Mittelding zwischen einem rückwärts geworfenen Schleier und einer Haube. Mit der Zeit wurden diese Geister immer heller. Wenn ganz hell geworden, erschienen sie bald nicht mehr. Die grauen Geister mit wolkenähnlichem Leib seien die bösestigen und veränderten sich selten. Auf Leute, die sie nicht sahen, hätten sie keine Gewalt. In der Kirche sähe man viele Geister. Den Schwarzen dagegen sei es nicht gestattet hinzugehen. Sie füllen dann den Gottesacker. Das Sonderbare dabei sei, dass die grauen Geister der Kanzel den Rücken drehen, die weissen vorwärts schauen. Bei dem Leichenbegängnis eines christlichen Menschen sehe man den Sarg von weissen Geistern und glänzenden Engeln begleitet. Dagegen bei einem, der zur Klasse der unbegnaden Geister komme, gehe dieser hinter seinem eigenen Sarge her. Bei der ersten Klasse, die sogleich nach ihrem Absterben zur Ruhe gelangen, sei das nicht der Fall.

In Zeiten revolutionärer Gärung, wie 1798, oder bei stürmischer Witterung, seien die Geister aufgeregter und wirbelten oft wild durcheinander. Zu gewissen

Zeiten nähmen sie auffallend an Zahl ab, wie 1829 und 1830, als die Gemeinde unter dem Einfluss ihres Pfarrers frömmere geworden sei. Umgekehrt nähmen sie an Zahl ungemein zu in revolutionären Zeiten und seien dann viel ungebändiger. In der Karwoche, zumal am Karfreitag, seien die Geister ganz still bis Ostern, „während welchen Tagen er keinen Verstorbenen erblicke“. Gewisse Gebete seien wirksam, während andere von den Geistern unberücksichtigt blieben.

Manche Einzelheiten des merkwürdigen Berichtes sind speziell für uns aufschlussreich. Vor allem: nie hat Isenecker im Pfarrhaus Spuk bemerkt, obwohl er als Beamter oft hinkam, bis ein Jahr vor diesem Bericht, als er bemerkenswerterweise seine Hellsichtigkeit bereits verloren hatte. So überaus phantasie reich war er also offenbar nicht. Vor einem Jahr dagegen hatte er dort plötzlich, allerdings ohne zu sehen, „etwas verspürt, das bei ihm vorbeiging“ — ähnlich wie später häufig die Familie Sch., die es als so unangenehm empfunden hat. Diese auffallende Empfindung einer nicht sichtbaren Anwesenheit hatte er ausgerechnet an jenem Ort, dem Gängelein bei der Türe zum Friedhof, wo mehrere Mägde Pfarrer von Brunns Klopfen und Herabdrücken der Fallen bemerkt haben wollten. Diese Angaben sind eine unabhängige Bestätigung der Angaben über Spukerscheinungen während der Anwesenheit der Familie Sch. im Pfarrhaus. Der jetzige Pfarrer dagegen hat anscheinend nie etwas bemerkt. Das gleiche war aber auch der Fall beim Vorgänger Pfarrer von Brunns, Pfarrer Staehelin, wie dessen Tochter Pfarrer X. mitgeteilt hat. Das widerlegt natürlich in keiner Weise die Angaben der anderen Zeugen und könnte auf mehrfache Weise erklärt werden, wie sich in anderen Fällen zeigen wird. Zudem: ein Gast Pfarrer Staehelins reiste nach einer Nacht im Pfarrhaus plötzlich ab, mit der Bemerkung „nie wieder in dem Haus übernachten zu wollen“, ohne sich weiter darüber zu äussern. Also haben sie offenbar ihrerseits Spuk erlebt. Und über Spuk schweigt man!

Sehr bedeutsam ist, dass wenn Isenecker die Fähigkeit des Geistersehens hatte, er auch sonst noch hellsichtig, sagen wir hyperästhetisch war, so dass er in dunkelsten Nächten, wo andere nichts unterschieden, alle Gegenstände, nicht nur Geister, erkennen und Weg und Steg zeigen konnte. Seinen Augen sei dann alles wie im Dämmer oder im Mondenschein erschienen, manchmal noch heller: je gesunder, je heller, selbst in dichtester Finsternis. Sobald er jedoch zu kränkeln anfang, schien die Gabe verloren, „der Blick in die Geisterwelt“ also verdunkelt. Er hatte dann nur noch durch Angst und Beklemmung

die Empfindung ihrer Nähe, ohne sie zu sehen — ähnlich wie Frau Pfarrer Sch. und ihre Mutter.

Unverkennbar spielte die Phantasie bei diesem Geisterseher eine entscheidende Rolle, wobei Iseneckers Geisterwelt ganz auf biblischem Boden im Lichte des Protestantismus stand, bedingt durch eine kindlich fromme Mentalität und offenbar auch beeinflusst durch die „Gesichte“ der Seherin von Prevorst, ebenfalls eine Protestantin. Diese Tatsache ist besonders interessant im Hinblick auf die so andersartigen Erfahrungen der süddeutschen katholischen Prinzessin (s. u.). Dass vieles Phantasie war, dafür liefert Isenecker selbst den Beweis, so z. B. wenn er auf Befragen erzählte, dass sich in dieser Gegend viel mehr Geister aus früheren Jahrhunderten aufhielten als in anderen Ortschaften, und weniger aus neueren Zeiten. Die ersteren verhielten sich zu den letzteren wie $\frac{3}{4}$ zu $\frac{1}{4}$, und nicht wenige seien noch aus den Zeiten, wo die Einwohner Pumphosen getragen hätten! Den letzten Zweifel über diese Deutung beseitigt die Tatsache, dass er manchmal auch Lebende merkwürdig verändert sah, so z. B. die Barbara Frei, die er nicht persönlich, doch immerhin von Ansehen kannte. Sie erschien ihm, wie er Pfarrer von Brunn mitteilte, zu Lebzeiten nicht anderen Menschen gleich, sondern einem Geist, und zwar einem guten. „Des Nachts sei sie ihm, wenn sie ihm etwa begegnete, weiss vorgekommen, aber in Bauertracht, während die weissen Geister sonst mit einem langen weissen Kleide vom Kopf bis zu den Füßen angetan seien, das um den Leib mit einem Gürtel zusammengehalten werde.“

Ob auf diese Weise alles erklärt werden kann, oder ob ein echter Rest, irgend eine äussere objektive Ursache diesen Erfahrungen zu Grunde liegt, vor diese Frage werden uns die drei folgenden Fälle stellen, die, ganz ausserhalb irgend welcher religiösen Vorstellungen, sehr verschiedenen Ursprungs sind. Sie zwingen ebenfalls zu vorurteilsloser Prüfung.

5. Fall Gilieler des Pfarrers T. in Zürich

Mai 1937 erfuhr ich von einem Zürcher Verwandten, Pfarrer Goldschmid, dass ein Kollege, Pfarrer T., ihm eine merkwürdige Spukgeschichte aus der Familie erzählt habe. Ich könne telefonisch anfragen, wann ich ihn besuchen dürfe. Ich erhielt aber eine kräftige Abfuhr: „Was ich mit dem ‚dumme Züg‘ wolle? Ich solle das doch lassen. Für

so was habe er keine Zeit!“ usw. Ich liess nicht locker. Punkto Spuk soll man nicht empfindlich sein. Nach längerem Hin und Her erhielt ich schliesslich doch noch die Erlaubnis, Pfarrer T. aufzusuchen. Er gab mir dann einen ausführlichen Bericht, den ich sofort notierte, und nachher sogar einen eingehenden Brief über den Fall. Er folgt unverändert. Bestätigende Zeugnisse der Familie zu erbitten fand ich allerdings nicht mehr den Mut; denn auch diesem protestantischen Geistlichen war die ganze Materie äusserst zuwider und keines Blickes wert, obwohl er mir noch von einem andern ausserordentlichen Spukfall in Zürich erzählte. Er hatte um 1888 ganz in seiner Nähe tagelang die Umgebung in höchste Aufregung versetzt, die Zeitungen gefüllt und sogar die Polizei mobilisiert. Basler Herren, die ich später sprach, erinnerten sich ihrerseits daran. Verschiedentliche Versuche, sonst noch etwas zu erfahren, auch z. B. aus Polizeiakten, schlugen jedoch fehl. Hier war nichts zu ermitteln. In andern Fällen, wo die Zeugen auch noch lebten und die Behörden eingreifen mussten, war in den Akten ebenfalls nichts zu finden: Spuk ist tabu.

Brief von Pfarrer T.

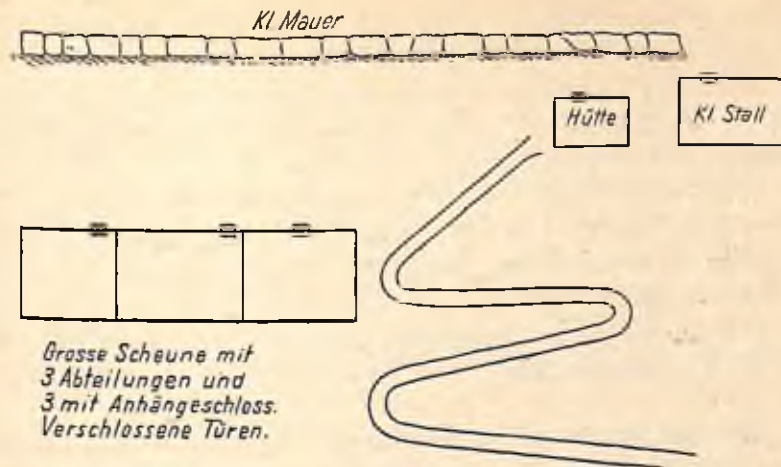
Pfarramt A. — T., Pfarrer

Zürich, 1937.

Sehr geehrte Frau!

Endlich komme ich dazu, die bewusste Geistergeschichte in extenso darzulegen:

An einem hellen Herbstnachmittag im Jahre 1897 ging mein Bruder mit seiner Frau auf die Alp Gilieila in einer Höhe von 1800 Meter, zur Gemeinde Seewis im Prättigau (Graubünden) gehörend. Es war gegen Mittag. Dort bewohnte die Familie des Schwiegervaters meines Bruders eine einsame Alphütte mit einem kleinen Stall. Ein Weg führte in die Höhe, von dem in etwa 50 Meter Entfernung nach rechts eine grosse, drei verschiedenen Parteien gehörende Scheune lag, in der von diesen Heu verwahrt wurde. Die drei Eingänge zu den Abteilungen waren mit drei verschiedenen Malerschlossern verriegelt (s. Plan p. 205). Während die Frau meines Bruders das Mittagessen zubereitete, stieg dieser in die Höhe. Als er ungefähr der Scheune gegenüber angelangt war, sah er plötzlich einen Mann von dem Mäuerchen her in grosser Eile auf die Scheune zurennen und dort durch eine der verschlossenen Türen



verschwinden, und zwar durch die letzte. Er hatte ein schmales Gesicht. Sofort hatte mein Bruder das Gefühl, dass es sich hier um etwas Ausserordentliches handle und sprang auf die Türe der Scheune zu, durch welche er den Mann hatte verschwinden sehen. Er konnte sich aber nur davon überzeugen, dass sie fest verriegelt war. Doch auch ohne diese Tatsache schien ihm keine andere Möglichkeit der Erklärung dieser Erscheinung, als dass es sich um einen Geist handeln müsse.

Unterdessen war seine Frau zu ihm hinaufgekommen, und als mein Bruder ihr in grosser Erregung das Erlebnis erzählte, erklärte sie, dass sie die Erscheinung schon vorher gesehen habe: der Mann sei lange am Mäuerchen gestanden. Sie habe ihm aber nichts davon sagen wollen, weil sie gedacht habe, es handle sich um die, in der ganzen Gegend allgemein bekannte „Gilieiler“-Erscheinung, kurzweg der „Gilieiler“, wie ihn die Dorfbewohner aus den Erzählungen der dort oben heuenden Bergleute kannten. Diese brachten die Erscheinung in Verbindung mit einem früheren Besitzer, der furchtbar geizig gewesen sein soll.

Als mein Bruder abends seinem Schwiegervater, dem Regierungsrat W. in Seewis, das Erlebnis mitteilte, lachte dieser und fragte, ob er auch so abergläubisch sei dies zu glauben? Als mein Bruder darauf beharrte, frug er ihn, wie denn der Geist ausgesehen habe? Als er ihn darauf beschrieb, wurde der Schwiegervater immerhin ernst, machte dann eine Skizze der Scheune mit den drei Eingängen und fragte, in

welcher der drei Türen der sogenannte Geist verschwunden sei? Als ihm mein Bruder die letzte bezeichnete, war er ganz erstaunt und wurde still. Er bemerkte nur, dass es genau jene Türe sei, von der auch seine Knechte, die dort auf dem Berg heuten, das Verschwinden der Erscheinung berichtet hätten.

Ich bin später selbst einmal an einem Sonntag den gleichen Weg gegangen und habe den ganzen Tag in dieser völlig einsamen Gegend verbracht, in der Hoffnung, dem Geist vielleicht auch zu begegnen. Doch er hat sich nicht gezeigt.

Dies ist die genaue Wiedergabe des Erlebnisses meines Bruders.
Mit herzlichen Grüßen
T., Pfarrer.

Das sehr Bemerkenswerte hier ist die Uebereinstimmung der genauen Angaben des Bruders von T. mit jenen der Heuer und Knechte.

6. Fall Karl Peters

Karl Peters, der bahnbrechende Kolonialpolitiker und lange bekannte Begründer von Deutsch-Ostafrika, ein Mann von Wirklichkeitsinn, Tatkraft und seltener Energie, berichtet in seinen „Erinnerungen und Betrachtungen“¹⁾ (p. 22/26) folgendes merkwürdiges Erlebnis, das sich auf seinen Onkel Karl Engels in London bezieht, eines Schwagers des alten Chamberlain durch seine verstorbene Frau, einer geborenen Paget. Dieser Onkel war ein bekannter Komponist, bekannt auch als ausübender Künstler und durch eine der grössten Sammlungen von Musikinstrumenten in England, die er dann dem Kensington-Museum vermachte. Der junge Peters wohnte eine zeitlang bei ihm und verdankte ihm sehr viel. Durch diese Verbindung standen ihm alle Türen offen. Er hätte sogar Vizekönig von Indien werden können, wie mir Prof. Wilhelm Weigand in München mitteilte, der Peters gut gekannt hat. Doch dessen Pläne gingen nach einer ganz anderen Richtung.

Anfangs November 1882 erhängte sich dieser Onkel, damals bereits über 60, infolge einer fatalen Verlobungsgeschichte. Das Unglück geschah an einem Freitag. Sonntag wurde Peters, damals in Berlin mit der Herausgabe seiner Arbeit „Willenskraft und Weltwillen“ beschäftigt, die Herbst 1882 erschien, von der Braut des Verstorbenen telegraphisch

¹⁾ C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin, 1906.

herbeigerufen. Montag früh 8 Uhr landete er in London und hatte nun die traurige Aufgabe, als Testamentsvollstrecker — sein Onkel hatte ihn zum Generalerben ernannt — alles zu ordnen. Selbstmord hat bekanntlich in England eine gerichtliche Untersuchung zur Folge.

Im Hause allein geblieben, denn die Dienerschaft hatte es gleich nach dem traurigen Akt verlassen, hatte er sein Lager im Salon des Verstorbenen, an dem er ausserordentlich hing, inmitten der Sammlung von Instrumenten aufgeschlagen. „Ueber mir ruhte die Leiche auf meinem früheren Bett“, schreibt Karl Peters. „Dichter Nebel schnitt uns von der übrigen Welt ab. Im Kamin brannte ein helles Feuer. Ein kaltes Soupé war für mich auf einem Seitentisch aufgestellt. Ich schrieb bis 10 Uhr Briefe und legte mich dann nieder, nach zwei durchwachten Nächten. Schlaf! Schlaf! Aber ich konnte nicht schlafen. Die Flamme des Kaminfeuers spielte entlang den Wänden, bald diese, bald jene Fratze hervorzaubernd. Um Mitternacht hörte ich über mir Geräusche. Ich nahm ganz deutlich wahr, wie jemand sich auf meinem Bett bewegte, dann sich erhob. Ein Schritt, wie auf Fusssohlen, ging über den Fussboden meines früheren Schlafzimmers. Dann öffnete sich oben die Türe und jemand kam die Treppe hinunter auf die Türe des Salons zu, in welchem ich lag. Ich erhob mich im Bett und ergriff die Feuerzange neben mir. Mein Haar muss emporgestiegen sein. Dann tappte eine Hand von aussen über die Tür zu meinem Zimmer, bis zum Griff; dieser drehte sich und die Tür ging auf. In derselben stand mein Onkel mit einer Kerze in der Hand, im Schlafrock, in welchem ich ihn am Morgen auf seinem Lager gesehen hatte; ich nahm sogar den roten Streifen um sein Genick wahr, der mich am Morgen entsetzt hatte. Ich war aufgerichtet im Bett voll Grauen; er stand 15—20 Sekunden in der Tür, lächelnd. Dann schloss sich die Tür, ich hörte den Schritt die Treppe zurückschlürfen. Die Tür oben öffnete sich und schloss sich; der Körper streckte sich wieder auf dem Lager über mir aus und alles war still.

Es schien mir am Morgen, dass die Leiche anders liege, als den Tag zuvor. Ich nahm also an, dass Onkel Karl scheinot gelegen und noch einmal in seine Studierstube heruntergekommen sei. Ich liess darauf hin eine genaue ärztliche Untersuchung vornehmen. Aber das Inquest, welches am Dienstagabend in unserem Dining Room stattfand, konstatierte den Tod und erklärte, Karl Engels habe Hand an sich gelegt, „while temporarily insane“. Ich habe ihn darauf am Donnerstag in Kensal Green beerdigen lassen.

„... Ich konnte in dem Haus nicht schlafen. Immer war mir, als stehe jemand hinter mir. Dienstag nachts nach dem Inquest kein Auge geschlossen. Mittwoch abends dinierte ich bei meinem Vetter H. R.; als ich gegen 11 Uhr zu unserem Hause zurückkam, schien es mir, als ob mein Onkel schon an meinem Fenster stand und mir winke. Ich ging vorbei und schlief die Nacht in einem Hotel nahebei.“ Die folgenden Nächte konnte Peters daheim auch nicht schlafen und nahm daher am Sonntagmorgen anderswo Logis und übergab das Haus einer alten, tauben und halbblinden Aufwartefrau.

„Das ist die einzige und wirkliche ‚Gespenstererscheinung‘, welche ich in meinem Leben gehabt habe“, fügt Peters hinzu. „Die Erklärung überlasse ich der ‚Psychical-Research-Company‘. Die Tatsache steht fest. Aber ich erinnere an Schopenhauers Bemerkung, dass wir bei Gespenstererscheinungen ja natürlich nichts äusserlich durch die Sinne wahrnehmen: nicht durch Retina und Tympanon. Die Wirkung soll von Innen vor sich gehen. Mehr materialistische Beurteiler des Vorganges meinen, dass es sich dabei einfach um eine Halluzination des sogenannten Traumwachens gehandelt habe. Ich selbst glaubte in der Nacht vom Montag zum Dienstag und auch weiterhin sicher, dass ich nicht den Geist, sondern den Körper meines Onkels gesehen habe.“

K. Peters Witwe in Iserlohn bestätigte Bruno Grabinski gegenüber, nach Lesen seines Buches: „Spuk und Geistererscheinungen oder was sonst?“¹⁰, das den Bericht ausführlich (p. 294/299) bringt, dass ihr Mann „tatsächlich überzeugt gewesen sei, den verstorbenen Onkel als Geist gesehen zu haben. Eine Täuschung habe er für ausgeschlossen gehalten.“ Prof. Weigand sagte mir das gleiche: „Peters war darin ganz positiv.“ Diese Ueberzeugung war so stark, dass er annahm, sein Onkel sei nur scheinot gewesen und noch einmal in seine Studierstube heruntergekommen. Deshalb liess er, wie er schreibt, „eine genaue ärztliche Untersuchung vornehmen. Aber das Inquest am Dienstagabend in unserem Dining Room konstatierte den Tod und erklärte, Karl Engels habe Hand an sich gelegt“.

7. Fall des Dentisten Gl. in München

In Verbindung mit dem Fall K. Peters machte mich Prof. Weigand Januar 1938 darauf aufmerksam, dass sein Zahnarzt ein ähnliches Er-

¹⁰ 3. verm. u. verb. Auflage, P. Borgmeyer, Hildesheim, 1930.

lebnis hatte. Er versprach, mich mit ihm in Verbindung zu setzen; denn einfach hingehen könne ich keinsfalls. Er spreche sehr ungern darüber. Namen dürften auch nicht genannt werden. Nach telephonischer Verständigung besuchte ich ihn am 21. und schrieb nachher, wie immer, sofort die Unterredung nach den gleichzeitig aufgenommenen Notizen auf. Ich lasse sie, wenig gekürzt, als Beispiel derartiger Verhöre und der merkwürdigen „Zufälle“ folgen, die diese Arbeit immer wieder in oft fast unheimlicher Weise begünstigt haben.

Bei Begrüssung die übliche misstrauisch beobachtende Haltung. Um das Eis zu brechen, begann ich mit der Mitteilung, ich käme wegen der „verrückten Sache“, die mir Prof. Weigand erzählt habe. „Allerdings verrückt“, bemerkte zustimmend Herr Gl. Ich interessierte mich für den Fall, weil ich bereits mehrere derartige Berichte aus besten Quellen besässe, darunter von einem Mann wie K. Peters, sicher keinem Phantasten. Damit war das Interesse geweckt, und Herr Gl. wollte wissen, was ich von anderen erfahren habe. Das führte zu der Mitteilung, ich besässe auch ein schönes Material, das Prof. Ludwig in Freising systematisch gesammelt habe, nachdem er selbst lange Jahre in einem Spukhaus hätte wohnen müssen. Lebhaft interessiert frug Herr Gl., ob das vielleicht in Gossmansdorf gewesen sei? Ich bejahte. Darob grosses Staunen, denn er selbst stammte von dort und kannte Prof. Ludwig daher gut. Sein Vater besass dort ein Bauerngut und war zweiter Bürgermeister, sein Grossvater zweimal erster Bürgermeister gewesen. Er hatte auch bei Prof. Ludwig in Latein und Französisch Unterricht gehabt, da es nur eine Volksschule gab, und war sogar sein Ministrant und begleitete ihn daher auf Versehgängen. Von Spuk hatte er jedoch niemals gehört. Nach einer Weile erinnerte er sich allerdings plötzlich, dass ihre Magd einmal die Pfarrmagd — sie hiess Marie (stimmte, s. u.) — besuchte und sie dabei vom Spuk dort erzählt habe.

Das war der gegebene Moment, um nach seiner eigenen Geistergeschichte zu fragen. Herr Gl. leitete sie mit der Erklärung — oder Entschuldigung — ein, er habe an Spuk niemals geglaubt, würde auch nie daran glauben, wenn er so was nicht selbst erlebt hätte, und zwar dreimal. Er sei Materialist und ganz ungläubig in solchen Sachen und bereits damals in Fragen über Suggestion, Autosuggestion, Halluzination und dergleichen durch Unterhaltungen der älteren Geschwister, namentlich eines sieben Jahre älteren Bruders, orientiert gewesen. An die betreffende „Erscheinung“ habe er daher erst geglaubt, als er sie wieder-

holt, zusammen mit vielen anderen, aus nächster Nähe gesehen habe. Niemals sonst sei ihm derartiges begegnet, weder auf den Schlachtfeldern, unter Sterbenden und Toten, noch in Lazaretten, in denen er beruflich tätig war, noch in langen Nächten inmitten einsamer Wälder auf der Jagd. Er habe sich auch nie vor Spuk gefürchtet, so auch nicht, als sein Vater 1897 von Gossmansdorf weggezogen sei und am Bodensee das alte Schloss Schlosshofen gekauft und mit der Familie bewohnt habe, obwohl es in gewissen Teilen mit dicken Mauern, Gängen und Türmen recht unheimlich gewesen sei. Oft habe er ganz allein in einem Turm, der als Archiv diente, nach Briefmarken gesucht, ohne sich jemals zu fürchten oder etwas zu sehen. Das ganz Unverständliche sei ihm: warum gerade er, und damals, und sonst nie und nirgends so etwas erleben musste?

Es war 1896 im April oder Mai, ein Jahr vor der Uebersiedlung. Er war damals ungefähr 13 Jahre alt. „Unser 10—12 Buben gingen aus der Schule heim an einem hellen Nachmittag. Da kam die 10—12-jährige Schwester eines Kameraden dahergesprungen und schrie schon von weitem, wir sollten gleich kommen, der Nachbar stehe am Fenster und schaue hinaus.“ Dieser Nachbar, mit Namen Melchior, war ein junger Bauer, der zusammen mit seiner Frau, dem kleinen Kind und den Schwiegereltern dort wohnte. Vor drei Tagen war er beerdigt worden. Nach langem Krankenlager war er endlich an Schwindsucht gestorben. Gl. war beim Versehen und als Ministrant auch an der Beerdigung. „Wir schrien, sie ‚spinne‘. Doch sie kam herbei und blieb, trotz allem Widerspruch, bei ihrer Behauptung und drängte, gleich hinzukommen und selbst zu sehen. Endlich gingen wir alle hin und, wahrhaftig: am Fenster stand der Bauer und sah zu uns hinaus. Es war ein einstöckiges Haus, die Fenster klein und niedrig, wie in Bauernhäusern, und wir standen dicht davor in einer Entfernung von 1—2 Meter — wie wenn man mit jemandem spricht. Das Fenster war geschlossen. Der Bauer blickte uns ruhig mit offenen Augen an. Wir wussten aber sofort, dass es kein Mensch war, denn er war wie halb durchsichtig, ganz anders als der Tote, der auch nach seinem langen Krankenlager wachsbleich und furchtbar eingefallen ausgesehen hatte — und doch wars der Tote —

Immer mehr Menschen sammelten sich vor dem Fenster, Kinder und Erwachsene, auch zufällig Vorübergehende, und alle sahen den Bauern dort stehen. Endlich lief ich nach Hause und sagte es der Mutter. Die wollte es nicht glauben und erklärte, ich ‚spinne‘. Das sei ja

unmöglich! Schliesslich kamen mir selber Zweifel und ich lief nochmals hin, um zu sehen. Richtig: wie vorher stand der Bauer da und schaute uns ruhig, unbeweglich an! Ich kehrte zur Mutter zurück. Doch sie wollte es immer noch nicht glauben. Da ging ich ein drittes Mal hin und stellte mich ganz dicht vor das Fenster. Immer kamen noch andere Leute. Die Familie allerdings war nicht zu sehen, und man hat dann auch nichts von ihr erfahren. Vielleicht hielt sie sich im rückwärtigen Teil des Hauses auf und war apathisch nach diesem Tod, oder auch fortgegangen. Lange sah ich den Bauern an. Schliesslich sagte ich zu ihm hinauf: „Das ist doch unmöglich!“ Da nickte er ganz langsam mehrmals mit dem Kopf. „Herr Gl. machte es nach. Ich lief gleich wieder zur Mutter und sagte es ihr. Dreimal habe ich ihn also aus nächster Nähe gesehen und immer gleich“, betonte Herr Gl.

Auf meine Frage, was die Dorfleute dazu gesagt hätten, erklärte Gl. „man hat nicht mehr davon gesprochen. Prof. Ludwig habe ich es ebenfalls nicht gesagt. Er hat mich ja auch nicht gefragt. Erst in späteren Jahren, als ich bereits studierte, erzählte ich es einmal einigen Studenten. Da meinten sie, ich gehöre in eine psychiatrische Klinik! Neuerdings erzählte ich es Prof. Weigand, weil ich wusste, dass er sich für derartiges interessiert.“ Damit schloss der Bericht.

Beim Abschied wurde mir eingeschärft, seinen Namen keinesfalls zu nennen. Auf meine Einwände kam die bezeichnende Bemerkung: „Aber ich bitte Sie! Ich bin doch Geschäftsmann. Dann denken ja die Leute, ich ‚spinne‘!“

Mit der Frage: was sagt Prof. Ludwig zu dieser merkwürdigen Geschichte, ging ich nach Hause, arbeitete meine Notizen aus und schickte ihm eine Abschrift. Antwort: niemals davon gehört! Gleich werde er Gl. darüber befragen. Das Staunen war nun an mir. Es war tatsächlich wie Gl. gesagt hatte: „Man sprach nicht mehr davon!“ Das ganze kleine Dorf, das bei der Einförmigkeit seines Daseins sicher jede Kleinigkeit wochenlang beschwatzte, schwieg vollkommen diesem „Unmöglichen“ gegenüber — schwieg sogar — oder gerade? — seinem Seelsorger gegenüber! Wir werden sehen, dass auch die Geistlichen unter sich zu schweigen wissen —.

Prof. Ludwigs Besprechung mit Gl. fand in Freising statt. Auf sein Drängen versprach dieser zu versuchen, Zeugen ausfindig zu machen. Nach längerer Zeit kam der Bescheid: vergebens! Alle, an die er sich erinnern konnte, verstorben oder im Weltkrieg gefallen. Bemühungen

des Pfarrers von Gossmansdorf waren ebenfalls vergeblich. Ludwigs einstiges Dienstmädchen konnte Zeugen auch nicht ermitteln. „Das ist doch sehr auffallend“, bemerkte dazu Prof. Ludwig. „Der Bericht beruht also auf der Aussage eines einzigen Zeugen!“ Daher traute er der Sache nicht. Immerhin ist festzustellen, dass der Bericht sich in seinem Kern in nichts unterscheidet von zahllosen ähnlichen mit zahlreichen Zeugen.

IV. KAPITEL

Fall des Pfarrhauses Wang in Oberbayern (kath.)

Ein altes Pfarrhaus, diesmal ein katholisches und in Bayern, steht hier im Mittelpunkt.

Auf einer Hochebene des Inn, zwischen Wald und Wiesen, befand sich einst ein Dorf. Die Bewohner starben an der Pest. Das Dorf verfiel. Heute bezeichnet die Stelle nur noch das einsame, sehr alte Pfarrhaus nebst zwei Bauernhäusern und einem Stadel (Heuschober). Dieser Stadel hat ihnen den Namen gegeben. Das zugehörige Dorf liegt eine halbe Stunde entfernt, und zwei weitere Stunden entfernt, durch Wald und Wiesen in Richtung auf das alte malerische Wasserburg am Inn, das Städtchen Gars mit grossem Kloster. Diesem Augustiner-Chorherrenstift war damals der Pfarrhof Wang inkorporiert und diente den Chorherren als Sommerfrische und Erholungsort. Daher die eigene Kapelle mit schöner Stuckdecke.

Dieses altersgraue Pfarrhaus, ein festgefügtter Granitbau, steht auf Schottergrund von 200 Meter Tiefe, der sich bis unter den Inn erstreckt. Seine über meterdicken Mauern und das Kreuzgewölbe im Erdgeschoss verraten sein Alter. In der ganzen Gegend ist es als Spukhaus verrufen. „Doch die Leute reden nicht gerne davon“ und die Bauern vermeiden es, nachts dort vorbei zu gehen. Das erfuhr ich Sommer 1936 von Pfarrer Stemmer in Unterhaching bei München, als ich ihm, durch Vermittlung des Generaldirektors der Stadtbibliothek München, Hans Held, besuchte, um physikalischen Experimenten beizuwohnen, die mich speziell in Verbindung mit dem Problem des sogenannten animalen Magnetismus (s. O. Nachtrag) ausserordentlich interessierten, weil sie, wie ich glaubte, berufen sein könnten, Licht auch auf das Problem Spuk zu werfen. Die Rede kam dabei auf die Spukhäuser und die Möglichkeit, sie physikalisch zu untersuchen, um vielleicht von dieser Seite aus Einblick in die Ursachen der merkwürdigen Erscheinungen zu gewinnen — so weit es sich nicht lediglich um Täuschungen handeln sollte. Pfarrer Stemmer nannte bei der Gelegenheit verschiedene Spukhäuser

der Umgebung, die eine Untersuchung lohnen könnten, in erster Linie das Pfarrhaus Wang. Prof. Ludwig, den ich damals nur dem Namen nach aus der Literatur kannte, habe es bereits untersucht. Er riet dringend, ihn aufzusuchen, um näheres zu erfahren, und zwar namentlich über eine merkwürdige Akte: „Visio Videntis“ von fünf früheren Chorherren über die betreffenden Erscheinungen. Der eine von diesen habe lateinisch geschrieben. Wo sich die Akte zur Zeit befinde, wusste Pfarrer Stemmer allerdings nicht.

Am 4. November 1936 besuchte ich Prof. Ludwig in Freising. Zahlreiche Besuche und ein reger Briefwechsel folgten, wobei die verschiedenen Erscheinungen immer wieder besprochen und nach allen Seiten diskutiert wurden, da er sich bereits jahrzehntelang intensiv mit ihnen befasst und auch zahlreiche Fälle und Abhandlungen über den Spuk und den „Okkultismus“ namentlich in den „Psychischen Studien“ — nach herige „Zeitschrift für Parapsychologie“ — veröffentlicht hatte. Eine befriedigende Erklärung für sie zu finden, wollte ihm allerdings nicht gelingen. Als ich ihn einmal darnach fragte, schüttelte er den Kopf, sah nachdenklich zu Boden und schwieg. Den Offenbarungsspiritismus lehnte er mit sarkastischen Bemerkungen rundweg ab. Schliesslich übergab er mir sein ganzes, in jahrelanger Arbeit gesammeltes Material mit zahlreichen Briefen, Karten, Notizen und anderen Schriftstücken, mit der dringenden Aufforderung, die Bearbeitung zu übernehmen, da er selbst, wie gesagt (p. 22), dazu die Kraft nicht mehr habe.

Der Fall Wang war bereits Januar 1910 von Prof. Ludwig in den „Psychischen Studien“ (p. 31/38) veröffentlicht worden, und zwar unter dem von ihm häufig verwendeten Pseudonym: „Clericus“. Verschwiegen wurden jedoch alle Namen. Er war auf ihn durch einen seiner Kandidaten aufmerksam gemacht worden. Einige Vorkommnisse waren so auffallend, dass er beschloss, der Sache nachzugehen. Wir lassen ihn selbst berichten, mit unwesentlichen Kürzungen und einigen Ergänzungen, so vor allem der Namen und Jahreszahlen. Der eine Name allerdings wird auch von mir verschwiegen, obwohl kein Verbot vorliegt, hingegen Dankbarkeit für sehr widerstrebend erteilte Auskünfte. Dann folgen meine ergänzenden Untersuchungen.

Ein oberpfälzisches Pfarrhaus als Spukhaus
von Dr. Joh. Clericus

I

... Zunächst befragte ich einen mir bekannten hochgebildeten Geistlichen, der etwa sieben Stunden von Wang wohnte, ob er etwas von dem Spuk wisse. Er bejahte. Er hatte davon gehört durch einen Koperator (Kaplan), der seinerseits die Mitteilung aus dem Mund des früheren Pfarrers W. L. (der eine Name, den ich verschweige) zu Wang hatte. Darnach vernehme man im Pfarrhaus oft tappende, schlürfende Schritte im oberen und unteren Korridor; Türen würden heftig zugeschlagen, obwohl die Fenster geschlossen und kein Luftzug vorhanden sei etc. Als besonders charakteristisch wurde die Tatsache angeführt, dass sich Pfarrer L., der nunmehr in Baumburg an der Traun eine Pfarrstelle innehat, wiederholt ein schwarzer Schatten gezeigt habe, der ihn auf Sterbefälle in der Gemeinde aufmerksam machte. So habe dieser Geistliche eines Tages die Mahnung des „Geistes“ erhalten, sich ungesäumt mit den Sterbesakramenten auf den, nach der Königswarter Brücke über den Inn führenden Weg zu machen. Er hatte erst wenige Kilometer zurückgelegt, als ihm ein Arbeiter entgegenkam, der ihn bat, seinem soeben von einem schweren Unfall betroffenen Kameraden geistlichen Beistand zu leisten. Der Arbeiter sei nicht wenig erstaunt gewesen, den Geistlichen bereits mit allem Nötigen auf dem Weg zur Unfallstelle zu finden. Auch der verstorbene Münchner Erzbischof von Thoma habe von diesen Vorfällen zu Wang Kenntnis gehabt und die Erlaubnis zur Vornahme des Exorzismus gegeben, der jedoch ohne Erfolg blieb. Desgleichen habe auch der heuer verstorbene Erzbischof von Stein die Sache gekannt, und auf eine sogenannte natürliche Erklärung verzichtet.

Ich wandte mich nun direkt an Pfarrer L. und bat um Aufschluss. Leider gehört aber dieser geistliche Herr zu jenen Leuten, die für ihren Beruf fürchten (er ist auch Distriktsschulinspektor), wenn sie in den Verdacht des Geisterglaubens kommen. Seine Antwort vom 26. Juli 1909 lautete ausweichend. Es sei so schwer, die Erlebnisse in Wang niederzuschreiben, weil Wahrheit und Spiel der Phantasie nicht immer leicht auseinander gehalten werden könnten; er würde lieber mündlich „die so heikle Angelegenheit“ mit mir besprechen. Im übrigen verweise er mich auf eine Akte in der Pfarreirepositur Wang im historischen

Fach, wo seine Vorgänger ihre Erlebnisse aufgezeichnet haben. Ich erklärte mich dann bereit, ihn persönlich aufzusuchen, erhielt jedoch keine Antwort mehr.

Unterdessen hatte ich mich aber auch brieflich an den jetzigen Pfarrer Buchner von Wang gewandt, der mir unter dem 13. Juli 1909 folgendes schrieb: Ob in meinem Pfarrhofe ausserordentliche Dinge geschehen? Ich weiss nur zwei:

1. Es war abends, etwa halb elf Uhr, als ich mich anschickte, zu Bette zu gehen. Meiner Gewohnheit gemäss begab ich mich zur Küche, um nachzusehen, ob die Türe richtig geschlossen sei, da ich nicht will, dass der Hund in dieselbe gelangen könnte. Ich fand sie vollständig geschlossen. Kaum hatte ich mich zur ersten Treppenstufe begeben, so schlug die Türe mit grossem Geräusch zu. Ich kehrte erstaunt, aber völlig ruhig zurück, um zu sehen, ob etwa das Küchenfenster offen wäre, an Zugluft denkend. Dass ich unlogisch handle, (weil er ja selbst soeben die Türe geschlossen hatte; Ludw.) fiel mir damals nicht auf. Das Fenster war geschlossen. Ich nahm die Türklinke zur Hand und drückte sie zu. Kaum war ich aber wieder an der Stiege, so schlug die Tür abermals mit grösster Vehemenz zu, so dass der Hund auffuhr und zu bellen begann. Ich kehrte abermals um, konnte aber nichts wahrnehmen.

2. Ein andermal schlug das Gangfenster abends so heftig zu, dass es den Anschein hatte, als liege es in tausend Trümmern auf dem Boden. Als ich sogleich nachsah, fand ich das Fenster ganz und richtig geschlossen. Da ich beide Male wach, noch nicht zu Bette war, kann die Sache auf Täuschung nicht zurückgeführt werden. Ich selbst bin eine ruhige Natur (dies kann ich vollauf bestätigen; Ludw.), nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen und in diesen Sachen sehr hartgläubig. Kapuzinerpater Jordan, der zur Aushilfe in der Pfarrei war, wurde während der Nacht wach. Da sah er eine schwarz gekleidete Person durch sein Zimmer gehen, eine Kommode öffnen und einige Zeit darin suchen. Dann verliess sie das Zimmer wieder. Er meinte, es sei eine Person vom Pfarrhaus und beschwerte sich anderntags. Allein niemand hatte sein Zimmer betreten.

Das hatte sich unter meinem Vorgänger L. ereignet, wurde mir aber vom Pater Jordan selbst erzählt mit der Beteuerung, nie mehr in diesem Pfarrhofe übernachten zu wollen. Ich benedizierte das ganze Haus, und es ist seit dieser Zeit, vier Jahre, nichts Aussergewöhnliches



Pfarrhaus Wang



Treppenhaus

mehr vorgefallen. Dass heuer während der Fastnachtstage (ich habe in diesen Tagen das vierzigstündige Gebet) Pater Kirmaier von Gars einigemal Hilferufe hörte und in der zweiten Nacht durch lautes Pochen, das längere Zeit andauerte, erschreckt wurde, führe ich auf irgendwelche Sinnestäuschung zurück. Pater Kirmaier war zuvor in Amerika und wusste von den Vorgängen im Pfarrhof nichts. Früher muss es wohl ziemlich arg gewesen sein, da ein Pfarrer ausgezogen ist und bei Nachbarn übernachtete. Mein Vorgänger, Pfarrer L., hat mir gesagt, dass es während seines neunjährigen Hierseins fünf Jahre lang ausgesetzt hätte, dann aber umso heftiger wieder angegangen sei.

Auf Einladung von Pfarrer Buchner fuhr ich anfangs August 1909 nach Wang. Ich lernte in ihm eine sehr nüchterne Natur kennen, und erfuhr nun, dass er selbst längere Zeit jede Nacht um 12 Uhr durch ein sehr lautes, starkes Pochen, das zuweilen fast eine Stunde andauerte, geweckt wurde. Einmal suchte er in dem betreffenden Zimmer bis Mitternacht aufzubleiben, schlief aber schliesslich doch über der Lektüre ein und wurde richtig um 12 Uhr geweckt. Er hatte schon im Sinne, sein Schlafzimmer zu verlegen, als das Klopfen aufhörte. Natürlich suchte ich vor allem in der Repositur nach jenem Aktenstück, konnte es aber leider nicht finden. Ich vernahm, dass vor Aufzug des jetzigen Pfarrers der Pfarrverweser die ganze Repositur anders geordnet habe. Sollte sich der betreffende Faszikel noch finden, werde ich von seinem Inhalt Mitteilung machen.

II (einige Wochen später)

Es ist mir gelungen, Pfarrer und Distriktschulinspektor L. und dessen Schwester in Baumburg selbst über ihre Erlebnisse in Wang zu sprechen. Bevor dieser die neue Pfarrei antrat, als er sich um sie bewarb, war er sowohl vom Generalvikar in München, wie von befreundeten Konfratres darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Vorgänger im Amt durch mystische Vorkommnisse stark beunruhigt worden seien. Aber Pfarrer L., ein unerschrockener, in der Vollkraft der Jahre stehender Mann, kümmerte sich nicht um diese Warnung. Es fiel ihm nach seinem Einzug freilich ein Klopfen auf, das öfters im Schlafzimmer gehört wurde, aber er suchte die Ursache zu eruieren und fand auch schliesslich, dass das Geräusch von der schlecht schliessenden Türe ausging. Triumphierend berichtete er noch am selben Tage an das Münch-

ner Ordinariat, der „Geist“ sei entdeckt. „Aber in derselben Nacht“, so erzählte mir Pfarrer L., „kam der Geist wirklich!“ Es sei ihm gewesen, als ob sich eine Gestalt über sein Bett beuge und ihm sage: „Stehe sogleich auf und mache dich fertig, der N. N. will die Sterbesakramente empfangen.“ Er erwachte im selben Moment, ohne etwas zu sehen, ist sich aber seiner Sache ganz gewiss und, während er sich ankleidet, läutet der Bote am Pfarrhof, um ihn zum Schwerkranken zu rufen. Man könnte nun leicht an eine vom Kranken oder dem Boten ausgehende Fernwirkung (Telepathie) denken. Allein das Merkwürdige ist, dass Pfarrer L., dem nie vorher und niemals nachher (seit er Wang verlassen) derartiges begegnet ist, während der neun Jahre seines Aufenthaltes in Wang (nur etwa zwei Jahre hindurch setzte das Phänomen aus) stets, so oft er nachts zu sogenannten Provisuren gerufen wurde, in dieser Weise geweckt wurde, und zwar unter Angabe des Namens des betreffenden Kranken, sodass es vorkam, dass er manchmal schon mit dem aus der Hauskapelle entnommenen Sanctissimum die Treppe hinabging, bevor es draussen läutete. So wurde er auch eines Nachts zu jenem verunglückten Arbeiter gerufen (s. ob.). Einmal aber sah L. den Geist selbst. Es war im August, einige Wochen nach seinem Einzug, als er in der Hauskapelle das Sanctissimum wieder in den Tabernackel setzte, in dem es längere Zeit nicht mehr aufbewahrt worden war, und am gleichen Abend dort sein Brevier betete. Während des Betens sieht er vom Buch auf und erblickt vor dem Altar knieend eine weisse Gestalt, die mit ausgestreckten Armen betet. Im ersten Augenblick erschrak er zwar nicht darüber, vielmehr, noch über die Worte des gebeteten Psalms nachdenkend, wähnte er sich in einer Kirche, in der ja auch oft da und dort Beter knien. Er betete ruhig weiter; wie er aber wieder aufsieht und immer noch die Gestalt erblickt, kommt ihm plötzlich der Gedanke: „Das kann doch kein Mensch sein, du bist ja allein in der Kapelle; es muss ein Geist sein!“ In diesem Augenblick sieht er deutlich, wie die weisse Gestalt sich langsam in der Luft auflöst. Ein Schauer überkommt ihn, und er verlässt die Kapelle.

Seine Schwester, eine energische, lebensfrische Dame von Bildung, erzählt mir, sie sei mit ihrem Bruder eines Abends sehr spät von einem Ausflug heimgekommen, und nach 11 Uhr, bevor sie zu Bett ging, habe sie nach ihrer Gewohnheit in der Kapelle ihr Nachtgebet verrichtet. Der kleine Raum war durch den Schein der ewigen Lampe und einer brennenden Kerze gut erhellt. Da erblickte sie zu ihrem Erstaunen in dem

Beichtstuhl rechts neben dem Altar einen Geistlichen in Chorhemd und Stola, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien haltend; das nicht deutlich sichtbare Haupt war zurückgelegt. Sie dachte: „Was fällt denn nur meinem Bruder ein, dass er sich noch nachts in den Beichtstuhl setzt und Brevier betet!“ Nach Beendigung ihres Gebetes verliess sie das Oratorium und klopfte an der Türe des Schlafzimmers ihres Bruders, um sich zu vergewissern, ob er denn wirklich in der Kapelle sei. Und siehe da, der Bruder war bereits zu Bett und eben im Begriff einzuschlafen.

Einigemale hörte sie, während sie untermittags in der Kapelle betete, ein starkes Klopfen an der Türe. Sie sieht jedesmal nach, findet aber niemand. Manchmal vernahm sie, wenn sie abends in der Kapelle betete, Töne, als würde ein Sack von der Aussenwand langsam heraufgeschoben, was sie einmal, da sie allein zu Hause war, so erschreckte, dass sie mit einem Revolver durch das Fenster einen Schuss abgab. Die Gegenwart des Unbekannten in der Kapelle habe sich ihr wiederholt dadurch deutlich bemerkbar gemacht, dass sie ein sehr sanftes, fast schmeichelndes Wehen im Gesicht empfand. Zugluft konnte es nicht gewesen sein, sonst hätte ja die Flamme des Ewigen Lichtes sich bewegen müssen. Diese aber brannte völlig ruhig.

Hie und da vernahm sie des Nachts im Korridor ein Laufen wie von einem Geissbock oder Töne, als würde allerhand Hausgerät unter ihr Bett geworfen; einmal auch war es, als ächze jemand. Sah man nach, so fand sich nichts. Auffallend war auch, dass der Hund sich nie getraute, die Treppe zum oberen Stock hinaufzugehen. Während eines Sommers waren Manöver, und L. hatte im Quartier drei Offiziere. Als der Pfarrer am nächsten Morgen sich vom Hauptmann verabschiedete: „Suchen Sie uns doch wieder einmal auf!“ rief dieser vom Pferd: „Nein, Herr Pfarrer, dieses Haus werde ich niemals mehr betreten!“ Auf die Bitte des Geistlichen, die Ursache seiner Unzufriedenheit zu nennen, erwiderte jener: „Es trat heute nacht eine Person an mein Bett, die mir derartige Dinge sagte, dass ich für mein Leben genug habe!“ Ein jüngerer Offizier, der, auch zu Pferd, diese Worte gehört hatte, rief: „Auch mir ist das Gleiche passiert! Adieu!“

Im selben Zimmer übernachtete einmal ein kleiner Lateinschüler, ein Neffe des Pfarrers. In der Nacht weckte er dessen Schwester und klagte: „Tante, lass mich in deinem Zimmer schlafen. Ein brauner Mann steht vor meinem Bett und lässt mich nicht schlafen.“ Einige Bauern behaupteten, sie hätten nachts das Pfarrhaus ganz erleuchtet gesehen. Wie-

derholt gab es untermals im Korridor Lärm, als würde das Gangfenster, das übrigens fest geschlossen war, mit Vehemenz zugeworfen, und man glaubte deutlich, das zerbrochene Glas klirren zu hören. Eilte man hin, fand man alles in Ordnung. Aus Verdruss darüber nagelte eines Tages Pfarrer L. mit Hilfe seiner Schwester das Fenster zu. Kaum war dies geschehen und beide im Begriff, wegzugehen, als derselbe heftige Knall hinter ihnen gehört wurde, wie so oft. Diesmal aber wie zum Hohn.

Gelegentlich einer Firmung in der Nähe kam einmal in Gegenwart des Erzbischofs Dr. v. Streichele das Gespräch auf die Vorgänge in Wang. Der Erzbischof wandte sich scherzend an den ebenfalls anwesenden Pfarrer L., wurde aber ernst, als dieser seine und andere Erfahrungen erzählte und auch den folgenden zuletzt vorgekommenen Fall. Ein Freund Pfarrer L.s, Dr. Mittermaier, Arzt zu Gars, konnte natürlich an solch ungereimte Dinge nicht glauben und bat seinen Freund, nichts mehr von solchen Sachen zu erzählen, da er nur ausgelacht würde. So hätten erst jüngst mehrere Lehrer, die dem Pfarrer die Zunge gezogen, hinter dessen Rücken weidlich über ihn gespottet. Es dauerte aber nicht lange, so wurde der Arzt völlig anderen Sinnes. In einer Nacht nämlich trafen sich beide am Bett eines Sterbenden. Der Arzt lud seinen Freund ein mitzufahren, da sein Weg ohnehin am Pfarrhaus vorüberführe. Kurz vor diesem stieg der Geistliche ab, war aber nicht wenig erstaunt, als er nach kurzer Zeit den davonfahrenden und wieder anhaltenden Arzt laut sprechen hörte: „Aber Herr Pfarrer, steigen Sie doch ab, wir sind ja bereits an Ihrem Haus vorüber!“ Der Pfarrer rief laut: „Herr Doktor, ich bin ja längst abgestiegen.“ In dem Moment raste das Pferd mit Fuhrwerk und Lenker davon. Am nächsten Morgen begab sich der Pfarrer sogleich zu seinem Freund, um ihn über den sonderbaren Vorgang zu befragen. Da kam der Arzt mit tieferster Miene auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Herr Pfarrer! Verzeihen Sie mir meine früheren Spöttereien. Ich glaube jetzt.“ Pfarrer L. konnte aber leider aus dem Manne nicht herausbringen, was er in jener Nacht gesehen oder erfahren, das einen so plötzlichen Sinneswechsel hervorgerufen. Er wollte darüber nicht weiter befragt sein.

Schliesslich teilten mir Pfarrer L. und seine Schwester noch mit, dass sich im Archiv der Pfarrei eine 20 Folioseiten umfassende Akte in blauem Umschlag befunden habe, mit der Aufschrift „Visio Videntis“, in dem etwa fünf Pfarrer ihre diesbezüglichen Erlebnisse aufgezeichnet

hatten, darunter einer in lateinischer Sprache. Es wäre sehr zu bedauern, wenn sie nicht mehr aufgefunden würde.

Ich erzählte unlängst diese Vorfälle einem sehr skeptischen Hochschulkollegen, der an den Tatsachen nicht nörgeln wollte, aber meinte, es könne das Unterbewusstsein einer in der Nähe des Pfarrhauses vorhandenen Person auf das Unterbewusstsein des Pfarrer L. gewirkt haben. Aber dieser „natürliche“ Erklärungsversuch bietet zu viel Unwahrscheinlichkeiten; man müsste also annehmen, dass eine dort wohnende Person eine lange Reihe von Jahren hindurch (es handelte sich wohl um mehr als 50 Jahre) durch ihr Unbewusstes auf das Unbewusste des Pfarrer L. nicht nur, sondern auch seiner fünf Vorgänger und seines Nachfolgers eingewirkt hätte, und ferner auf alle oben erwähnten Personen und den Hund Pfarrer L.s, sowie auf den des jetzigen Pfarrer Buchner. Eine solche Annahme ist geradezu absurd, denn es fehlt jeder Schein eines Beweises . . . Wir kämen so aus dem Hexenkessel des Unterbewusstseins gar nicht mehr heraus . . . Man möge also nicht glauben, etwas „erklärt“ zu haben, wenn man an die Stelle eines Rätsels zehn neue setzt.

In Ergänzung der obigen Ausführungen, bei denen also alle Namen eingesetzt sind bis auf den einen, teilte mir Prof. Ludwig noch mit, auf spätere Nachfrage habe ihm Pfarrer Buchner erklärt, dass es 1910 noch starkes Klopfen und Zuschlagen der Küchentüre gab und der Hund manchmal ohne erkennbare Ursache bellte. Als Prof. Ludwig vor zirka fünf Jahren (1932) nochmals brieflich nachfragte, hatte der Spuk dagegen gänzlich aufgehört, und alles war ruhig.

So lagen die Dinge, als ich beschloss, den Versuch zu unternehmen, diesen höchst interessanten Fall weiter zu klären, namentlich auch das kostbare Dokument aufzutreiben. Das musste gelingen, bei seinem Umfang: 20 Folioseiten in blauem Umschlag! So etwas konnte nicht einfach verschwinden.

ANHANG

Nach drei Richtungen hatte sich die ergänzende Untersuchung zu erstrecken: 1. Besichtigung des Spukortes, des Pfarrhauses Wang also, nicht so einfach bei der abgelegenen Lage. 2. Verhör der noch lebenden Zeugen Prof. Ludwigs mit dem Versuch, weitere ausfindig zu machen, namentlich den jetzigen Pfarrer, und schliesslich 3. Beschaffung der Akte „Visio Videntis“. Zu diesem Zweck begab ich mich im Januar 1937 auf das erzbischöfliche Ordinariat in München mit einer Empfehlung an den Bibliothekar H. In entgegenkommendster Weise versprach dieser, im Archiv nach jener Akte suchen zu lassen; vielleicht fände sich auch eine Abschrift. Ferner erfuhr ich den Namen des jetzigen Pfarrers, Schneeweis, und auch den Aufenthalt seines Vorgängers, Pfarrer Buchner: Schnaitsee b. Wasserburg. Er kannte ihn persönlich. Auf die Frage, ob wohl weitere Zeugen aufzutreiben wären, meinte er dagegen, das werde schwer halten, auch angesichts der isolierten Lage des Pfarrhofs, denn: „Die Leute reden nicht gerne darüber.“ Sein Bruder zum Beispiel, Landwirt, früher in Wang, jetzt 73 Jahre alt, und seit 40 Jahren in Bierwang, sei natürlich über den „Teufel von Wang“ orientiert und wisse viel. „Aber es ist nichts aus ihm heraus zu bringen. Alle schweigen sich darüber aus.“ Nach 14 Tagen kam der Bescheid, von der Akte sei trotz alles Suchens keine Spur zu finden!

Unter den obwaltenden Umständen hielt ich es für geraten, Prof. Ludwig zu bitten, statt meiner an Pfarrer Schneeweis zu schreiben. So war grössere Aussicht auf entsprechenden Bescheid. Hier die merkwürdige Korrespondenz:

Verehrte Frau Dr.!

Freising, den 24. Januar 1937.

Was den Act von Wang anbelangt, werde ich morgen an Pfarrer Schneeweis schreiben. Aber der weiss sicher so wenig etwas über dessen Verbleib wie seine zwei Vorgänger. Wenn er sich wider Erwarten doch fände, brauchen Sie zu seiner Verwertung keine Erlaubnis vom Ordinariat, wenn er in Wang ist.

Ludwig.

Antwort von Pfarrer Schneeweis

Wang bei Gars, 25. Januar 1937.

Lieber, hochverehrter Herr Geheimrat!

In conversione St. Pauli! Da erhielt ich Ihren lieben Brief und will gleich vielmals danken, in conversione mich vernehmen lassen ... und zu Ihrer Anfrage mich richten.

Es hat mich alsbald interessiert, den Verbleib der interessanten Aufzeichnungen „Visio Videntis“ aufzuspüren. Mein Vorfahre Buchner konnte mir das Schicksal der Blätter kundtun und meinte, man solle es nicht weiter verbreiten. Pfarrer L. hatte sich mit allem Möglichen abgegeben, hatte alte Schriften fleissig hervorgezogen, so auch Visionem. Er hatte auch einen Hund und das war ein Hundsvieh, und der hat die Schrift sehr interessant und appetitlich gefunden und sie zerblättert und zerfressen. Und die traurigen Ueberreste sind wohl in den Ofen gewandert. Das ist das unrühmliche Ende einer Schrift, die hätte hinter Kulissen der „geistigen“ Vergangenheit Wangs blicken lassen.

Pfarrer L., jetzt in Bad Reichenhall, St. Zeno (hochbetagt), regierte hier 1894—1902. 1903—1934 folgte ihm Sebastian Buchner, der in Schnaitsee zu finden ist. Eigentlich neue Berichte und Erscheinungen sind mir nicht bekannt geworden. 1912 haben die Beunruhigungen aufgehört.

Wenn ich die Akten über die Spukgeschichten gefunden hätte, so hätte ich sie Ihnen längst geschickt. Herzlich grüssend, in der Hoffnung auf Wiedersehen als Ihr dankbarer ehemaliger Schüler

J. Schneeweis.

Freising, den 3. Februar 1937.

Verehrte Frau Dr.!

Hier der Brief des Pfarrers von Wang. Ist die Art der Vernichtung des wichtigen Aktenstückes nicht tragisch? Man liess mich ruhig im Archiv suchen, obwohl man die Wahrheit kannte, weil man sich scheute, selbe zu gestehen.

Alles Gute!

Ludwig.

Gefressen von einem Hund, einem „Hundsvieh“? Das sollte das Ende der kostbaren Akte sein? Grotesk! Je mehr man darüber grübelt, je unverständlicher scheint es. Von allem anderen abgesehen: es handelte sich doch nicht um irgend einen Wisch, sondern um eine Akte des Pfarramtes, die in der Inventur verzeichnet sein musste und unmöglich spurlos verschwinden konnte. Ich suchte daher Prof. Ludwig wieder auf und fand ihn sehr erbittert: „Volle zwei Tage hat man mich suchen lassen, ohne mir die Wahrheit zu sagen!“ Entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um hinter dieses Geheimnis zu kommen, schrieb ich nach einigen Tagen an Prof. Ludwig und zugleich an Pfarrer Buchner, diesem allerdings ohne zu verraten, dass ich über das angebliche Ende der Akte orientiert sei. Hier die Antworten:

Freising, den 10. April 1937.

Verehrte Frau Dr.!

Soeben von Bayreuth zurückgekehrt, beantworte ich sogleich Ihre Anfrage: Pfarrer L. lebt ja noch in Reichenhall. Seine Wohnung kann erfragt werden beim dortigen Pfarrer Abele. L. feierte vor kurzem dort ein Jubiläum. Er kann am besten Aufschluss geben über das Schicksal jener Akte, vorausgesetzt, dass er rückhaltlos redet. Nun munter vorwärts!

Ludwig.

Schnaitsee, den 2. Juli 1937.

Ew. Wohlgeboren!

Endlich komme ich dazu, auf Ihr wertees Schreiben zu antworten. Ich bin 1903 nach Wang gekommen und habe das dort Erlebte Herrn Geheimrat Dr. Ludwig von Freising mitgeteilt, der es in den Psychischen Blättern veröffentlichte. Auch in Grabinski's Buch „Geister oder was sonst?“ ist dasselbe aufgeführt.

Eine Niederschrift „Visio Videntis“ war vorhanden, konnte aber von mir nicht mehr aufgefunden werden.

Weiteres über die Vorkommnisse in Wang könnten Sie erfahren vom Hochw. H. Dekan Pfarrer W. L. in Reichenhall, St. Zeno, der die Schrift noch in Händen hatte und den Inhalt also kennt. Derselbe ist geistig und körperlich noch voll auf der Höhe.

In vorzüglicher Hochachtung

Seb. Buchner, Pfarrer.

Ich beschloss, unverzüglich nach Reichenhall zu fahren. Da sich inzwischen herausgestellt hatte, dass Pfarrer Stemmer Pfarrer Abele gut kannte, bat ich, ihm zu schreiben, ehe ich mich auf den Weg machte. Pfarrer Abeles Antwort war überraschend gut:

Bad Reichenhall, den 8. Juli 1937.

An Hochw. H. Pfr. Stemmer, Unterhaching!

In lieber Erinnerung an Jahre des Zusammenschaffens „in mentibus sanctis“ kann ich zur Beantwortung Ihrer Anfrage betreffend der Vorgänge in Wang mitteilen, dass unser trefflicher Herr Dekan W. L. sehr gerne bereit ist, in persönlicher Unterredung seine Erlebnisse, die allerdings schon über 40 Jahre zurückliegen, einem ernsthaften Interessenten mitzuteilen. Herr Dekan, jetzt 76 Jahre alt, hat zu Pfingsten 1937 sein Goldenes Priesterjubiläum hier gefeiert und ist trotz seines Alters noch überaus frisch und von vorzüglicher geistiger und körperlicher Verfassung.

Auf einen umständlichen literarischen Briefwechsel wird er sich natürlich nicht mehr einlassen können. Der betreffende Interessent wird wohl am Besten tun, sich brieflich ins Benehmen zu setzen, um einen günstigen Termin zu vereinbaren.

Herzliche Grüsse von Ihrem einstigen

E. Abele, Stadtpfarrer.
Sem. Vorstand

Pfarrer Stemmer telefonierte mir sogleich den Inhalt des Briefes mit dem Rat, umgehend zu fahren und unangemeldet mit Pfarrer Abeles Brief bei Pfarrer L. vorzusprechen. Bei dessen Alter sei jeder Tag kostbar. So peinlich mir ein derartiger Ueberfall war, ich handelte entsprechend. Wie recht ich tat, bewies der Empfang, als ich Sonntag früh 11. Juli plötzlich beim Herrn Dekan auftauchte, und die mehr als andert-halbstündige Unterredung: bei vorheriger Anmeldung wäre ich bestimmt

nicht empfangen worden, so unangenehm war ihm offenbar das Thema. Jedenfalls ist es dankenswert, dass er mir nicht ohne weiteres den Rücken kehrte und hinausging. Doch nur mit grösster Mühe konnte ich ihn überhaupt zu einer Aeusserung bringen und dann mit grösster Diplomatie schliesslich Antworten auf meine Fragen herauslocken. Dabei legte er jedes Wort lang überlegend auf die Goldwaage, hochaufgerichtet und unbeweglich vor mir stehend, eine stattliche Erscheinung, noch im Vollbesitz seiner geistigen und hörperlichen Kräfte.

Meine Unterredung mit Herrn Dekan Pfarrer L. in Reichenhall

Anfangs schwieg er beharrlich, in abwartender und sinnender Haltung, ohne mich auch nur zum Sitzen aufzufordern. Schweigend hörte er auf meine einführenden Worte. Schweigend nahm er Pfarrer Abeles Brief in Empfang. Langsam, immer stehend, las er ihn durch mit einem Ausdruck von Neugier und Ironie. Schweigend gab er ihn zurück. Um die Unterhaltung endlich in Gang zu bringen, begann ich von den vielen Täuschungsmöglichkeiten zu reden, von meinem interessanten Material, usw. Doch nichts verfiel. Er schwieg. Schliesslich verwies ich auf mein Werk über Okkultismus und die Tatsache, dass dieses ganz natürlich auch auf die Spukerscheinungen führe. Als er immer noch schwieg, mich aufmerksam musternd — er hatte noch kein Wort gesprochen —, überreichte ich ihm dessen gedruckten Prospekt mit aner kennenden Besprechungen nicht nur von hervorragenden Physiologen, wie Richet in Paris, Psychiatern, wie Bleuler, Juristen, wie Aschaffenburg und andern, sondern auch von katholischen Geistlichen, zum Beweis, dass es sich um eine wissenschaftliche Angelegenheit handle, die auch von kirchlichem Interesse sei. Als er nun Miene machte, diesen Prospekt gründlich zu studieren, wie vorher den Brief, wies ich zur Abkürzung auf eine massgebliche Stimme eines Jesuiten hin. Nachdem er sie aufmerksam durchgelesen, gab er den Prospekt schweigend zurück. Doch das Eis wollte nicht schmelzen. In meiner Verzweiflung berief ich mich schliesslich auf Prof. Ludwigs Bericht, den ich, mit Fragen versehen, im Auszug in der Hand hielt, und auf seine Unterredung mit ihm. Das zündete! Hastig griff Pfarrer L. darnach, und nun begann er, immer weiter in aufrechter Haltung neben mir stehend, Zeile um Zeile aufmerksam zu lesen! Sein Gesicht hatte dabei einen ganz merkwürdigen Ausdruck von sarkastischer Ironie und steigender Neugier. Bald schüt-

telte er unwillig den Kopf und murmelte: „Das hab ich ja niemals gesagt ... So was hab ich gar nicht erlebt ... Geklopft hat es nie ... Das mit dem Geissbock ist Unsinn ... Was hat er da alles zusammengeschrieben ...!“ — Mit der Zeit wich jedoch der ironisch sarkastische Ausdruck. Sein Gesicht wurde immer ernster. Schliesslich blickte er ganz konsterniert auf den Bericht, begab sich schweigend, ohne mich zu beachten, in Gedanken versunken an den Tisch, setzte sich und fuhr mit dem Lesen fort. Dabei schüttelte er wieder mehrmals den Kopf und murmelte: „Das hab ich nie gesagt ... Das wusste ich nicht ...“ Zum Schluss klappte er mit ganz verändertem Ausdruck das Heft zu, sah mir voll ins Gesicht und sprach langsam: „So war das alles gar nicht. Ludwig hat vieles hineingeschrieben, was ich nicht gesagt habe, und das Ganze sieht aus, wie“ — er machte eine bezeichnende Handbewegung — „wie wenn man über ein frisch gemaltes Oelbild hinwegschaut.“ Dann schwieg er, überlegend. Ich war gespannt auf das Kommende, denn Ludwig hatte, wie er mir auch später schriftlich bestätigte (Karte vom 13. Juli 1937), „gewissenhaft sofort jedes gesprochene Wort aufgezeichnet“. An dieser Angabe ist nicht zu zweifeln, so wie ich ihn kenne.

Nun galt es, mit grösster Vorsicht das Terrain zu sondieren und durch entsprechende Fragen das Möglichste herauszuholen. Was sich herausstellte, ist unzweifelhaft interessant und eine volle Bestätigung und wertvolle Ergänzung der Angaben Prof. Ludwigs.

Pfarrer L. war wegen des Spuks gewarnt worden, ehe er nach Wang gekommen war, und zwar nicht nur, wie er Prof. Ludwig gesagt hatte, vom Erzbischof und von verschiedenen Konfratres, sondern, das ist das Wichtigste, speziell von seinen beiden Amtsvorgängern, Pfarrer Raab und Pfarrer Huber, von letzterem sogar noch in einem Brief. Doch er machte sich nichts daraus; er glaubte nicht daran. Er und seine Schwester, die bei ihm wohnte, amüsierten sich nur darüber und nahmen dann auch die Akte „Visio Videntis“ nicht ernst, als er sie einmal beim Räumen zufällig gefunden hatte. Er liess sie einfach auf seinem Tisch liegen und las zur Belustigung manchmal abends daraus vor, wobei sie die verschiedenen Berichte als „Anekdoten“ auffassten. Da sie jedoch mit der Zeit selbst allerhand erlebten und ihre verschiedenen Logiergäste immer häufiger und in auffallendster Weise streikten, indem sie sich weigerten, zum Uebernachten wiederzukommen, — der eine, ein junger Vikar, zog sogar mitten in der Nacht aus, „da er sich nicht zu schlafen getraute“ — wurde eigentlich nie über die Sache geredet.

„Ich frug auch nie meine Gäste, warum sie so bald fortgingen und nicht wieder kommen wollten, und war nur froh, wenn sie nichts erzählten“. Mit seiner Schwester sprach Pfarrer L. ebenfalls so gut wie nie darüber, „oder dann erst nach Wochen“. Die Sache wurde einfach totgeschwiegen. Dadurch brachten sie es auch fertig, im Gegensatz zu den Vorgängern, die alle nur kurze Zeit da waren, volle neun Jahre in Wang auszuhalten, vom März 1894 bis Dezember 1902. Erst fünf Jahre nach seinem Fortgang fing Pfarrer L. an, wie er mir sagte, über das Erlebte zu sprechen, und „erst nach zwanzig Jahren wurde mir allmählich klar, dass wir eigentlich etwas sehr Bemerkenswertes erfahren hatten, das festgehalten werden sollte. Wir hatten uns dann vorgenommen, es aufzuschreiben. Zur Ausführung kam es aber nicht, und die Schwester ist längst tot.“ Eine zweite Schwester, die er hatte, besuchte ihn „nur ganz selten, und sie war dann immer sehr still und bedrückt. Gesagt hat sie nie etwas darüber“. Auch sie schwieg also!

Als „auffallend“ bezeichnete Pfarrer L., „dass alle Besucher ungern da waren und nicht wieder kommen wollten, wenigstens zum Uebernachten“, so auch Pater Jordan von Altötting. „Obwohl sonst sehr resolut und couragiert, war er dort furchtsam.“ Erzählt hat er ihm jedoch, wie Pfarrer L. bemerkte, nichts, dagegen Pfarrer Buchner. Wir wissen das auch durch Prof. Ludwig, und es ist sehr bezeichnend.

Am auffallendsten war das Verhalten von Pfarrer Schleinkofer von Altötting, Redemptorist, damals in Gars. Er sollte zur Aushilfe drei Tage bleiben. Nach der ersten Nacht erklärte er jedoch aufs Bestimmteste, hier nicht mehr übernachten zu wollen. „Dabei war er ein energischer, streitbarer Mensch.“ Pfarrer Stemmer bestätigte es mir. „Er sei bereit, jeden Morgen früh um 5 Uhr herüberzukommen, aber übernachten: nie!“ — Was mag er erlebt haben? Pfarrer L. war nicht neugierig.

Allmählich taute Pfarrer L. auf und ging aus seiner vorsichtigen Reserve etwas heraus. So begann ich behutsam nach den eigenen Erlebnissen zu fragen. Es kam auch darauf an festzustellen, inwieweit Prof. Ludwig „phantasiert“ hatte. Das Ergebnis war lehrreich: hatte Pfarrer L. vorher alles in Bausch und Bogen abgelehnt, musste er stückweise jetzt jede Einzelheit bestätigen, von einer einzigen Einschränkung

abgesehen. Allerdings: Schritte hatte er nie gehört: „Ich nie.“ Zweimal sagte er sehr bestimmt: „Ich nie.“ Ludwig hat das aber auch nicht behauptet. Nach einiger Ueberlegung, halb in Gedanken und wie zu sich selber, fügte er leise hinzu: „aber andere. Andere haben sie gehört.“ Mit dem Zuschlagen der Türen und des Küchenfensters stimmte es ebenfalls. Letzteres ergänzte er noch dahin, dass das betreffende Fenster sehr gross war und von der Küche in den Gang mündete. Es war fest geschlossen und wurde so gut wie nie geöffnet. Damals nagelte er es dann mit Latten zu. Trotzdem schlug es gleich darauf wieder heftig zu — wie Ludwig berichtet hat!

Die betende Gestalt in der Kapelle hatte er tatsächlich gesehen. Sie bildete sich, wie er sagte, „langsam aus dem Nichts und löste sich wieder so auf — ähnlich wie die Nebelbilder, die damals oft vorgeführt wurden“. Auch von der „Erscheinung“ wusste er, die seine Schwester in der Kapelle erblickt hatte: sie hatte ja deshalb nachher bei ihm angeklopft. Von anderem dagegen hat sie ihm nichts gesagt, so von ihrer Schiesserei, dem Wehen im Gesicht, dem Geissbock usw. Das erfuhr er zu seiner Ueberraschung jetzt erst durch mich und wandte nichts mehr dagegen ein. Hingegen wusste er auch vom Klopfen, das er selbst nie hörte.

Darauf kam Pfarrer L. auf seinen Hund zu sprechen, einen grossen Bernhardiner — „ein sehr intelligentes Tier, — ein grossartiger Kerl“, fügte er nach einer Pause, in die Höhe blickend, hinzu, mit einem sehr eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. „An manchen Tagen war sein Verhalten ganz merkwürdig: scheu schlich er umher, drückte sich im Haus herum, war still und furchtsam und am Abend nicht zu bewegen, wie sonst, im Gang zu schlafen.“ Er drängte sich wie Schutz suchend an Pfarrer L., folgte ihm in sein Schlafzimmer und legte sich dort neben sein Bett. „Bei diesem Verhalten wussten wir immer: nun wirds wieder losgehen!“ Während der Nacht kroch er manchmal halb aufs Bett, oder schob seine Vorderpfoten unter die Bettdecke. Auf meine Frage nach dem Verhalten anderer Tiere stellte sich heraus, dass keine vorhanden waren, weder Hühner noch Kühe und Pferde. Es fehlte ja dort auch vollständig an Wasser.

Das Erlebnis mit dem Arzt aus Gars, der ihn aufforderte, vom Wagen zu steigen, während er längst abgestiegen war, schilderte er genau wie Ludwig. Leider ist dieser Arzt ebenfalls längst tot. Er konnte sich nicht einmal an seinen Namen erinnern.

In einem Punkt widersprach Pfarrer L. allerdings Prof. Ludwig: nicht „stets“ habe ihn eine Stimme zum Versehen gerufen, „nur einmal“. Wie ich das nachher mit Prof. Ludwig besprach, bestand er jedoch darauf: Pfarrer L. habe „stets“ gesagt und es betont, weshalb er es auch gesperrt gedruckt habe. Dieser Widerspruch dürfte sich mit der Tatsache erklären, dass die Erscheinungen längere Zeit vollständig ausgesetzt hatten und das „stets“ diese Zeit nicht umfasst hat. Bei der ganzen geistigen Verfassung von Pfarrer L. lässt sich auch annehmen, dass er eher zur Verkleinerung und Unterdrückung des Erlebten neigte als zur Vergrösserung. Hauptsache ist: Pfarrer L. bestätigte ohne Vorbehalt, dass er öfters auf diese Weise gerufen worden sei, ehe ihn der Bote gerufen habe, und zwar mit Nennung des betreffenden Namens. Das erstemal hatte er dabei den starken Eindruck, als beuge sich eine Gestalt über ihn und sehe im „starr ins Gesicht“. Wichtig ist: nie vorher und auch niemals später hat er in Verbindung mit Versehngängen ähnliche Erfahrungen wie in Wang gehabt. Auf die Frage, wie lange die Pause in den Erscheinungen gedauert habe — Ludwig nenne an einer Stelle zwei, an einer anderen fünf Jahre — erklärte Pfarrer L.: „Das eine ist zu viel, das andere zu wenig. Es dürften drei Jahre gewesen sein.“

Meine weitere Frage, ob sich während der verschiedenen Erscheinungen jemals ein Gefühl von Kälte oder eigenartiger Beengung oder Bedrückung bemerkbar gemacht habe, wurde bestimmt verneint. Auffallend sei gewesen, dass nicht jeder Gast etwas wahrgenommen habe. Der kleine Neffe z. B. sah eines Nachts, wie auch Ludwig berichtet, vor seinem Bett einen „braunen Mann“. Als er darauf nacheinander in verschiedene andere Zimmer gelegt wurde, geschah ihm oft das gleiche. „Das Zimmer als solches war also nicht die Ursache.“ Dabei hatte der Junge, ehe er hinkam, nichts von den Ereignissen gewusst. Sie hatten sich wohl gehütet, ihm etwas zu sagen. Zur Prüfung legten sie dann andere Gäste in die gleichen Zimmer. Oft hätten diese gar nichts bemerkt.

Den Hauptpunkt immer noch umgehend, erkundigte ich mich nach dem Pfarrhaus und erfuhr das oben Mitgeteilte. Weiter erkundigte ich mich, ob er niemals sonst etwas von Spuk gehört oder erfahren habe. Die Antwort war: „Nein, nur in Reit b. Wang, als Gymnasiast. Da gab es im Grüntal einen ‚Teufelsspuk‘, das war 1887, der viel Aufsehen erregte. Er wurde dann von Pfarrer Eglauer benediziert.“ Schliesslich wies Pfarrer L. ungefragt noch darauf hin, dass die Bauern der Umgegend

behaupteten, nachts aus der Ferne das Pfarrhaus manchmal hell erleuchtet zu sehen — was er bereits auch Ludwig mitgeteilt hatte.

Damit war ich bei der heiklen Angelegenheit, der verschwundenen Akte, angelangt. Vorsichtig tastend frug ich erst, wie diese wohl ausgesehen habe? Ein Umschlag mit einzelnen Blättern? „Nein. Es war ein richtiges, gebundenes Buch, und darauf stand in grossen Buchstaben: *Visio Videntis*“, erklärte Pfarrer L. sehr bestimmt. Wer den merkwürdigen Titel verfasst hatte war unbekannt. Auf meine weiteren Fragen nach dem Namen des Geistlichen, von dem die lateinische Eintragung stammte, wieviele ihrer gewesen seien usw., sagte er: „Die Anzahl war nicht festzustellen, denn oft waren nur die betreffenden Erlebnisse ohne Namen eingetragen. Die älteste Eintragung war von 1748 und die meisten, nicht nur eine, lateinisch, der Zeit entsprechend.“ An irgend einen Namen konnte er sich nicht erinnern. Auf die Frage, ob noch jemand lebe, der die Akte gesehen habe, an den ich mich um Bestätigung wenden könnte — denn bisher beruhten alle Angaben über sie allein auf seinem Zeugnis und dem seiner Schwester —, erklärte Pfarrer L., es lebe niemand mehr. Wie seine Schwester seien auch alle anderen Zeugen inzwischen gestorben. Eine Abschrift habe nicht existiert. Auf die Bemerkung, es sei doch merkwürdig, dass die Akte in der Registratur nicht aufgeführt sei, erklärte Pfarrer L.: „1803 wurde das Kloster säkularisiert und ein Teil des Inventars weggeführt, ein Teil von der Kirche käuflich erworben. Ein Rest blieb, der sozusagen niemandem gehörte, daher in den Büchern auch nicht geführt wurde. Unter diesem Rest habe er jene Akte einmal gefunden.“

Endlich brachte ich den Mut auf zur Frage, wo diese wohl hingekommen sei? Pfarrer L. ging darauf nicht ein. Er bog ab, indem er statt dessen eine andere interessante Tatsache berichtete. Damals war das Kloster vom Käufer abgerissen worden. Die Gebeine, die sich im Kreuzgang und in der Gruft fanden, wurden zusammen mit dem Schutt zu einem grossen Haufen aufgeschüttet. Diesen Haufen liess Pfarrer L. abtragen und die Gebeine von über 100 Männern, Frauen und Kindern gemeinsam bestatten. Dabei hatte er immer inständig gehofft, eine dieser Seelen werde ihm erscheinen. Niemals war das aber der Fall.

Unsere Unterredung war beendet; denn ich konnte die Brutalität nicht aufbringen — L. war doch ein alter Mann und ehrwürdiger Priester — ihm wegen der Akte die Pistole auf die Brust zu setzen, indem ich ihm den Brief von Pfarrer Schneeweis vorwies. Ich dankte ihm

daher für seine wertvollen Auskünfte. Längeres Schweigen, während dessen ich die Situation nochmals überlegte. Schliesslich bemerkte ich: eigentlich hätte ich den Eindruck, er wisse mehr, als er mir gesagt habe. Er verzog daraufhin in merkwürdiger Weise sein ausdrucksvolles Gesicht, lehnte sich ganz über den Tisch, neigte schweigend den Kopf zur Seite und sah ins Weite. Schweigen. Endlich sagte er, ablenkend: Es gäbe ja noch allerhand, aber man wisse nicht, was nun Wahres daran sei, so z. B. von einem Mönch, der einstmals plötzlich erschienen und die Anwesenden gewarnt habe, worauf er spurlos verschwunden sei. Die Warnung sei eingetroffen. Damit erhob er sich, und ich verabschiedete mich von ihm. Auf dem Rückweg fuhr ich auf den Predigtstuhl, sah hinab ins weite Tal und wandte dann den Blick nach den fernen, schneebedeckten Höhen mit der Frage: Was ist Wahrheit?

Diese Frage liess mir keine Ruhe. Schliesslich schrieb ich Pfarrer L. einen Dankbrief mit dem Bemerkten, leider sei mir ein Punkt, ein wichtiger Punkt, unklar geblieben: was war aus der Akte geworden? Ob er mir wenigstens mitteilen wolle, wann und wo er sie zuletzt gesehen habe? Denn so sei es naheliegend anzunehmen, es handle sich um Phantasie. Nach wenigen Tagen kam folgende vielsagende Antwort:

Wörishofen, den 23. Juli 1937.

Ew. Wohlgebornen!
Von dem Verbleib der *Visio Videntis* weiss ich nichts. Es sollte in der Registratur sein.
Dass Sie infolgedessen jene Berichte für Phantasie halten, befriedigt mich. So kommen wir schnellstens zum Schluss.
In Ergebenheit

W. L.

Merkwürdig dieser ironisch ablehnende Bescheid mit der unbestimmten Angabe, die Akte sollte in der Registratur sein. Natürlich sollte sie! Ich beschloss, nicht nachzugeben, ging wieder auf das Ordinariat und besprach die Angelegenheit mit Bibliothekardirektor H. Von Pfarrer L. sagte er, er sei eine sehr schweigsame, verschlossene Natur — nicht zu bestreiten! Er riet, mit Pfarrer Buchner zu sprechen, den er sehr schätzte, und ihm Grüsse zu überbringen. Ich würde mich gut mit ihm verstehen und so noch am ehesten zum Ziel kommen. Nach Beratung mit Pfarrer Stemmer wurde vereinbart, dass er mich per Auto zu ihm nach Schnaitsee und anschliessend auch nach Wang zu Pfarrer Schneeweis fahren werde. In seiner Anwesenheit würden die beiden Herren wohl mitteilbarer sein.

Besuch bei Pfarrer Buchner und bei Pfarrer Schneeweis in Wang

Am 7. Oktober 1937 fuhren wir, angemeldet unter Berufung auf Prof. Ludwig, zu Pfarrer Buchner in Schnaitsee. Er führte uns gleich in sein Schreibzimmer, wo ich meine Bitte vorbrachte, über seine Erlebnisse in Wang näheres zu erfahren. Etwas zögernd und sorgfältig überlegend berichtete er daraufhin, wie er bald nach Uebersiedelung abends vor dem Zubettgehen das merkwürdige Zuschlagen der Küchentür erlebt habe, die er eben geschlossen hätte. Der Bericht entsprach fast wörtlich dem seinerzeit an Prof. Ludwig geschriebenen. Er betonte dabei, dass er die Türe sorgfältig geschlossen hatte und sie nicht von selbst aufgehen könne. (Die spätere Besichtigung bestätigte das.) Der grosse schottische Schäferhund, der neben der Küchentüre auf seiner Matte lag, erhob sich gleich und bellte. Das Zuschlagen hatte er also auch gehört. Kaum auf der Treppe wiederholte es sich. Ob das Zuschlagen nur ein Geräusch war, oder die Türe sich wirklich geöffnet und dann wieder zugeschlagen hatte, konnte er nicht sagen, weil er sich erst infolge des Geräusches nach ihr umgedreht habe. Das zweite Erlebnis, das heftige Zuschlagen des Gangfensters, war ähnlich, wie es auch Pfarrer L. erlebt hatte.

Auf meine Frage teilte er weiter mit, allmählich auftauend und gesprächiger werdend, dass jede Nacht in seinem Schlafzimmer ein starkes Klopfen zu hören war, wie mit den Knöcheln einer kräftigen Hand — er machte es nach —, und zwar bald am Tisch, bald am Boden, immer drei Schläge hintereinander eine halbe Stunde lang, dann eine Pause, und wieder von neuem, oft stundenlang, mit kleineren und grösseren Pausen. Das störte ihn schliesslich dermassen, dass er sein Schlafzimmer auf die andere Seite des Ganges verlegte. Ferner wurde er öfters geweckt durch einen kalten Luftzug, der über sein Gesicht strich. Das geschah manchmal mehrmals in einer Nacht. Im anderen Schlafzimmer hörte das alles vollkommen auf.

Sein Vater, früher Wagnermeister, der im Zimmer gegenüber — einem Teil der Prälatensaales — schlief und von den Sachen nichts wusste, zudem schwerhörig war, berichtete, dass er oft in seinem Schlafzimmer am Kanapee stöhnen höre, Klopfen dagegen nie, was allerdings mit seiner Schwerhörigkeit zusammenhängen konnte. Die betreffenden Geräusche kamen nur abends und nachts vor. Schritte wurden nie vernommen.

Pfarrer Buchner war vor Annahme des Amtes namentlich von dem

damaligen Pfarrer in Schnaitsee gewarnt worden: „Was? Du wirst doch nicht in das Spukhaus gehen?“ Er machte sich jedoch nichts daraus, da er nicht daran glaubte und auch keine Furcht hatte. Was er erlebte, hielt er geheim, wegen der Leute und Gäste. Nur die Köchin wohnte bei ihm. „Sonst wär mir ja auch kein Mädchen geblieben!“ *G e s e h e n* hat er dagegen nie etwas.

Pater Kirmaier aus Gars, der vorher in Amerika gewesen war und von diesen Dingen nichts wusste, erlebte allerhand. Er erzählte es jedoch erst auf Anrede Pfarrer Buchners. „Ich suchte es ihm dann auszureden und als Sinnestäuschung hinzustellen (s. Ludw.). Aber dieser sonst so lustige und unterhaltende Mann blieb die ganze Zeit still, verstimmt und schweigsam.“ Die Bauern vermieden auch möglichst am Pfarrhaus vorbeizugehen. Lieber machten sie einen Umweg.

Dreimal benedizierte er das Pfarrhaus; doch erst das dritte Mal, als er alle Räume und auch den Keller benediziert hatte, half es und kam dann nichts mehr vor. Das war 1910. Dass jetzt noch etwas sei, glaube er nicht, und wenn, dann würde es sehr unbedeutend sein.

Der Arzt, mit dem Pfarrer L. das merkwürdige Erlebnis hatte, sei Dr. Mittermaier gewesen und längst tot.

Endlich wagte ich, „das“ Thema anzuschneiden und fragte, mehr beiläufig, was wohl aus der Akte geworden sei? „Sie ist nicht da“, bemerkte Pfarrer Buchner kurz. „Sie ist nicht da“, wiederholte er nachdenklich. „Ich habe sie nicht mehr vorgefunden.“ Pause. Diplomatisch ging ich nun vor. Darüber hätte ich mit Pfarrer L. gesprochen. Sein Hund solle sie zerfetzt haben — was mir Pfarrer L. damals allerdings nicht gesagt hatte! Ich könne das aber nicht recht glauben, da es sich ja um ein richtiges Buch handelte. Darob grosses Staunen, denn Pfarrer Buchner hatte geglaubt, es handle sich nur um einen Umschlag mit losen Blättern. Auch Prof. Ludwig hatte das so verstanden, ebenso wie auch ich nach dessen Angaben und Pfarrer Stemmer nach denen anderer. Pfarrer L. hatte mir jedoch auf mein Drängen eine genaue Beschreibung gegeben und war dabei ganz positiv gewesen: nicht lose Blätter in einem Umschlag, sondern ein richtiges, grosses Buch. Damit war der Bann gebrochen und Pfarrer Buchner erzählte nun lebhaft, dass Pfarrer L. ihm seinerzeit gesagt habe, die Akte sei in der Repositur. Er habe sie dort jedoch vergebens gesucht — wie hernach Prof. Ludwig! Schliesslich sei er zu Pfarrer L. gegangen und habe ihn gefragt: „Nun sag mir doch: wo ist eigentlich die Akte?“ Darauf habe Pfarrer L. die Ge-

schichte mit dem Hund vorgebracht. Unsere Besprechung ergab, dass wir alle drei, wie Prof. Ludwig, nicht glauben konnten, dass ein grosser Bernhardiner, obendrein ein „besonders gescheites Tier“, wie Pfarrer L. betont hatte, einen grossen Band von seinem Schreibtisch herunterholen und vollständig zerfetzen würde, zudem in einem Pfarrhaus, wo Bücher und Akten nichts aussergewöhnliches sind.

Dass die Akte existiert hat, darüber waren wir uns einig, nach den Angaben von Pfarrer L. Dieser hatte ja auch in seinem Brief an Prof. Ludwig vom 26. Juli 1909 unaufgefordert auf sie hingewiesen, und beide, er und seine Schwester, bei dessen Besuch von ihr gesprochen. Nichts hatte sie dazu veranlasst. Somit muss angenommen werden: nachträglich ist die Akte von jemand vernichtet worden, der grossen Widerwillen gegen diese Erscheinungen hatte, vielleicht auch seelischen Schaden für die Leser befürchtete, also aus höheren Motiven, die schliesslich begrifflich sind und an sich nicht verurteilt werden können.

Die Lösung des Rätsels ist somit, bei Berücksichtigung aller Umstände: die Akte von 1748 hattatsächlich existiert, ist jedoch zwischen 1894 und 1902, der Amtszeit von Pfarrer L., oder vor Antritt von Pfarrer Buchner 1903 von unbekannter Hand aus unbekanntem Gründen vernichtet worden.

Meine Unterredung mit Pfarrer L. interessierte Pfarrer Buchner ausserordentlich. Oefters lächelte er verständnisvoll bei meinem Bericht, oder bemerkte kurz: „Ganz Pfarrer L.“ Zum Schluss meinte er: „Ich wundere mich nur, was er Ihnen alles gesagt hat.“ Dann wurde er rot und fügte kopfschüttelnd hinzu: „Ich wundere mich ja auch, was ich selbst alles gesagt habe!“ Offenbar sprach er seinerseits sehr ungerne über diese Dinge.

In Wang erwartete uns Pfarrer Schneeweis in dem alten, weiträumigen Pfarrhaus. Einsam und düster liegt es da, als schatte noch die Pest über der Gegend. Allein haust er dort mit seiner Wirtschafterin. Kein Tier, kein Mensch sonst — wie ausgestorben.

Entgegenkommend führte er uns überall herum; in den grossen Hausgang mit dem Kreuzgewölbe (siehe Tafeln), links im Hintergrund die Treppe, rechts von dieser die bewusste Küchentüre und das sehr gut schliessende Fenster. Beide besichtigte ich genau: sie sahen durchaus normal und solide aus. Dann hinauf zum zweiten Stock mit grossen, meist leeren Räumen und schönen Stuckdecken, in die Kapelle, wo noch

der Beichtstuhl von Pfarrer L. steht. Er selbst bewohnte Pfarrer Buchners späteres Schlafzimmer. Den Gästen überlässt Pfarrer Schneeweis das einstige Spukzimmer! Wer darin gewohnt hat, erfuhren wir nicht. Nach vielen Gästen sah es jedenfalls nicht aus! Auch die Registratur wurde besichtigt. Pfarrer Schneeweiss versicherte, im Hinblick auf die verlorene Akte, dass ihm unmöglich etwas entgangen sein könne. Er habe alles geordnet und durchsucht. Der Raum ist im Erdgeschoss und klein, mit wenig Regalen, die nur einige Bücher und Folianten beherbergen, die leicht nachzukontrollieren sind. Kein Zweifel: dort war die kostbare Akte nicht.

Aus Pfarrer Schneeweis war nichts herauszuholen. Alle Versuche, ihn zum Reden zu bringen, waren vergeblich. Er blieb kurz angebunden und wortkarg. Ironisch lächelnd versicherte er immer wieder, es gäbe gar nichts! „Was sollte es auch geben?“ Nie habe er etwas erlebt oder bemerkt. Allerdings krache es manchmal; das sei so in alten Häusern. Seit 1910 sei jedenfalls nichts mehr vorgekommen. Ueber das Frühere liess er sich nur mit einigen wegwerfenden Bemerkungen aus. Seine Haushälterin ebenso: eifrig erklärte sie — fast allzu eifrig: alles Täuschung. Man meine oft ... usw. — Wussten sie wirklich nichts? Pfarrer Stemmer und ich blieben im Zweifel. War es nicht ein geflissentliches Ueberhören— und Uebersehenwollen, um die Ruhe nicht zu verlieren? Ähnlich wie das jahrelange Schweigen von Pfarrer L. und seiner Schwester? Also ein Verschweigen, hier wie dort?

Einen letzten kleinen Beitrag zum Fall Wang brachte das Jahr 1940. Bei einem Kuraufenthalt in Bad Kohlgrub kam ich mit dem dortigen katholischen Pfarrer zusammen und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass er Pfarrer L. gut gekannt und ihn öfters in Baumburg besucht habe, da seine eigene Pfarrei in der Nähe war. Dabei habe ihm dieser wiederholt von jenen merkwürdigen Erscheinungen in Wang erzählt und speziell von dem Besuch der Offiziere, die dann die Flucht ergriffen. Auf meine Frage, ob er nicht auch ein altes Manuskript erwähnt habe, verneinte es der Geistliche: „Nein, davon hat er nie etwas gesagt.“ Er war dessen sicher. Ein Verschweigen also auch hier —?

Der Fall Wang ist nunmehr, wie der Fall Joller, so weit geklärt als möglich. Bei beiden spielt ein fehlendes Manuskript eine fast tragische Rolle, und versiegelt wurden die Lippen des Geistlichen wie des Anwalts durch ein Geheimnis — als habe höhere Fügung den Menschen eine Wahrheit vorenthalten, für die sie noch nicht reif sind.

ZWEI VERGLEICHSFÄLLE

8. Fall des Pfarrhauses Gossmansdorf, Bayern (kath.)

Unter dem Titel: „Okkulte Phänomene, beobachtet im Pfarrhaus zu G. in Franken“ veröffentlichte Prof. Ludwig 1908 eigene Erlebnisse in den „Psychischen Studien“ (p. 192 ff), ebenfalls pseudonym (Clericus), und zwar an Hand seines Tagebuches. 1920 folgte ein wichtiger Nachtrag (p. 495). Diese merkwürdigen Erlebnisse bewirkten im Laufe von sieben Jahren eine, wie er schreibt, „entscheidende Wendung“ in seiner Einstellung zum Okkultismus und machten aus einem Saulus einen Paulus. Damals allerdings hatte er sich noch in keiner Weise mit ihm befasst, kannte auch die einschlägige Literatur nicht und sah mit der üblichen Geringschätzung auf ihn herab. Das ist wesentlich für seine Einstellung zu den betreffenden Erscheinungen im eigenen Pfarrhaus. Gehört hatte er allerdings von okkulten Erlebnissen bereits 1888 als Kaplan in Zail am Main und 1892 durch den berühmten Professor Dr. Schell, als er auf Wunsch des Bischofs in Würzburg Jura studierte. 48 Jahre sammelte er dann, wie gesagt, Material und berichtete in zahlreichen Artikeln darüber. Im Zusammenhang damit unternahm er auch historische Studien, wie seine „Geschichte der okkultistischen Forschung“ beweist.

Weitere Erlebnisse dieser Art hat er selbst niemals gehabt, oder auch nur die Möglichkeit der Untersuchung noch aktiver Fälle. Lächelnd schüttelte er daher den Kopf, als ich erklärte, mir wäre das die Hauptsache, um festen Boden unter den Füßen zu haben.

Erfahrungen von wendender Bedeutung für ein Menschenleben sind psychologisch immer von Interesse. Sie sind es doppelt in Verbindung mit diesem „Unmöglichen“ und hier insbesondere mit dem Fall Wang. So soll kurz auf Prof. Ludwigs Erfahrungen eingegangen werden, ergänzt durch mündliche Mitteilungen und alle Namen.

Siebeneinhalb Jahre lebte er in Gossmansdorf im Hasgau, wo es mit Unterbrechungen volle fünf Jahre bis 1898 spukte. In den letzten zwei Jahren seines Aufenthaltes hörte der Spuk auf, ohne erkennbare Ursache, wie er gekommen. Zum Teil war er auffallend ähnlich dem von Wang, von dem er damals nichts wusste. Erst 1907 erfuhr er von

diesem. Wertvoll ist, dass er Tagebuch führte, wie er mir mündlich bestätigt hat.

Mai 1893 bezog er jenes Pfarrhaus, das 1817 als Forsthaus in freundlichem Villenstil errichtet worden war, und zwar auf Basaltlava mit vielen Augitkristallen, die beim Graben im Garten oft gefunden wurden. Um 1840 wurde es als Pfarrhaus adaptiert, da das nebenan liegende alte zu zerfallen drohte. Umgeben war es von einem gepflegten Garten. Der Friedhof lag weit draussen vor dem Dorf, das 700 Seelen zählte. Bis 1. Oktober 1900 blieb Prof. Ludwig dort. „Im Gegensatz zu Wang war hier also nichts, was das Aufkeimen einer romantisch-mittelalterlichen, klösterlich-mystischen Stimmung hätte begünstigen können“, wie Prof. Ludwig bemerkt. Und doch! Von dem in jenem Aufsatz Geschilderten hat Ludwig allerdings nur das wenigste selbst erlebt. Die drei Hauptzeugen, seine Hausgehilfinnen, waren jedoch durchaus glaubwürdig:

die Haushälterin, Mathilde Zang, die 13 Jahre seinen Haushalt besorgte, war eine gebildete Person aus guter Familie. Ihr verstorbener Vater war Fabrikant in Aschaffenburg gewesen, sie selbst vorher bei einer adeligen Familie in Charleville, Belgien. Um Mystik und Spuk hatte sie sich nie gekümmert und sonst niemals derartiges erlebt, auch nachher nicht, obwohl sie in der nächsten Pfarrstelle noch 6 Jahre bei ihm blieb. Sie war körperlich gesund, obwohl von zarter Konstitution, von gutem Charakter, ohne Frömmerei;

die beiden Dienstmädchen, Erwine Schneider aus Aidhausen, nachher Eva Barth von Gossmansdorf. Sie waren nacheinander 2 Jahre da — das erste Jahr war er ohne Mädchen — stammten aus sehr ehrbaren Familien und waren ebenfalls gesund, geistig und körperlich. Die eine hatte Ludwig bereits als Schulkind gekannt und auf die erste Heilige Kommunion vorbereitet. „Alle drei Zeugen waren durchaus wahrheitsliebend und viel zu aufrichtig religiös“, wie er bemerkte, „um ihn in einer so wichtigen Sache mit Lügen zu bedienen“;

als vierter kam noch der Schäfer des Dorfes in Betracht, ein junger, protestantischer Mann, derb und aufrichtig.

Wichtig ist, dass drei seiner Nachfolger, wie Ludwig feststellen konnte, ähnliche Erscheinungen hatten.

Erster Nachfolger war Pfarrer Elias Schmidt. September 1901 zog er ein und blieb fünf Jahre (bis 1905). Bei der ersten Zusammenkunft mit Prof. Ludwig bestritt er bezeichnender Weise, dass sich irgend etwas ereignet habe: „es war Ruhe“. Bei einer zweiten Zusammenkunft gab er zu, dass seine Schwester, die unten im Spukzimmer wohnte, sehr viel über Störungen klage. Von Ludwigs Erfahrungen hatten beide nichts gewusst. Pfarrer Schmidt machte ihm, seiner Schwester wegen, Vor-

würfe, dass er ihm nichts gesagt habe. Bei einem späteren Besuch bestätigte Ludwigs früheres Mädchen, E. Barth, die dann bei Pfarrer Schmidt war und noch im Dorf als Rentnerin lebt, „bei ihrer Seele Seligkeit“, dass alles wahr sei. Desgleichen der Schäfer.

Zweiter Nachfolger war Pfarrer Hahn (1905) aus Würzburg. Sein Vater, früher dort Gärtner, wohnte mit seiner Cousine bei ihm. Als Ludwig ihn September 1907 besuchte, frug er zu Ludwigs grösster Ueberaschung, ob er im Pfarrhaus seinerzeit nichts Auffallendes bemerkt habe? Alle drei waren nämlich Zeugen der Erscheinungen: etwa wenn sie abends im Esszimmer sassen und manchmal ein furchtbarer Schlag erfolge, als stürze der Kleiderschrank um. Vor Schreck sprangen sie manchmal auf. Der Vater behauptete auch, dass er manchmal Flämmchen vom Boden aufspringen sah. Ludwig traf Pfarrer Hahn am 18. August 1920 ein zweites Mal in Würzburg, nachdem er bereits seit Jahren eine andere Pfarrei inne hatte. Pfarrer Hahn berichtete, dass unter dem jetzigen Pfarrer Kuhn ein Student, der im oberen, nicht bewohnten Stock einquartiert gewesen sei, mitten in der Nacht sein Zimmer verlassen habe, weil man gehen und poltern gehört hätte, und ein Dienstmädchen habe behauptet, es wehe einem manchmal an wie ein kalter Wind, lauter Phänomene also, wie bei Prof. Ludwig.

Diesen dritten Nachfolger, Pfarrer Kuhn, suchte Prof. Ludwig September 1914 in Gossmansdorf auf, wo er mit seiner Mutter und einer entfernten Verwandten wohnte. Er erklärte damals, es herrsche Ruhe. September 1937 suchte ihn Ludwig nochmals auf und fragte eindringlich, ob er denn gar nichts bemerkt habe. Darauf bestätigte er jene Geschichte mit dem Studenten. Er selbst dagegen hätte nichts bemerkt. Ludwig äusserte seine Missbilligung, dass er es ihm erst jetzt berichte, weil es sich darum handle, festzustellen, wie lange der Spuk nach seinem Weggang noch angedauert habe.

Offenbar hat es also unter den drei Nachfolgern gespuht, wie während Ludwigs eigener Anwesenheit. Begonnen hatte es damit, dass seine Haushälterin ihm am 3. November 1893 erzählte, sie sei in der Nacht lange wach gelegen in Gedanken an den kranken Vater in D. Da habe sie deutlich im Esszimmer, das mit ihrem Zimmer durch eine, nachts offene Türe verbunden war, jemanden dreimal tiefschmerzlich aufseufzen hören und dabei die Wort vernommen: „Ach Gott!“ Sogleich habe sie sich aufgerichtet und mit ängstlicher Spannung gelauscht. Ludwig hielt die Sache für Halluzination. Im folgenden Jahr, in der gleichen

Nacht, wollte sie kleine, zungenähnliche Flämmchen gesehen haben. Allmählich hörten jedoch nacheinander ebenso auch die beiden Mädchen immer häufiger die verschiedensten Geräusche, und zwar auch jene, die ich seinerzeit als Mimikrygeräusche (Mimikry-Nachahmung) bezeichnet habe (O. p. 646, 718 ff), weil sie täuschend Beschäftigungsgeräusche nachahmen bei Fehlen normaler Ursachen. Wir sind diesen Mimikrygeräuschen in allen Varianten bereits begegnet, vor allem im Fall Joller. Das Merkwürdige und Wichtigste ist hier, dass sie ausgesprochen die Nachahmung von Prof. Ludwigs gewohnter Tätigkeit in seinem Arbeitszimmer waren, doch immer nur in seiner Abwesenheit auftraten: Auf- und Abgehen beim Brevierlesen, Stuhlücken, Türen geräuschvoll öffnen und schliessen mit raschem Hineilen zum Abort, usw. Die betreffenden Schritte waren jedoch stets dumpf und schlurfend „wie auf Socken“, ähnlich wie immer wieder berichtet wird, hier jedenfalls eine bemerkenswerte Fälschung, insofern Ludwig zu Hause niemals Schlappen, sondern stets feste Schuhe getragen hat. Es gab aber auch Schläge, dumpf hallende, an den Wänden. Anfangs glaubten Fräulein Zang und das Mädchen an Einbrecher, wie bei Christallers, und durchsuchten alles. Vergebens. Auch Ratten kamen nicht in Betracht, hier wie dort. Einmal hörte Fräulein Zang, kaum ins Bett gegangen, eine merkwürdige Unruhe in ihrem Zimmer, und eine Bewegung wurde bemerkbar, ein Trippeln durch dieses „wie von einer Geiss“ (s. Wang!), dann wieder Peitschenknallen. Auf Prof. Ludwigs Rat liess sie von nun an ein Nachtlicht brennen, und es war Ruhe. So haben die Angestellten noch vielerlei Geräusche vernommen: wie tanzen eines Blechtellers, einen furchtbaren Schlag, als sei der Kleiderschrank umgefallen, einen schweren Fall im Zimmer des Mädchens, als dieses mit der Haushälterin in der Küche war, einen harmonisch klingenden Schlag auf eine der Flaschen, die auf dem Küchenboden standen, ohne dass etwas zu sehen gewesen oder eine bewegt worden wäre. Sachen verschwanden des öfteren, z. B. ein grosser Schöpflöffel, den das Mädchen eben auf den Anrichtetisch gelegt hatte, Messer und Gabeln, die neben dem Mädchen lagen, usw. Einmal sei das vier Mal hintereinander vorgekommen. Den Schöpflöffel fand man dann nach langem Suchen hoch oben an der Wand, wo ihn niemand hingehängt hatte.

Natürlich wird man hier zuerst an Unfug, Geschwätz, Halluzination und dergleichen denken, wären nicht — Joller und Wang! Zudem: Ludwig hat selbst einiges erlebt. Er berichtet darüber:

a) „Winter 1895. Ich sass abends gegen 7 Uhr etwas ermüdet auf dem Sofa meines Studierzimmers. Da wurde ich plötzlich aufgeschreckt durch einen furchtbaren Schlag, anscheinend gegen das Küchenfenster im Erdgeschoss, denn er kam aus dieser Richtung, und ich vernahm deutlich das Klirren des zerbrechenden Glases. Augenblicklich eilte ich hinaus und sah durch das geöffnete Fenster des oberen Korridors auf die vom Mondschein beleuchtete Strasse nach einem Flichenden. Aber alles war leer und still. Gleichzeitig waren aus dem Esszimmer meine Haushälterin, das Mädchen und eine zu Besuch weilende Dame in die Küche geeilt, in der sicheren Erwartung, ein Fenster eingeschlagen zu finden, denn sie hatten dieselben Töne gehört. Aber alles war in Ordnung, auch kein Sprung im Glas, und doch hatten wir alle das Klirren so deutlich vernommen. Ein blosser Schlag mit der Faust oder einem Gegenstand gegen das Fenster hätte einen so gewaltigen Knall nicht hervorbringen können, ohne dass die Scheiben in Stücke gegangen wären.“

b) „Sommer 1896 ereignete sich etwas ganz Unglaubliches. Es war an dem wie gewöhnlich vor Dunkelheit stattfindenden Abendessen (ich ass stets allein) ein Fläschchen Bier auf dem Tisch. Als ich eingoss, merkte ich, dass das Bier schal war und begab mich in die Küche (mit dem Esszimmer ohne unmittelbare Verbindung, aber gleich daneben), um zu fragen, ob etwa der Verschluss mangelhaft gewesen sei. Die noch halb gefüllte Flasche hatte ich auf dem Tisch stehen lassen. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich, nach nur zwei Minuten ins Zimmer zurückkehrend, keine Flasche mehr sah! Haushälterin und Dienstmädchen, die während der ganzen Zeit in der Küche waren, suchten mit mir das ganze Haus nach der Flasche ab, aber sie blieb verschwunden. Einige Wochen später, als die leeren Flaschen nachgezählt wurden, fehlte keine“ (1908, p. 195/196). Bei Besprechung des Falles ergänzte Ludwig seinen Bericht dahin, dass eine Täuschung ausgeschlossen war. Nach den ganzen Verhältnissen war es unmöglich, dass jemand ausgerechnet während dieser zwei Minuten über den Gartenzaun gestiegen wäre, den grossen Garten durchquert, an der Wand des Hauses aus geglätteten Sandsteinquadern hinaufgeklettert und durch das Esszimmerfenster im Hochparterre gestiegen wäre, um die Flasche zu stehlen.

Prof. Ludwig erlebte noch anderes, z. B. eigenartiges Werfen wie mit Sand im November 1897 nachts um halb zwei Uhr im Bett. Er war völlig wach, so dass er gleich Licht machte und das ganze Zimmer durchsuchte. Vergebens. Aehnlich war es dem Mädchen eines Nachts, als werde



Pfarrhaus Gossmansdorf (Nordseite)

mit Kieselsteinchen gegen das Küchenfenster geworfen. Einmal vernahm Ludwig am Vormittag, während er im Studierzimmer Brevier betete, ganz deutlich, als werde die Blumenampel, die an der Decke des Esszimmers unter ihm hing, vom Haken genommen und nach einigen Sekunden wieder eingehängt. Sogleich ging er hinunter. Doch Fräulein Zang versicherte, sie und das Mädchen seien gar nicht ins Esszimmer gekommen. Den 18. Dezember vormittags hörte Fräulein Zang dasselbe Geräusch in der Küche, als sie allein war, ebenso zwei Tage vorher das Mädchen. Als dieses dann an den Ort des Geräusches eilte, tönte es plötzlich dicht neben ihm. Nachher, als es wieder an der Arbeit war, erfolgte ein starker Schlag.

Vier sehr bemerkenswerte Erscheinungen sollen noch erwähnt werden: 1. klagte Fräulein Zang, dass manchmal wie ein starker Wind durch ihr Zimmer gehe, obwohl draussen völlige Windstille herrsche und alle Fenster geschlossen seien. 2. erklärte sie, dass sie manchmal abends, wenn sie ihr Zimmer betrete, ein unerklärliches plötzliches Angstgefühl überkomme mit der Empfindung, in ihrem Zimmer nicht allein zu sein — ähnlich wie z. B. oft in Bubendorf. 3. wurde beobachtet — und es spricht für gute Beobachtung —, dass das Geräusch des Gehens plötzlich aufhörte, wenn man gespannt die Aufmerksamkeit darauf richtete, aber wieder gehört wurde, wenn die Leute die Arbeit fortsetzten. Die Aufmerksamkeit hätte also eine ähnlich hemmende Wirkung wie das Licht? Noch merkwürdiger war, 4., dass das Geräusch manchmal allein vom Dienstmädchen vernommen wurde, während das daneben sitzende Fräulein Zang nichts vernahm, und umgekehrt. Ludwig weist mit Recht darauf hin, dass das eine für dieses merkwürdige Gebiet sehr charakteristische Beobachtung sei.

Mit einem ausserordentlichen Phänomen erreichte am 19. Dezember 1907 der Spuk auch hier sein Ende: als Fräulein Zang eben in den Nachmittagsgottesdienst gehen wollte, ertönte auf einmal aus dem Studierzimmer ein so gewaltiger Schlag, dass sie überzeugt war, der grosse Kachelofen sei zusammengestürzt. Doch nichts war geschehen!

Im Zusammenhang mit diesem Fall soll gekürzt noch ein anderer von Prof. Ludwig folgen, der seine Arbeitsweise beim Sammeln von Material zeigt und auch ein interessantes Gegenstück zu Wang und Gossmandorf bildet.

9. Fall des Pfarrhauses Dünzling, Bayern (kath.)

Ein richtiges Spukhaus, wie aus einem Märchen, haben wir hier, ein altes Bauernhaus inmitten grosser Wälder, zirka 1809 in dem kleinen abgelegenen Bauerndorf erbaut und um 1843 notdürftig als Pfarrhaus adaptiert — „ein fades Gerümpel“, das „sofort den tristesten Eindruck macht“, als Spukhaus auch bei der Geistlichkeit „seit Jahrzehnten verschrien und gefürchtet!“ „Verschiedene glaubwürdige Personen versichern hoch und teuer, den Geist gesehen zu haben“, schrieb der damalige Pfarrer Lehner an Prof. Ludwig, „so dass man unmöglich alles ins Reich der Fabel verweisen könne“. Manche seiner Vorgänger hätten darunter zu leiden gehabt — er selbst allerdings nicht. Der „Rotleibte“ hiess allgemein dieser „Geist“ nach seiner Kleidung. „Doch die Dünzlinger reden nicht gerne darüber“, auch die Geistlichen nicht! Man weiss und — schweigt! Der letzte Geistliche, der ebenfalls geplagt worden war, liess 1930, wie schon lange beabsichtigt, den „armseligen Kasten“ niederreißen. Ob die „Waiz“, wie das Volk in Niederbayern den Spuk nennt — vielleicht vom althochdeutschen wizzi = Pein, Qual — nun Ruhe gefunden hat?

Siebzehn Briefe und Karten von Geistlichen liegen vor, mit denen Prof. Ludwig dieserhalb in Verbindung getreten ist, ergänzt durch mündliche Besprechungen, um den Fall nach allen Richtungen möglichst zu klären. Seine gewissenhafte und mühsame Arbeit hat sich gelohnt: in zum Teil überraschender Weise ist die Klärung gelungen und zeigt, wie vorsichtig und kritisch man selbst anscheinend besten Zeugnissen gegenüber sein muss — selbst bei Geistlichen! Anerkennenswert, dass Ludwig nichts zu vertuschen oder zu beschönigen versucht hat!

Das wichtigste Schriftstück ist ein achtseitiger Brief des Redemptoristenpaters Schleinkofer vom 2. Januar 1921 aus Cham über das in Dünzling Selbsterlebte. In seiner Biographie von P. J. Schuster¹ ist der Fall auch ausführlich behandelt, unter Beigabe von drei Abbildungen, zwei hier wiedergegeben, und Porträt, da er sieben Jahre in Dünzling verbracht hat (10. VI. 1885—15. IX. 1892). Mit dem Fall Wang hängt dieser insofern zusammen, als Pater Schleinkofer bereits dort als Zeuge figuriert (s. o. p. 154), allerdings als schweigender; denn was ihn damals nach jener Nacht zur Flucht getrieben hatte, wissen wir nicht. Er schwieg.

¹ 2. Aufl. 1932. Verlag Mar. Männer- u. Jünglingskongregation, Cham (Obpf.).

Sommer 1920 erfuhr Prof. Ludwig erstmals von Dünzling und seinem üblen Ruf, und zwar durch einen Geistlichen der Oberpfalz, der ihn in Freising besuchte und berichtete: Pater Benno in Regensburg könne näheren Aufschluss über sein nächtliches Erlebnis geben. Sofort nahm er den Fall auf und schrieb dann ausführlich über ihn in einem Aufsatz: „Animistische oder spiritistische Deutung?“ (Psych. Stud. 1921, p. 84/92). Auch hier kann ich die Namen einsetzen und in der folgenden Zusammenfassung einiges ergänzen aus den Schriftstücken, Schleinkofers Biographie und den Besprechungen mit Prof. Ludwig.

Gleich Oktober 1920 suchte er jenen Karmeliterpater Benno mit zwei seiner Kandidaten der Theologie im Kloster Regensburg auf. Er kannte ihn noch von Würzburg her — er stand mitte der 60er. Aus dessen Mund empfing er nun einen Bericht, „der diesen selbst tief ergriff“, obwohl seit dem Erlebnis schon 20 Jahre vergangen waren, und nicht minder Prof. Ludwig und seine beiden Zeugen.

Spuk im katholischen Pfarrhaus zu Dünzling (Bayern) (Bericht von Pater Benno)

„Als Festprediger war er um 1890 nach Dünzling zu einem Kirchenfest eingeladen worden. Um 10 Uhr hatte er sich zu Bett gelegt, erwachte jedoch um 12 Uhr und sah in der mond hellen Nacht von dem ganz in der Nähe gelegenen Friedhof einen Bauern auf das Pfarrhaus zukommen. Er dachte, da muss nun der Herr Pfarrer noch um Mitternacht zur Provisur, um einem Sterbenden die heiligen Sakramente zu reichen. Aber wie erschrak er, als er schwere Tritte die Treppe heraufkommen hörte, ohne dass vorher geläutet oder die Haustüre geöffnet worden wäre! Im nächsten Augenblick öffnet sich die Schlafzimmertüre von selbst, und der Bauer betritt das Zimmer. Die Gestalt, die Kleidung (rote Weste, weisse Strümpfe, s. u.) waren vollkommen ausgebildet, das Gesicht dagegen undeutlich. Zwei volle Stunden, von 12 bis 2 Uhr, ging nun das Phantom im Zimmer auf und ab. Zweierlei sei dabei merkwürdig gewesen: eine sehr kalte Luft ging von ihm aus und ein unnachahmliches Tönen. Pater Benno nahm das Kruzifix auf dem Nachttischchen und wollte, nachdem er den ersten furchtbaren Schrecken überwunden hatte, die Gestalt anreden, aber die Kehle war wie gelähmt. Er brachte kein lautes Wort heraus. Als die Gestalt endlich das Zimmer verlassen hatte, durchwachte Pater Benno den letzten Teil der Nacht und beklagte sich am Morgen beim Pfarrer über das schreckliche Vor-

kommnis. Dieser sagte, er habe ‚ihn‘ auch gehört. Er komme öfter an Festtagen. Auch im Zimmer der Haushälterin habe er sich schon gezeigt. Nach seiner Rückkehr nach Regensburg besuchte Pater Benno den dortigen Bischof Senestrey und erzählte ihm sein Erlebnis. Der aber lächelte und sagte, er glaube nicht an Geistererscheinungen und meinte scherzend, vielleicht hätten die Herren am Vorabend dem Bierkrug zu eifrig zugesprochen! Aber Pater Benno sollte gerechtfertigt werden. Nach ein oder zwei Jahren wurde in Dünzling eine Mission durch vier Kapuzinerpatres abgehalten, die ebenfalls durch den Geist beunruhigt wurden, daraufhin das Haus benedizierten und dem Bischof Meldung machten. Dieser bedauerte nun, Pater Benno nicht geglaubt und ihn durch seinen Scherz verletzt zu haben. — Dies die Aussage des Paters Benno.“

In Beantwortung einer Anfrage Ludwigs teilte dieser in einer Karte vom 20. November 1920, also bald nach der Besprechung, noch mit: „Der Arzt, dem ich also alles berichtete, (denn) ich bin krank gewesen, sagte zu mir: ‚D a n k e n Sie Gott, es hätte Sie der Schlag treffen können! Ich glaube es, dass es solche Erscheinungen gibt!‘ Mehr kann ich nicht mitteilen; was ich gesehen und erlebt, kann ich vor Gott b e s c h w ö r e n .“

Euer Hochwürden ergebener

Pater Benno, C. D.“

Eine wertvolle Ergänzung der Angaben von Pater Benno bringt auch die Biographie Pater Schleinkofers, denn er war damals als Geistlicher in Dünzling, erfuhr daher ganz frisch von jenem „schrecklichen Vorkommnis“, da sich Pater Benno gleich am Morgen, wie er Prof. Ludwig noch erzählte, bei ihm beklagt hatte. Wir wissen es auch von Pater Schleinkofer selbst; denn in jenem achtseitigen Brief erwähnt er kurz: „Pater Benno von den Karmelitern in Regensburg machte so viel durch in jener Nacht, da er zu Martinifest da war, dass er gleich nach seiner Predigt auf und davon eilte; sein Hemd war ganz nass vor lauter Schweiß. Er sagte, dass immer seine Tür auf- und zugeschlagen worden sei. Ich selber aber hörte nichts.“ Hier erfahren wir also das Datum jener Schreckensnacht. In der Biographie findet sich eine mit jenem Brief übereinstimmende Wiedergabe (p. 85/86), die jedoch offenbar nicht abgeschrieben und in einigen Punkten auch ausführlicher ist als jener Brief. Als Wichtigstes enthält sie eine Beschreibung des Anzuges des Geistes: „... ein sonderbar gekleideter Mann: Holzpantoffeln, eine schä-

bige Hose, die langen Socken über sie hinaufgezogen, und ein rotes Leibl (Weste)“; — so wurde er auch sonst allgemein beschrieben. Hinzugefügt wurde: „Pater Benno hat sein Erlebnis oft erzählt.“ Auch Ludwigs Korrespondenz ergibt das: immer wieder wird auf ihn, neben P. Schleinkofer, als Hauptzeugen hingewiesen.

Seine eigenen Erlebnisse schildert dieser ausführlich in jenem Brief (Ps. St. 1921, p. 89/90), der, wie gesagt, in der Biographie wiedergegeben ist, und zwar unter Hinweis auf einen „Okkultismusforscher“ als Empfänger, jedoch mit ungenauer Angabe des Datums (9. Juni, statt 2. Januar), auch stilistischen Varianten, so dass ihm offenbar nur der Entwurf des betreffenden Briefes vorlag. Hier der

Bericht von Pater Schleinkofer,

den Ludwig mit den Worten einleitet: „Ich musste zweieinhalb Monate auf diesen warten; denn der vielbeschäftigte Mann war in der ganzen Zeit als Prediger und Beichtvater auf Mission. Endlich, nach wiederholter Mahnung, kam am 4. Januar 1921 seine Antwort.“ Sie beginnt bezeichnender Weise mit den Worten: „Ich rede nicht gerne von diesen Erlebnissen, noch viel weniger gerne schreibe ich darüber; denn die Urteile gehen über solche Dinge weit auseinander ...“

„Täglich abends von 7 Uhr an hörte ich, wenn ich im Herbst und Winter im Zimmer sass, über mir Geräusche, als ob man Leinwand zerreiße und Säcke hebe mit Getreide gefüllt. Ich wollte einmal nachts zum Boden hinauf, um nachzusehen, aber meine Haushälterin (M. Deicher) hielt mich davon ab. Diese hat einmal, obwohl sie gar nicht furchtsam war, ihr Zimmer verlassen und um Mitternacht an meine Türe geklopft und voll Schrecken Einlass begehrt, indem sie berichtete, es gehe in ihrem Schlafzimmer ein Bauer mit r o t e r Weste und blauem Rock auf sie zu und lege seine kalte Hand auf sie. Sie könne es vor Schrecken nicht mehr aushalten und getraue sich nicht zurück. So blieben wir wach bis zum Morgen. Das kam zweimal: in der Nacht des Armen-seelensonntags und in der Nacht nach dem Kirchweihfest.“ Dasselbe hat Pater Schleinkofer Pfarrer Stemmer (s. ob.) erzählt, als dieser 1914 Kaplan in Maria-Dorfen, Oberlagern, war, wo Pater Schleinkofer das 40-stündige Gebet hatte. Das hat mir jener selbst mitgeteilt.

Der Brief fährt fort: „Ich ging zu meinem benachbarten Pfarrer Schiedrich von Tengn, der früher in Dünzling auch Pfarrer gewesen

war, und fragte ihn, ob er nichts gehört habe? Er bejahte es meines Wissens und sagte, dass einer meiner Vorgänger, wenn ich nicht irre, hiess er Engel, einen Bauern gesehen habe, so wie ihn meine Schwester geschildert.“ Nach kurzem Bericht über Pater Bennos Erlebnisse (s. ob) folgt: „Auch der verstorbene Pater Benno, der bei uns übernachtete, erzählte, Lichter gesehen zu haben. Nun kamen vier Kapuziner zur Mission. Zwei davon hörten nachts einen furchtbaren Schlag. Dann benedizierten sie das ganze Haus, und ich hörte nichts mehr. Einmal kam es mir vor, als wolle man die Wand eindrücken, an der mein Bett stand, und ich weiss, dass ich einmal unmutig sagte: ‚Nicht einmal in der Nacht hat man Ruh!‘ Dann besprach ich an einem Winterabend, als es schon dunkel war, mit der Tochter des Kaufmanns des Orts und ihrer Magd eine Angelegenheit, die Mission betreffend, (auch meine Haushälterin war anwesend); da hörten wir alle vier auf der Stiege draussen Brummen, wie in Unwillen. Ich fragte die Haushälterin, ob sie etwa die Haustüre nicht gesperrt habe. Sie eilte gleich hinaus. Aber die Türe war gesperrt, niemand draussen, und doch hatten wir alle vier das unwillige Brummen und Schimpfen gehört. Mehr weiss ich nicht. Was ich schrieb, ist wahr.“

Uebereinstimmend und unabhängig haben also Pater Benno und Pater Schleinkofer an Prof. Ludwig über jene denkwürdige Mission berichtet, doch nur letzterer etwas ausführlicher, da nur er zugegen war. Näheres über sie zu erfahren, war ausserordentlich wichtig. Prof. Ludwig ist dies gelungen.

Die betreffende Mission fand vom 15.—22. Mai 1890 statt, wie Pater Lehner in Dünzling, von dem drei Briefe vorliegen, unter dem 25. Oktober 1920 mitteilte, und zwar durch die Kapuzinerpatres Eduard, Matthäus, Floridus und Otto. Sie müssten noch am Leben sein. Wie Ludwig herausbrachte, war das aber nur bei beiden letzteren der Fall. Er bekam dann von Pater Floridus folgende Karte aus Augsburg:

20. November 1920: „Leider kann ich über Dünzling keinen weiteren Aufschluss geben. Ich selbst habe nichts gesehen und gehört. Die Mitbrüder hörten nachts einen furchtbaren Schlag; ob sie auch etwas gesehen, nescio. Ich hörte nur noch, dass nach der Benedictio Ruhe war.

In fraterna caritas

Floridus.“

Pater Otto schrieb aus Neuötting, unter Verweisung auf Pater Schleinkofer für nähere Auskunft:

16. November 1920: „Mein Erlebnis kann ich kurz mitteilen: Abends — es war Sommerzeit — ging ich ruhig zu Bett. Um 12 Uhr hörte ich eine Person mit festen Holzschuhen über die Stiege auf den Dachboden gehen. Von dort hörte ich einen gewaltigen Schlag, als wäre ein Dachbalken niedergefallen. Furcht überkam mich keine. Am Morgen waren meine Mitbrüder und Herr Expositus Schleinkofer bei der Frage, wie ich geschlafen hätte, etwas befangen. Wir nahmen dann gemeinsam die benedictio domus vor, worauf die ganze Missionswoche ruhig verlief. Vor und nach der Mission war es aber gar nicht geheuer im Haus.

In all. Hochachtung

Pater Otto.“

In einem zweiten Brief (20. November 1920) antwortete Pater Otto sehr zurückhaltend auf eine neue Anfrage Ludwigs: „Leider kann ich weitere Berichte nicht geben, da wir nach der erwähnten Sache nicht mehr darüber redeten“ —!

Alle Berichte über diese Mission der vier Patres stimmen also darin überein, dass keiner etwas gesehen hat, dagegen zwei von ihnen in sehr bemerkenswerter Weise Ungewöhnliches gehört haben.

Das Kapitel Dünzling der Biographie Scheinkofers schliesst: „Von seinen Nachfolgern haben nur zwei den ‚Geist‘ im Pfarrhaus nicht gehört. Alle anderen wurden von ihm mehr oder weniger belästigt, auch der letzte, der 1930 das Expositurhaus niederreissen liess.“ Die Korrespondenz Ludwigs bestätigt es:

Aus einem längeren Brief von Pfarrer Tempel in Neuhaus vom 28. November 1921 erfahren wir, dass Pfarrer Löhr, der acht Jahre in Dünzling war, nichts vermerkt hat, wie er ihm selbst mitteilte, ebenso sein Nachfolger, Pfarrer Wunder, der etwa drei Jahre da war und in jenem Zimmer schlief, „in dem der ‚Geist‘ immer erscheinen soll“. Pfarrer Wunder bestätigte es in einem Brief vom 22. November 1921 an Ludwig: „Ich habe nichts gesehen und gehört.“ Aus einem Schreiben (17. November 1920) seines Nachfolgers, Pfarrer Lehner, erfahren wir ferner, dass sich Pfarrer Wunder der Waiz-Geschichte gegenüber ungläubig verhielt. Auch Pfarrer Schnell, der September 1895 nach Dünzling kam, hat nie etwas gesehen, wie er am 17. November 1920 schreibt, desgleichen seine Base, obwohl sie von den Leuten auf das Gespenst aufmerksam gemacht worden war: „damit sie sich gegebenenfalls nicht fürchte“. Trotz der Suggestion von Seiten der Dorfleute hat sie den „Geist“ also nicht gesehen! Einmal allerdings sei etwas Merkwürdiges geschehen: in beider Gegenwart flog plötzlich ein Fenster „sehr heftig zu, ohne dass der Wind ging, und stand bei sofortigem Nachsehen offen“, obwohl die „sehr gewissenhafte und sorgsame Base“ bestimmt erklärte, dass sie das Fenster geschlossen hatte. Dagegen fühlte sich Pfarrer Schnell dort ständig sehr unwohl, obwohl er gesund hingekommen war, so dass ihn schliesslich der Bischof versetzte und er „fast todkrank“ abreiste. In Regensburg erholte er sich trotz sehr viel Arbeit ganz rasch. Vielleicht war es, wie er bemerkt, nur die Abneigung gegen Dünzling — „oder lag noch etwas anderes dazwischen? Ich weiss es nicht.“ Jedenfalls: seiner Base erging es ähnlich.

Dagegen hat Pfarrer Lehner in jenem ersten Brief an Ludwig auch über eigene bemerkenswerte Erlebnisse berichtet: „Ging Juni 1916 nur mit bangem Herzen hin wegen der ‚Waiz‘, von der ich als Kooperator von Tengn so viel gehört hatte. Habe aber bis Januar oder Februar 1917 nichts gehört und nichts gesehen. Dann aber ging es an. Es mögen fünf oder sechs Sonntage gewesen sein, dass in der Früh um 3 Uhr mit schweren Schritten auf dem Gange im ersten Stock gegangen und mit aller Wucht an meiner Türe geklopft wurde. Auf meine Frage, was es gebe, erhielt ich keine Antwort, es war dann immer alles ruhig. Ich sprach mit niemand darüber und glaubte immer an eine Sinnestäuschung, bis mich, ich glaube es war Herbst 1917, ein Besuch, die Nichte eines Pfarrers fragte, wer denn heute Nacht im Gang herumgetappt und an meiner Türe gepoltert habe. Etwa drei Wochen später hörte ich auch noch in der Früh um 3 Uhr von der anstossenden Bodenkammer eine weinerliche Stimme: ‚Lass mich naus, lass mich naus!‘ Seitdem haben weder ich noch meine Haushälterin das Geringste gehört. Bemerkten möchte ich noch, dass ich bei diesen nächtlichen Ruhestörungen nicht das geringste Furchtgefühl hatte, obwohl ich sonst ängstlicher Natur bin.“

Damit sind wir bei Ludwigs überraschender Feststellung angelangt. Auf seine ausführliche Darstellung verweisend, genügt das Folgende, da es sich um keinen Tatsachenbericht handelt, sondern nur um eine Richtigstellung und damit um einen interessanten Einblick in den Wert oder vielmehr Unwert so vieler Berichte, selbst von anscheinend glaubwürdigen Seiten:

Prof. Ludwigs Korrespondenz ergibt, dass Pfarrer Wunder, Vorgänger Pfarrer Lehnens in Dünzling, der, wie wir gesehen haben, durchaus keinen Anlass hatte, den Glauben an die Waiz zu fördern, Aufzeichnungen hinterlassen hat, nach denen zwei Kapuzinerpatres während einer Mission drei Mal den „Rotlaibleten“ gesehen zu haben angaben, ihn auch in der Bodenkammer Getreidesäcke einfüllen hörten, usw. Diesen Bericht hatte er von Pfarrer Tempel in Neuhaus, damals in Abbach, der ihn seinerseits von einem Kapuziner hatte, dem er einmal in Regensburg begegnet war. Auf Pfarrer Tempels Zweifel hin schwor der Pater: „So gewiss ich vor Ihnen stehe, wir haben den Geist gesehen ... keine Täuschung ... halb neun Uhr abends im Juli, heller Tag. Ich kanns mit meinem Mitbruder eidlich bestätigen ...“ Ein halbes Jahr später, 1912, traf Pfarrer Tempel in Regensburg den Pater abermals, worauf er das gleiche erzählte (Brief vom 28. November 1920). Weitere Nachforschungen ergaben, dass es sich um einen Kapuziner M. handelte (den Namen verschweige ich), der am 9. Mai 1914 in N. gestorben ist. Doch dieser ganze Bericht war aus der Luft gegriffen, eine Kombination der verschiedenen Berichte anderer; denn Pater M. war bei jener Mission überhaupt nicht zugegen! wie Ludwig feststellte. Er hatte sich also andere Berichte zurechtgelegt —



Pfarrhof in Dünzling, Vorder- und Rückansicht

„freilich wenig rühmlich für einen Pater“, bemerkt Prof. Ludwig, „aber es gibt auch unter Männern hysterische Personen, die die Sucht haben, sich interessant zu machen, und so mochte Pater M. seine Erzählung aus dem Gehörten zusammengefügt haben“. In einem Punkt hat er dabei allerdings übertrieben: der Rotlaibete war, und zwar von Pater Benno nur ein, nicht drei Mal gesehen worden, denn er ging nur ins Pfarrhaus hinein, nicht wieder hinaus auf den Friedhof.

Sehr interessant ist, dass Prof. Ludwig auf einer Pastorenkonferenz in Eggmühl, Strecke Regensburg-Landau, fünf oder sechs Geistliche über den Fall Dünzling verhörte und alle das gleiche aussagten. Nicht weniger interessant ist, dass einige von ihnen, die selbst nie etwas erlebt hatten, sich doch verpflichtet fühlten, nachher an ihn über das Berichtete zu schreiben, so Pfarrer Wunder. In jenem Brief, in welchem er sehr richtig bemerkt hatte: „wie hätte, wenn gar keine Grundlage vorhanden gewesen wäre, so ein weitverbreitetes Gerücht über dieses Haus entstehen können?“ teilte er folgendes, unter Hinweis auf Pater Benno und Pater Schleinkofer, mit:

„Pfarrer Moller, zur Zeit in Hindeling, war bald nach Schleinkofer Expeditus in Dünzling. Seine Schwester Elise, die ihm den Haushalt führte, will ebenfalls den Geist gesehen haben. Sie war ein paar Tage darauf schwer krank und sogar in ärztlicher Behandlung. Ich habe das von ihm selbst gehört ... Pfarrer Huf, 1890 Pfarrer eine Stunde von Dünzling, sagte einmal zu mir, er möchte keine Nacht im Dünzlinger Pfarrhaus wohnen. Er halte den dortigen Geist für einen Verdammten.“

Abschliessend stellt Prof. Ludwig fest: „Der Spuk von Dünzling ist bezeugt seit 1890. Aber er geht noch weiter zurück, wie der letzte Brief von Pater Schleinkofer zeigt, also vielleicht 40 bis 60 Jahre und darüber. Ich glaube sagen zu können, die Tatsache steht fest. Sie wird auch nicht umgestossen durch den verdächtigen Bericht des Pater M. Im Gegenteil muss gerade auch er, da er aus Stücken echter Berichte zusammengesetzt ist“ — die vielfach bezeugt sind —, „für die Tatsache zeugen. Die beiden Ordensgeistlichen, Pater Benno und Pater Schleinkofer, gelten als musterhaft fromme, gewissenhafte Priester. Die Aussagen der beiden Kapuziner sprechen in ihrer Einfachheit, die nichts von Effekthascherei hat, in ihrer Uebereinstimmung untereinander und mit dem Schlussbericht Pater Schleinkofers für die Wahrheit der Sache. Die Wahrheit der Aussage des jetzigen Pfarrers Lehner von Dünzling kann ebenfalls nicht angezweifelt werden. Dass alle diese Personen samt den Frauen (Schwester und Haushälterin) an Wahnvorstellungen litten, müsste nachgewiesen werden und ist von vornherein unwahrscheinlich.“

Angesichts der Behauptung: Wahnvorstellungen müssen nachgewiesen werden, warum alle diese Personen hier und nur hier solche hatten, ausser Schleinkofer, der auch anderswo ähnliches erlebte. Und warum waren diese nur ganz selten und mit langen Unterbrechungen? Die Fälle Wang und Schloss T. stellen uns vor die gleichen Fragen.

Zum Schluss ein Fall, der eine sehr häufig berichtete Erscheinung beleuchtet, eine „Anmeldung“ durch Klopfen, obwohl er nicht eigentlich hierher gehört — oder doch? — insofern es sich nicht um einen Toten, sondern um einen Lebenden handelt. Er ist nichtsdestoweniger sehr bezeichnend.

10. Fall des Dr. Magnus Jocham, Freising (kath.)

Dr. Jocham war Professor an der philosophisch-theologischen Hochschule in Freising und ein fruchtbarer Schriftsteller und Uebersetzer. 1893 starb er daselbst 85-jährig. In seiner Selbstbiographie berichtet er (p. 193/196), wie er etwa 1830 als junger Kaplan in Altdorf einer vom Schlag getroffenen Frau, die zweite Kranke, die er zu betreuen hatte, die letzte Oelung erteilte und versprach, folgenden Tags wiederzukommen. Am Abend legte er sich wie gewohnt gegen 11 Uhr zu Bett. Eben war er am Einschlafen, als es an der Gangtüre klopfte. „Ich mag ehvornoch an sie gedacht haben“, schreibt er, „darum fiel mir auch sogleich die alte Frau ein, die vielleicht am Sterben wäre“. Der kranke Pfarrer konnte es nicht sein, denn er hätte an der anderen Türe geklopft, die unmittelbar in sein Zimmer führte, ebensowenig die Magd und die Haushälterin. „Ich hielt gleich den Gedanken fest: die Frau ist am Sterben und verlangt geistliche Hilfe. So neu mir dieser Vorfall war, so hatte ich doch keine Furcht und fing an, für die Kranke zu beten, schlummerte aber bald wieder ein. Sogleich klopfte es wieder in genau derselben Weise. Das wiederholte sich. Beim vierten Mal wurde ich munter und gab für diese Nacht den Schlaf verloren. Ich stand auf, öffnete die Türe, um mich vollkommen zu überzeugen, dass niemand dieses Geräusch verursachte, und blieb noch zu Bett. In der Früh ging ich zum kranken Pfarrer und sagte gleich, die alte Wagnerin werde gestorben sein; sie hätte sich vor Mitternacht bei mir gemeldet. ‚Sie werden sich doch nicht gefürchtet haben?‘ entgegnete der Pfarrer. ‚Ich schlief auch wenig und bemerkte Sie noch ausser Bett.‘ Wie Jocham den Vorfall ausführlich erzählte, kam der Sohn der alten Wagnerin und sagte die

Leiche an. Um 11 Uhr sei sie in die Züge gefallen und habe immer etwas Unverständliches gesagt. Auf einmal sei sie ruhig geworden. „Nachher ermahnte mich der Pfarrer, jedesmal meiner Kranken vor dem Schlafen besonders zu gedenken und für sie zu beten. Dann würde ich nicht leicht mehr beunruhigt. Geschehe es aber doch, sollte ich mir nichts daraus machen. Das sei etwas sehr Gewöhnliches, nur rede man nicht gerne davon, weil es in die Geheimnisse des Seelsorgerlebens gehöre ... Ich werde darum von derartigen Erlebnissen nichts mehr berichten“ — ein neuer, sehr ernster Grund für das Komplott des Schweigens.

Wo alles zum Unglauben drängt, zur Ablehnung sich verbündet, und jedes Zeugnis dem Verdikt „unmöglich“ verfällt, hat die Vergangenheit wenig Gewicht und wird Beweiskraft, wenn überhaupt, höchstens der eigenen Zeit zugestanden. So schrumpft unser Gesichtskreis auf das Nächste zusammen und plötzlich vergisst man, welche Rechte sonst den Zeugnissen der Vergangenheit, Fundament unseres Seins und Denkens, eingeräumt werden. Da somit die eigene Zeitspanne, das Heute, zum Masstab des Vergangenen, des Gestern, wird, wollen wir uns jetzt drei Fällen zuwenden, die nicht weiter als 1920, 1928 und 1936 zurückliegen. Ich habe sie von den Betreffenden selbst. Der erste ist von unserem bedeutendsten Psychologen, der zweite von einem bayrischen Rechtsanwalt, der dritte von einer Berliner Chemikerin. Vier Vergleichsfälle schliessen sich zur Ergänzung an; der letzte von einer Prager Zahnärztin ist sogar von 1946!

Mit dem ersten Fall wenden wir uns England zu, dem Spukland par excellence. Der schriftliche Bericht bleibt ungekürzt.

Fall von Prof. C. G. Jung, Zürich

Im Sommer 1920 befand ich mich in London, wo ich auf Einladung von Dr. X. arbeitete und Vorlesungen gab. Mein Kollege erzählte mir, dass er, in der Erwartung meiner Ankunft, für diesen Sommer einen passenden Weekendort gefunden habe. Es sei nicht so einfach gewesen, meinte er, ein zusagendes Haus zu finden, da auf die Sommerferien hin entweder alles schon vermietet oder dann so exorbitant teuer oder dermassen unattraktiv gewesen sei, dass er den Plan beinahe aufgegeben habe. Schliesslich hätte er aber — und das sei ein wahrer Glücksfall gewesen — ein reizendes Cottage gefunden, für unsere Zwecke gerade richtig, und zwar zu einem lächerlich niederen Preise. — Es war, wie es sich herausstellte, in der Tat ein höchst anziehendes altes Farmhaus in Buckinghamshire, wohin wir uns am Ende der ersten Arbeitswoche (das heisst am Freitag Abend) begaben. Für die Bedienung hatte Dr. X. ein Mädchen aus dem benachbarten Dorfe angestellt, zu der sich im Laufe des Nachmittags jeweils eine Freundin als freiwillige Helferin gesellte. Wir waren einfach, aber komfortabel untergebracht. Das Haus war geräumig, zweistöckig und in einem rechten Winkel gebaut. Es hatte also zwei Flügel, von denen uns der eine vollauf genügte. Im Erdgeschoss befand sich ein Gartenraum mit angebautem Conservatory mit einer Tür, die direkt in den Garten führte, sodann die Küche, ein Esszimmer und ein Drawing-room. Im ersten Stock befand sich ebenfalls ein Korridor, der durch die Mitte des Hauses, von der Treppe beim Gartenzimmer her, zu einem grossen Schlafzimmer führte, welches die ganze Stirnseite des Flügels einnahm. Es hatte an den Seiten je ein Fenster und an der Stirnseite einen Kamin. Das eine Fenster ging gegen Westen, das andere gegen Osten. Linker Hand von der Türe (auf der Westseite) stand ein Bett, gegenüber an der Stirnseite (Norden) befand sich eine grosse altertümliche Kommode, rechter Hand (Osten) ein Schrank und ein Tisch. Zusammen mit einigen Stühlen war dies das ganze Ameublement. Das war mein Zimmer. Zu beiden Seiten des Korridors befanden sich eine Reihe von Schlafzimmern, die von Dr. X. und den jeweiligen Gästen benützt wurden.

In der *ersten Nacht*, ermüdet von der anstrengenden Arbeit der Woche, schlief ich ausgezeichnet. Den nächsten Tag verbrachten wir mit Spaziergängen und Gesprächen. Am Abend der *zweiten Nacht* ging ich, ziemlich müde, um 11 Uhr zu Bette, aber ich kam über den Punkt des Einschlafens nicht hinweg. Ich verfiel nur in *eine Art von Erstarrung*, die darum peinlich war, weil es mir schien, dass ich mich nicht bewegen könne. Auch schien es mir, die Luft im Zimmer sei dumpf und es herrsche *ein undefinierbarer, unangenehmer Geruch* im Zimmer. Ich dachte, ich hätte vergessen, die Fenster zu öffnen. Das veranlasste mich dann schliesslich, trotz meiner Erstarrung, Licht zu machen (d. h. eine Kerze anzuzünden): beide Fenster standen offen und ein leiser Nachtwind zog durch das Zimmer und erfüllte es mit dem hochsommerlichen Wohlgeruch blühender Wiesen. Von üblem Geruch war keine Spur zu entdecken. Ich blieb halbwach in meinem merkwürdigen Zustand, bis ich durch das östliche Fenster den ersten blassen Schimmer des kommenden Tages erblickte. In diesem Moment wich wie ein Zauber die Erstarrung von mir, und ich fiel sofort in tiefen Schlaf, aus dem ich erst gegen 9 Uhr erwachte.

Am Sonntag Abend bemerkte ich beiläufig zu Dr. X., dass ich die Nacht vorher merkwürdig schlecht geschlafen hätte. Er riet mir, eine Flasche Ale zu trinken, was ich dann auch tat. Aber es ging mir in dieser *dritten Nacht* wie vorher: ich kam nicht weiter als bis zum Punkte des Einschlafens. Die beiden Fenster standen offen. Anfangs war die Luft frisch, aber nach etwa einer halben Stunde schien sie sich zu verschlechtern; sie wurde dumpf und muffig, und schliesslich irgendwie widerwärtig. Es war mir schwierig, den Geruch zu identifizieren, trotzdem ich mich bemühte, dessen Natur festzustellen. Es kam mir nur in den Sinn, er habe etwas Krankhaftes an sich. Ich ging dieser Spur nach durch alle Geruchserinnerungen, die man während 8 Jahren praktischer Tätigkeit an einer psychiatrischen Klinik sammeln kann. Plötzlich stiess ich auf das Erinnerungsbild einer alten Frau, die an einem offenen Carcinom litt. Das war unmissverständlich der krankhafte Geruch, den ich in ihrem Krankenzimmer so oft wahrgenommen hatte. Als Psycholog wunderte ich mich nun, was der Grund zu dieser eigentümlichen Geruchshalluzination sein könnte. Es gelang mir aber nicht, irgend eine überzeugende Beziehung zwischen meinem Bewusstseinszustand und der Halluzination aufzufinden. Ich fühlte mich nur sehr unbehaglich und kam mir in meiner Erstarrung wie gelähmt vor. Ich konnte schliesslich auch

nichts mehr denken, sondern verfiel in einen halbwachen Torpor. Plötzlich hörte ich etwas regelmässig *tropfen*. „Habe ich den Wasserhahn nicht recht zugekehrt?“ dachte ich. „Aber es gibt ja gar kein fliessendes Wasser im Zimmer — dann muss es offenbar regnen — es war doch heute so schön.“ Unterdessen ging das Tropfen regelmässig weiter im Tempo von einem Tropfen in zwei Sekunden. Ich stellte mir links von meinem Bette in der Nähe der Kommode eine kleine Wasserlache vor. „Dann muss aber das Dach irgendwo lecken“, dachte ich mir. Schliesslich, mit heroischer Austrengung, wie es mir schien, machte ich Licht und ging zur Kommode. Es war kein Wasser auf dem Boden, und an der gegipsten Decke war kein Wasserfleck. Erst dann blickte ich zum Fenster hinaus: es war eine klare Sternennacht. Unterdessen ging das Tropfen ruhig weiter. Ich konnte eine Stelle auf dem Fussboden, etwa einen halben Meter vor der Kommode, ermitteln, woher das Tropfgeräusch kam. Ich hätte sie mit der Hand berühren können. Plötzlich hörte das Geräusch auf und kam nicht wieder. Erst um 3 Uhr beim ersten Tageschimmer fiel ich in tiefen Schlaf. Ich habe Holzwürmer gehört. Aber ihr Ticken ist schärfer. Dies war ein mehr dumpfes Geräusch, genau wie es ein von der Decke fallender Wassertropfen erzeugen würde.

Ich war ärgerlich und nicht gerade erfrischt von diesem Weekend. Ich sagte aber nichts zu Dr. X. Am *nächsten Weekend* nach einer inhalts- und ereignisreichen Woche dachte ich an mein voriges Erlebnis gar nicht mehr. Als ich aber etwa ein halbe Stunde im Bett war, da war alles, wie zuvor, wieder da, die Erstarrung und der widerwärtige Geruch, und dazu kam nun *etwas Neues*: etwas streifte an den Wänden entlang, wie knisterndes Papier, die Möbel krachten hie und da, es rauschte sonderbar, bald in der einen, bald in der andern Ecke. Es war *eine seltsame Unruhe in der Luft*. Ich dachte, es sei der Wind, machte Licht und wollte die Fenster schliessen. Die Nacht war aber ruhig und es war keine Spur von Wind. Solange das Licht brannte, war die Luft frisch und kein Geräusch hörbar. Kaum hatte ich gelöscht, so trat langsam die Erstarrung wieder ein, die Luft wurde stickig, und das Rauschen und Knistern begann wieder. Ich dachte, ich hätte Ohrgeräusche. Sie hörten aber so um 3 Uhr morgens wieder prompt auf.

Am Abend der *zweiten Nacht* versuchte ich es wieder mit einer Flasche Ale. Ich hatte nämlich in London stets gut geschlafen und vermochte mir gar nicht vorzustellen, was ausgerechnet an diesem stillen und friedlichen Ort mir Schlaflosigkeit verursachen könnte. In dieser Nacht wieder.

holten sich *die selben Phänomen, aber in gesteigerter Form*. Erst jetzt kam mir der Gedanke, dass es sich um etwas Parapsychisches handeln könnte. Ich wusste, dass gewisse Probleme der Hausbewohner, die ihnen unbewusst sind, zu derartigen Exteriorisationen Anlass geben können; denn konstellierte unbewusste Inhalte haben oft eine Tendenz, sich irgendwie äusserlich zu manifestieren. Nun kannte ich die Probleme der damaligen Bewohner sehr gut, und ich konnte gar nichts entdecken, was diese Exteriorisationen zu erklären imstande gewesen wäre. Andern Tags erkundigte ich mich aber doch vorsichtshalber bei allen, wie sie geschlafen hätten. Alle rühmten ihren guten Schlaf.

In der *dritten Nacht* wurde es *noch schlimmer*. Es traten sogar *Klopflaute* auf, und ich hatte den Eindruck, *es husche ein Tier in der Grösse eines mittleren Hundes im Zimmer herum*, wie in einer Panik. Wie gewöhnlich hörte der Spuk schlagartig mit dem ersten Lichtstreifen im Osten auf.

Im Laufe des *nächsten dritten Weekends* steigerten sich die *Phänomene*. Das Rauschen wurde zu einem Brausen und Sausen wie das eines Sturmes. Die Klopflaute kamen auch von aussen in Form dumpfer Schläge, wie wenn jemand mit einem unwickelten Schmiedehammer von aussen auf die Backsteinmauern schlug (im ersten Stock!). Mehrfach musste ich mich vergewissern, dass kein Sturm herrschte und niemand von draussen an die Mauer schlagen konnte.

Beim *vierten Weekend* machte ich meinem Gastgeber einige vorsichtige Andeutungen: das Haus sei vielleicht „haunted“, und das könnte der Grund für den überraschend niederen Mietpreis sein? Er lachte mich natürlich aus, trotzdem er sich meine Schlaflosigkeit so wenig wie ich erklären konnte. Es war mir aber aufgefallen, wie schnell die beiden Mädchen jeden Abend nach dem Dinner aufräumten und lange vor Sonnenuntergang jeweils das Haus verliessen. Um 8 Uhr war kein Mädchen mehr zu sehen. Ich bemerkte scherzhaft zu unserer Köchin, sie habe wohl Angst vor uns, dass sie sich jeden Abend von ihrer Freundin abholen lasse und es dann immer so eilig habe, heimzugehen. Sie lachte und sagte: „Ich habe keine Angst vor den Herrschaften, aber ich würde keinen Augenblick allein oder gar nach Sonnenuntergang in diesem Haus bleiben.“ „Ja, was ist denn los hier?“ fragte ich sie. „Why, this here house is haunted, didn't you know it? Das ist der Grund, warum sie es so billig bekamen. Niemand hat es hier ausgehalten.“ Das sei so, solange sie sich erinnern könne. Ueber den Ursprung des Gerüchtes war

nichts aus ihr herauszubekommen. Ihre Freundin bestätigte sie mit Emphase.

Ich konnte als Gast begreiflicherweise keine näheren Nachforschungen im Dorf anstellen. Mein Gastgeber war skeptisch, aber gewillt, das ganze Haus einmal gründlich zu untersuchen. Wir fanden gar nichts Bemerkenswerthes, bis wir auf den Estrich kamen. Dort fanden wir nämlich zwischen den beiden Flügeln eine Brandmauer, darin eine relativ neue, zirka 4 cm dicke Türe mit einem schweren Schloss und zwei mächtigen Riegeln, welche den unbewohnten Flügel von dem unsrigen abschloss. Den Mädchen war die Existenz der Türe unbekannt.

Diese Türe ist insofern rätselhaft, als das Erdgeschoss sowohl wie der erste Stock in den beiden Flügeln offen kommunizierten. Im Dachraum waren keine Zimmer und auch keine abschliessbaren Gelasse. Auch fanden sich keine Spuren von irgendwelcher Benützung. *Ich habe keine Erklärung gefunden*.

Das *fünfte Weekend* war dermassen unerträglich, dass ich meinen Gastgeber bitten musste, mir ein anderes Zimmer zu geben. Es hatte sich nämlich folgendes ereignet: es war eine schöne, windstille Mondnacht. Im Zimmer rauschte, klopfte und knisterte es; von aussen tönnten Schläge an die Mauern. Ich hatte das Gefühl, es sei etwas in der Nähe. Ich öffnete mit Mühe die Augen. Da sah ich *neben mir auf dem Kopfkissen den Kopf einer alten Frau, das rechte Auge, weit aufgerissen, mich anstarrend. Die linke Gesichtshälfte fehlte bis zum Auge*. Das kam so plötzlich und unerwartet, dass ich mit einem Satz aus dem Bett flog, Licht machte und bei Kerzenschimmer in einem Lehnstuhl den Rest der Nacht verbrachte. Anderntags siedelte ich ins Nebenzimmer über, wo ich dann glänzend schlief und während diesem und dem nächsten Weekend nicht mehr im Geringsten gestört wurde.

Ich drückte meinem Gastgeber meine Ueberzeugung aus, dass ich das Haus in der Tat für „haunted“ hielte, welche Erklärung er mit lächelnder Skeptis quittierte. Diese Haltung, so begreiflich sie war, ärgerte mich doch einigermassen. Ich konnte mir nämlich nicht verhehlen, dass meine Gesundheit unter diesen Erlebnissen gelitten hatte. Ich fühlte mich *unnatürlich erschöpft, wie ich mich nie zuvor gefühlt hatte*. Ich forderte darum Dr. X. heraus, es selber einmal mit dem „haunted room“ zu versuchen. Er ging darauf ein und gab mir sein Ehrenwort, mir ehrlich und genau seine Beobachtungen mitzuteilen. Er werde allein in das Haus gehen und dort das Weekend verbringen, um mir „fair chance“ zu geben.

Ich verreiste darauf. Etwa zehn Tage später erhielt ich *einen Brief von Dr. X.* Er sei allein ins Weekend gegangen. Am Abend sei es sehr still gewesen, und er habe gedacht, es sei ja nicht unbedingt nötig, in den oberen Stock zu gehen! Der Spuk könne sich ja nötigenfalls überall im Haus manifestieren, wenn es überhaupt einen gebe! So habe er sein Feldbett im Gartenraum aufgeschlagen, und da das Haus doch recht einsam stehe, habe er eine geladene Jagdflinte mit sich ins Bett genommen. Es sei alles totenstill gewesen. Er habe sich nicht gerade „comfortable“ gefühlt, sei aber dann nach einiger Zeit doch beinahe eingeschlafen. Da habe es ihm plötzlich geschienen, als ob er *leise Schritte im Korridor* höre. Er habe sofort Licht gemacht und die Türe aufgerissen, aber da sei gar nichts gewesen. Er habe sich darauf ärgerlich zu Bett gelegt und gedacht, ich sei ein „fool!“. Aber es sei nicht lange gegangen, da habe er die Schritte wieder gehört und zu seinem Missvergnügen entdeckt, dass dem Türschloss der Schlüssel fehlte. Er habe dann einen Stuhl mit der Lehne unter das Schloss geklemmt und sei darauf wieder zu Bett gegangen. *Bald darauf hätte er die Schritte wieder gehört, die gerade vor der Türe anhielten; der Stuhl habe geächzt*, wie wenn jemand vom Korridor her gegen die Türe drücke. Er habe darauf sein Bett in den Garten hinausgestellt und dort sehr gut geschlafen. In der nächsten Nacht habe er das Bett wieder in den Garten gestellt. Um 1 Uhr nachts aber habe es zu regnen angefangen, da habe er das Kopfende des Bettes unter das Vordach des Conservatory geschoben und das Fussende mit einer wasserdichten Blache bedeckt. So habe er dann friedlich geschlafen. Aber Nichts in der Welt hätte ihn veranlassen können, wieder im Gartenzimmer zu schlafen. Er habe nun das Haus aufgegeben.

Etwas später vernahm ich dann durch Dr. X., dass *der Eigentümer das Haus abgerissen habe, da es unverkäuflich war und in kürzester Zeit alle Mieter verscheuchte.* Leider habe ich das Original des Briefes nicht mehr. Aber sein Inhalt ist mir unauslöschlich eingepägt, weil er mir eine ganz besondere Genugtuung bedeutete, nachdem mich mein Kollege so ausgiebig wegen meiner Gespensterfurcht ausgelacht hatte.

Epikritisch möchte ich zu den Phänomenen folgendes bemerken: das Tropfgeräusch kann ich mir nicht erklären. Ich war völlig wach und habe den Fussboden genau untersucht. Ich halte eine subjektive Täuschung in diesem Fall für ausgeschlossen. Was das Knistern und

Rauschen anbelangt, glaube ich, dass es sich wohl nicht um objektive Geräusche gehandelt hat, sondern um Ohrgeräusche, die mir aber als objektiv im Raum befindlich vorkamen. In meinem merkwürdigen hypnoiden Zustand erschienen sie übertrieben stark. Auch von den Klopf-lauten bin ich keineswegs sicher, dass sie objektiv waren. Sie können ebensogut einzelne starke Herzschläge gewesen sein, die mir als aussen befindlich vorkamen. Mein Erstarrungszustand war mit einer inneren Erregung verknüpft, die wohl einer Angst entsprach. Letztere war mir aber, bis zum Moment der Vision, unbewusst und ist erst dann ins Bewusstsein durchgebrochen. Die Vision hatte den Charakter einer hypnogogischen Halluzination und war vermutlich eine Rekonstruktion des Erinnerungsbildes jener alten Frau, die an einem Carcinom litt.

Was nun die Geruchshalluzination betrifft, so hatte ich den Eindruck, als ob meine Gegenwart im Zimmer irgendwie etwas allmählich belebte, was gewissermassen an den Wänden haftete. Es kam mir vor, als ob jener Hund, der in panischer Angst herumhuschte, meine Intuition (die ja bekanntlich mit der Nase verknüpft wird — eine „gute Nase“) dargestellt hätte. Ich habe etwas „gewittert“. Wenn der menschliche Olfactorius nicht so hoffnungslos degeneriert, sondern so entwickelt wäre, wie etwa bei einem Hunde, so hätte ich wohl eine deutlichere Vorstellung von den Personen bekommen, welche früher das Zimmer bewohnt hatten. Primitive Medizinmänner können nicht nur einen Dieb, sondern auch „Geister“ riechen.

Die eigentümliche hypnoide Katalepsie, mit der die Phänomene jeweils verknüpft waren, hat die Bedeutung einer intensiven Konzentration, deren Gegenstand eine subliminale und daher „faszinierende“ Geruchswahrnehmung war, etwa ähnlich dem psychischen Zustand eines Vorstehhundes (Pointer), der Witterung gefasst hat.

Das faszinierende Agens nun scheint mir allerdings von einer besonderen Beschaffenheit zu sein, welche durch die Annahme einer gerucherzeugenden Substanz nicht hinlänglich erklärt ist; es sei denn, dass der Geruch auch eine psychische Situation von erregender Natur veranschaulicht und auf den Perzipienten überträgt. Das ist keineswegs undenkbar, wenn man an die ausserordentliche Bedeutung, die der Geruchsinn bei den Tieren hat, denkt. Es ist auch gar nicht unmöglich, dass gerade die Intuition beim Menschen die Stelle der ihm mit dem Abbau des Olfactorius verlorengegangenen Geruchswelt eingenommen hat. Aehnlich ist ja auch die Wirkung der Intuition auf den Menschen, wie die

schlagartige Faszination der Geruchswahrnehmung für das Tier. Ich habe selber eine Reihe von Erfahrungen gemacht, wo „psychische“ Gerüche, d. h. Geruchshalluzinationen, subliminale Intuitionen bedeuteten, wie ich nachträglich jeweils verifizieren konnte.

Mit dieser Hypothese sollen nun selbstverständlich nicht alle Spukphänomene erklärt sein, sondern höchstens eine gewisse Kategorie derselben. Ich habe eine grosse Anzahl von Geistergeschichten gehört und gelesen. Darunter befanden sich einige, die sehr wohl auf die angedeutete Art erklärt werden könnten, z. B. solche, wo in einem Zimmer, in welchem ein Mord geschehen, sich ein Spuk entwickelte. In einem Fall waren, unter einem Teppich verborgen, noch Blutspuren sichtbar. Ein Hund hätte das Blut sicherlich gerochen und vielleicht sogar das Menschenblut erkannt und, wenn er die menschliche Phantasie besässe, so hätte er auch die Gewalttat mehr oder weniger rekonstruieren können. Das menschliche Unbewusste mit seiner sehr viel feineren Perceptions- und Rekonstruktionsfähigkeit, als das Bewusstsein sie besitzt, hätte dasselbe leisten und ein visionäres Bild der erregenden psychischen Situation herausstellen können. So hat mir z. B. ein Verwandter erzählt, dass er im Ausland auf einer Reise in einem Hotel abgestiegen sei. In der Nacht hatte er einen wilden Angsttraum, dass in seinem Zimmer eine Frau ermordet werde. Tags darauf erfuhr er, dass in der Nacht vor seiner Ankunft in seinem Zimmer tatsächlich eine Frau umgebracht worden war.

Mit diesen Bemerkungen möchte ich nur darauf hinweisen, dass die Parapsychologie wohl daran täte, die Erkenntnisse der modernen Psychologie des Unbewussten sich dienstbar zu machen.

April 1950.

C. G. Jung

Auf Grund eines Fragebogens hat Prof. Jung diesen Bericht über sein merkwürdiges Erlebnis in jenem englischen Spukhaus noch ergänzt:

Es handelte sich dabei um „ein altes Farmhaus, schätzungsweise aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, ein einsames Gehöft, eine Viertelstunde vom nächsten Dorf entfernt. Das Haus war ein Backsteinbau, die Gegend sanftes Hügelland mit Wiesen, Hecken und einzelnen grossen Bäumen. Kein grösseres Gewässer in der Nähe.“

Auf die Frage, ob das „Tropfen wie von Wasser“ bei Licht sofort aufhörte, schrieb er: „nein, es dauerte mindestens drei Minuten lang, nachdem ich Licht gemacht hatte.“

Am wichtigsten war das Folgende: „Die Vision des Kopfes fand statt in einer Nacht, die von heftigsten Klopfgeräuschen gestört war. Wie ich Licht machte, hörte aber alles auf. Dabei war der Kopf durchaus lebendig, kompakt und körperhaft. Er befand sich rechts von mir in einer Entfernung von etwa 40 cm. Am Schluss löste er sich nicht auf, sondern verschwand in dem Moment, wo ich Licht machte. Es ging alles natürlich sehr plötzlich. Die Vision dauerte also kaum mehr als ein bis zwei Sekunden“ — und doch war die Wirkung auf einen Mann, wie Prof. Jung, von solcher Stärke, dass sie ihn aus dem Bett jagte und er vorzog, den Rest der Nacht auf einem Lehnstuhl zu verbringen, um nachher ein anderes Zimmer zu verlangen! Das muss man sich vor Augen halten. Bezeichnend auch, wie sein englischer Kollege ihn „ausgiebig wegen seiner Gespensterfurcht auslachte“, und doch in dem „haunted room“ nicht zu schlafen wagte, sondern unter einem nichtigen Vorwand lieber bei Regen im Garten schlief! — ungeachtet seines Versprechens, ihm „auf Ehrenwort“ eine „fair chance“ zu geben und dann „ehrlich und genau“ zu berichten! Oberbewusst war Prof. Jung für ihn ein „Fool“, unterbewusst dagegen glaubte er offenbar an Gespenster, und diese Furcht siegte!

Dieser Fall ist vielleicht der schauerlichste, vergegenwärtigt man sich die plötzliche Erscheinung eines Frauenkopfes auf dem Kissen „kompakt und durchaus lebendig, das rechte Auge weit aufgerissen ihn anstarrend —!“

Verschiedene Einzelheiten sind bezeichnend, auf die wir im II. Band zu sprechen kommen, in Verbindung mit den abschliessenden Bemerkungen von Prof. Jung über die Bedeutung der modernen Psychologie des Unbewussten für die Parapsychologie.

VI. KAPITEL

Fall des Rechtsanwaltes S. in T., Oberbayern

Wo alles, wie beim Spuk, zur Ablehnung verlockt und jedes Zeugnis dem Zweifel verfällt, hat die Vergangenheit wenig Gewicht, und Beweiskraft wird höchstens der eigenen Zeitspanne zugestanden. So schrumpft hier der Gesichtskreis auf das Nächste zusammen, und plötzlich vergisst man, welche Rechte der Vergangenheit, Fundament unseres Seins, sonst zugestanden werden. Da die eigene Zeitspanne somit zum Masstab des Vergangenen wird und über die Glaubwürdigkeit entscheidet, wollen wir einen Fall jüngsten Datums, 1928, heranziehen, und als Ergänzung im Anhang drei weitere bringen, ebenfalls neueren Datums: 1916, 1924 und 1934. Alle Zeugen sind Doctores: zwei Rechtsanwälte, ein deutscher und ein Tscheche, ferner ein Arzt, Schweizer, und ein Physikprofessor, Bayer. Die Zeugen sind mir persönlich bekannt, bis auf den Arzt, dessen Vorgesetzten ich aber kenne. So führt denn eine fast lückenlose Kette von Spukerscheinungen vom Pfarrhause Wang von 1748 bis zu unseren Tagen. Dabei spielen alle vier Fälle, im Gegensatz zu den früheren, in neueren Häusern, das eine davon sogar erst kürzlich erbaut. Hier hatte auch der Tod die Schwelle noch niemals überschritten, während im ersten und dritten Fall der Spuk zeitlich mit ihm zusammenhing und ursächlich auch zusammenzuhängen schien. Der spiritistischen Erklärung bieten sie unzweifelhaft die beste Handhabe, auch durch die ganze Art der betreffenden Erscheinungen. Der Fall des Arztes dagegen liesse sich nur gewaltsam auf diese Weise deuten. Hier sind zudem die Erscheinungen ganz einfach, gewissermassen stehen geblieben auf der niedersten Stufe, dabei jedoch, im Gegensatz zu den drei anderen Fällen, von längerer Dauer, nachweislich zwei Jahre, wahrscheinlich länger. Das entzog sich leider der Untersuchung. Das Komplott des Totschweigens trat hier wieder eklatant zu Tage. Bei den beiden Rechtsanwälten und dem Physikprofessor war der Spuk dagegen ganz kurz, ohne Wiederholung, nur eine Episode. Den Anwälten gemeinsam war auch eine verblüffende

physikalische Erscheinung als Beweis, dass die betreffenden Geräusche keine Sinnestäuschung waren, wie man sonst annehmen würde.

So zeigen diese vier Fälle den Spuk von einer neuen Seite und bilden in verschiedener Hinsicht eine zweckmässige Ergänzung dieser ersten Einführung und Untersuchung des Spuks mit seiner Vielheit von merkwürdigen Problemen.

Prof. Ludwig verdanke ich den Fall des bayrischen Anwalts. Dieser hatte ihn 1934 in Freising aufgesucht, um ihm seine Erlebnisse mitzuteilen und schrieb ihm dann einen eingehenden Bericht. Prof. Ludwig besuchte ihn daraufhin in T. Am 4. November 1936 übergab er mir auch diesen Fall mit dem dringenden Rat, den Anwalt persönlich aufzusuchen, um einen Bericht unmittelbar von ihm zu haben. Dabei machte er mir folgende Mitteilung über ihn:

„Rechtsanwalt S. — der Name darf nicht genannt werden, um seiner Praxis nicht zu schaden — ist ein gesunder, frischer Mensch, Mitte 30, der früher über diese Sachen lachte, nie vorher etwas dergartiges erlebt hat, ein hochgesehener, tüchtiger Kerl, gute Praxis, reiner Gesetzes-Paraphenmensch. Er wohnt noch in T. in dem betreffenden Haus.“

*Brief des Rechtsanwaltes S. an Prof. Ludwig
(wenig gekürzt)*

T., den 5. August 1934.

Sehr verehrter Herr Geheimrat!

Zunächst muss ich heftigst um Verzeihung bitten, meines langen Schweigens wegen. Ich bin ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt, Gärtner, Bienenhalter, Literatur-, Musik- und überhaupt Kunstliebhaber, Schwimmer, Bergsteiger, Schwammerlsucher in einer Person. Dann wollte ich die Ankunft meiner Schwester abwarten, um den einen Fall nochmals genau mit ihr zu besprechen. Nun kann ich, nach Rücksprache mit meinen Angehörigen, erfreulicherweise mehr mitteilen als in Freising. Ich gebe die Vorfälle nochmals vollständig in chronologischer Folge:

Sommer 1928 starb im Hause L. in T. der Obermedizinalrat Dr. Sch. Er wohnte seit über 20 Jahren im zweiten Stock, ich mit Familie seit sieben Jahren im ersten Stock. Dr. Sch. starb hochbetagt (über 80 Jahre) an Altersschwäche. In den letzten Jahren hatte sich die Eigenheit ausgebildet, dass er an der Wohnung nicht die geringsten Äen-

derungen mehr duldete und sehr böse gegen seine Tochter, die ihn pflegte, wurde, wenn nur ein Bild einige Zentimeter verrückt wurde. In geringem Masstab muss diese Eigenschaft schon jahrelang vorhanden gewesen sein, denn an der Wohnung war mindestens zehn Jahre nichts Wesentliches mehr gerichtet worden, so dass sie in jeder Richtung erneuerungsbedürftig war.

Ich, bzw. meine Eltern, bewarben uns beim Wohnungsamt um die Wohnung, die nach dem Tode von Dr. Sch. etwa noch zwei Monate von der Tochter bewohnt wurde, erhielten sie zugewiesen und wollten sie im Oktober beziehen. Einen Monat vorher zog die Tochter aus, und diesen Monat benützten mein Bruder und ich, um der Wohnung ein ganz neues Aussehen zu verleihen. Jede freie Stunde des Tages und meist noch die halbe Nacht tapezierten wir eigenhändig drei von den Zimmern, während der Maler die anderen ausmalte, strichen sämtliche Böden neu, legten alle elektrischen Leitungen um, richteten ein Bad ein usw. Ich schildere dies alles so genau, weil wir uns durch dieses Umkrepeln, wie ich Ihnen schon sagte, meiner Meinung nach aufs ärgste gegen den Geist versündigten, der bisher in diesen Mauern gewaltet hatte. Und nun kommts:

1. Während der Erneuerungsarbeiten wohnten wir noch in der alten Wohnung im ersten Stock. Eines Abends sassen in der Küche im ersten Stock mein Vater, meine Mutter, die Schweinehändlerin N., wegen ihrer männlichen Derbheit in der ganzen Gegend bekannt, (auch Prof. Ludwig kannte sie und bestätigte das), und mein Bruder Josef beisammen. Es mochte gegen 10 Uhr abends sein. Mein Bruder hatte gerade vorher noch einen Zimmerboden im zweiten Stock gestrichen, die Wohnung dann verlassen und abgesperrt und sich in die Küche im ersten Stock begeben. Wie sie sich nun in dieser unterhielten, hörten plötzlich alle vier gleichzeitig im zweiten Stock oben über sich schwere Tritte. Die Händlerin äusserte überrascht, sie habe geglaubt, oben wohne niemand mehr, und meine Mutter stellte an meinen Bruder die Frage, ob er denn nicht abgeschlossen habe? Es könnte jemand hinaufkommen, der von den Veränderungen nichts wisse und im Dunkeln (es war nur eine provisorische Beleuchtung angebracht) in die frischgestrichenen Böden treten. Mein Bruder versicherte, bestimmt abgeschlossen zu haben, und begab sich sofort in den zweiten Stock, fand die Wohnung abgesperrt, hielt Nachschau, und musste feststellen, dass die im Nebenzimmer befindliche Tapezierer-

staffelei mitten in dem eben von ihm gestrichenen Boden des anderen Zimmers stand, ohne dass in der noch ganz nassen Bodenfarbe Tritte oder sonstige Spuren zu finden waren.

Ich selbst erhielt von diesem Vorfall erst etwa ein Vierteljahr später Mitteilung. Ebenso erfuhr ich erst später, dass mein Bruder während des nächtlichen Bodenstreichens öfters das Gefühl hatte, es stünde jemand hinter ihm. Sah er sich um, war nichts wahrzunehmen, strich er weiter, war das Gefühl alsbald wieder da.

2. Nachdem die Wohnung im zweiten Stock so ziemlich fertig war, wurde zuerst mein Schlafzimmer in die oberen Räume geschafft, und zwar in das Zimmer an der Strassenfront. Ich schlief also allein im zweiten Stock, meine Angehörigen noch im ersten Stock. In der ersten Nacht kam ich gegen halb 11 Uhr nach Hause und begab mich durch die dunkle Wohnung ins Schlafzimmer. Durch das offenstehende Fenster war das Zimmer von der unmittelbar unterhalb befindlichen Strassenlaterne beleuchtet, so dass ich zum Auskleiden genügend Licht hatte. Direkt gegenüber war eine, inzwischen aufgehobene Gastwirtschaft, in welcher an diesem Abend ziemlich Betrieb war. Der zeitweise herüber-tönende Lärm liess mich lange nicht einschlafen. Während einer Lärm-pause hörte ich plötzlich auf dem Gang ein Geräusch näherkommen, wie wenn jemand die in einem anderen Zimmer stehende Staffelei heran-trage, die (wie immer) bei jedem Schritt ächzte. Vor meiner Türe kam dieses Geräusch zur Ruhe. Schritte hatte ich nicht gehört. Einige Zeit blieb es dann ruhig, und ich wandte meine Aufmerksamkeit von der Erscheinung wieder ab, als plötzlich ein heftiger Schlag gegen meine abgesperrte Türe erfolgte. Es klang wie ein menschlicher Faustschlag. Ich lag, wie gewohnt, im Bett mit dem Gesicht gegen die Wand, rührte mich nicht, sondern entschloss mich, ruhig abzuwarten, was sich weiter begeben würde, insbesondere ob durch die zugesperrte Schlafzimmertüre jemand hereinkomme. Trotz angespannter Aufmerksamkeit vernahm ich etwa eine Viertelstunde nichts mehr, sondern hörte nur die Leute im Gasthof lärmern. Plötzlich hatte ich das Gefühl, jemand stehe unmittelbar an meinem Bett hinter mir und starre mich an. Schauer rannen mir durch den ganzen Körper, schwitzend, wie gelähmt lag ich im Bett.

Nach etwa 10 Minuten wich die Beklemmung und das Gefühl des Angestarrtwerdens, kam aber nach kurzer Zeit wieder. Als es sich zum dritten Mal einstellte, wurde mir die Sache zu bunt. Ich redete mir selbst ein, es seien nur Halluzinationen und ich müsse sehen, meine Nerven

unter allen Umständen wieder in meine Gewalt zu bekommen. Wie ich das Wort ‚Nerven‘ dachte, hörte ich hinter mir eine schrille, hohe und höhnische Stimme ganz laut dieses Wort nachäffen (s. hatte es Prof. L. vorgemacht und dieser wiederholte es mir), und gleichzeitig griff jemand an das untere Ende der Federdecke und zog sie heftig hin und her. Nur mit Mühe konnte ich sie zwischen Armen und Beinen festhalten. Nachdem das Ziehen an der Decke aufgehört hatte, versuchte ich mich umzudrehen, um aus dem Bett hinauszusehen. Erst nach äusserster Kraftanstrengung gelang dies. Schweissüberströmt sass ich dann im Bett, konnte aber im Halbdunkel nichts wahrnehmen.

Während des ganzen Vorganges hörte ich aus dem Gasthaus den Lärm und auch die Uhr der Stadtkirche schlagen, so dass ich mich nicht etwa im Traumzustand oder im Halbschlaf befunden haben kann. Ich tat auch während der ganzen Nacht kein Auge mehr zu und wurde anderntags von meinen Angehörigen wegen meines blassen Aussehens angesprochen, sagte diesen aber von meinem Erlebnis kein Wort, in der Furcht, sie würden mir sonst nicht in die neue Wohnung gehen. Die nächste Nacht und bis zum Gesamtumzug schlief ich aber nicht mehr allein oben, sondern schlug mein Bett wieder in der alten Wohnung auf, unter dem Vorwand, der Lärm aus dem Gasthaus sei mir zu gross.

3. Erst jetzt, bei Befragung meiner Angehörigen über die Einzelheiten, erfuhr ich von meinem Bruder Josef, dass er in der ersten Nacht, die er in der neuen Wohnung schlief, von einem schweren Alpdrücken geplagt wurde und das Gefühl hatte, es sei jemand an seinem Bett. Er wollte meinen nebenan schlafenden Eltern rufen, konnte sich aber weder rühren noch schreien.

4. Nachdem wir bereits etwa anderthalb bis zwei Monate in der neuen Wohnung wohnten, kam eine Freundin meiner Schwester, Rosa L., zu Besuch. Beide sassens abends noch lange in der Küche beisammen; meine Eltern waren schon zu Bett gegangen, als ich heimkam und sie dort antraf. Sie unterhielten sich über die neue Wohnung, und meine Schwester war gerade dabei, der Freundin den unter 1. geschilderten Vorgang zu erzählen, wobei ich selbst zum erstenmal davon erfuhr. Weil ich nun sah, dass meine Angehörigen ähnliche Dinge erlebt hatten wie ich, nahm ich keinen Anstand mehr und erzählte den beiden mein unter 2. geschildertes Erlebnis. Darob grosses Entsetzen, insbesondere bei der Freundin, die sich weigerte, in der Wohnung allein zu schlafen. Ich trat daher mein Schlafzimmer mit zwei Betten ab. Meine Schwester,

die ihr Bett im Schlafzimmer meiner Eltern hatte, schlief aber diese Nacht mit der Freundin in meinem Schlafzimmer, ich selbst im Fremdenzimmer. Am anderen Morgen fragte mein Vater, was meiner Schwester heute Nacht gefehlt habe, denn er habe von ihrem Bett her heftiges Stöhnen und Aechzen gehört, so dass er beinahe aufgestanden wäre, um nachzusehen. Er war höchst erstaunt, als ihm gesagt wurde, das Bett sei die ganze Nacht unberührt geblieben, weil sie bei der Freundin geschlafen. Er blieb darauf bestehen, dass in dem Bett jemand gelegen habe, denn er habe sich auf keinen Fall bei seinen Wahrnehmungen getäuscht.

Das sind in kurzen Umrissen die Begebenheiten nach unserem Wohnungswechsel. Seitdem konnte nichts mehr beobachtet werden.

Nun noch zu Ihren (Prof. Ludwigs) Fragen:

a) Es handelte sich bei den geschilderten Begebenheiten jeweils um Einzelerlebnisse ohne Wiederholung.

b) Unter I. ist schon erwähnt, dass meine Eltern, mein Bruder Josef und Frau N. gleichzeitig das Gehen in der oberen Wohnung hörten.

c) Der verstorbene Dr. Sch. war ein sehr frommer Katholik. Er hatte die Sterbesakramente bei seinem langen Dahinsiechen m. W. mehrfach empfangen. Die Tochter war ebenfalls sehr fromm und ist nach ihrem Wegzug von hier einer Missionsgesellschaft in Rom beigetreten.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener S.

Soweit der Brief des Rechtsanwalts und die Mitteilungen von Prof. Ludwig.

Ich hatte dann drei Unterredungen mit dem Anwalt bei mir in München am 6. und 27. Juli 1937 und 16. Juli 1938, da er damals in der Nähe bei der Flak diente. Dabei konnte ich mich überzeugen, dass er mit beiden Füßen im Diesseits wurzelte, ein frischer, lebensfroher Mensch, strahlend von Gesundheit, ohne jeden Hang zum Mystizismus. Nie hatte er sich mit Okkultismus u. dgl. beschäftigt. Das Erlebnis damals, das er mir in voller Uebereinstimmung mit seinem Brief an Prof. Ludwig schilderte, war und ist ihm nicht weniger überraschend und unbegreiflich als jedem von uns, und das einzige dieser Art, das er oder seine Familie jemals gehabt hat. Sich selbst bezeichnete er als Optimisten,

dem alles Unklare durchaus unsympathisch sei, und er könne nicht verstehen, warum ausgerechnet er etwas derartiges habe erleben müssen.

Auf meine Frage nach dem Transport der Staffelei in das frischgestrichene Zimmer erklärte er ergänzend, dass jene beiden Zimmer keine Verbindungstüre hatten, nur Türen auf den Gang, die nicht abgesperrt waren. Die Staffelei musste daher aus dem einen Zimmer auf den Gang und von hier in das zweite Zimmer befördert worden sein. Hier stand sie mitten in der nassen Oelfarbe, so dass es unmöglich war, sie zu erreichen, ohne in die Farbe zu treten. Daher musste sie bis zum Trocknen der Farbe stehen bleiben — ein überzeugender Beweis für die objektive Realität des Erlebten!

Sehr packend war der Bericht über den Eindruck des nächtlichen Besuches an seinem Bett. „mit dem starken und schauerhaften Gefühl des Angestarrtwerdens“, wobei er sich vollständig gebannt fühlte, ohne Möglichkeit sich umzudrehen um nachzusehen: „Wie gelähmt lag ich im Bett gegen die Wand gekehrt.“ Plötzlich hörte es dann auf. Er drehte sich jedoch nicht um, sondern wartete, was weiter geschehen werde, worauf es bald wieder kam. Nachher konnte er sich nur mit äusserster Anstrengung umdrehen. Richtige Angst hatte er jedoch keine: „weder Herzklopfen noch Atemnot, nur ein äusserst unangenehmes Gefühl, wie ... nun, wie so eine Art Gruseln. Es lief mir kalt über den Rücken, während ich im übrigen grosse Hitze spürte und vollständig in Schweiss gebadet war.“ Zu sehen war nichts, obwohl das Zimmer von der Strasse her genügend beleuchtet war, so dass er alles unterscheiden konnte. „Wäre jemand im Zimmer gewesen, so hätte ich es unbedingt sehen müssen.“ Das Reißen am Bettzeug war, wie er sagte, so, „als stehe jemand am Fussende und suche die Sachen mit Gewalt an sich zu reißen“. Erbaut war das Haus um 1880 oder 1890, wie er auf meine Frage bemerkte.

Der dritte Besuch des Anwalts hatte noch eine bezeichnende Note. Ich hatte ihm geschrieben, ich hätte von einem Prager Kollegen einen merkwürdigen Fall erhalten (s. unt.), und ich dachte nun, er werde sich gleich darnach erkundigen. Nichts derartiges. Nach längerem Gespräch tippte ich leicht an. Er reagierte nicht. Später, als ich deutlicher wurde, ebensowenig. Er war offenbar taub auf diesem Ohr! Zum Schluss fragte ich aber doch: „Interessiert Sie der Fall denn gar nicht?“ „Nein!“ kam die bündige Antwort. Auf meine erstaunte Frage folgte die charakteristische Erklärung: er hätte seinen Fall erlebt, darüber berichtet, und

nun interessiere es ihn nicht mehr. Es sei für ihn erledigt — fast wörtlich die Antwort jenes Berner Herrn auf meine schriftliche Anfrage, sein merkwürdiges Erlebnis betreffend — Ablehnung mit der Begründung: interessiert nicht mehr —! Erledigt —!

Nachtrag: Noch zwei Mal sprach ich den Anwalt bei mir, zuletzt Januar 1941, mitten im Krieg. Er war ganz wie sonst, von strahlender Gesundheit, zufrieden mit dem Leben, erfüllt von seiner Arbeit — „einerufen zum inneren Dienst“ — Optimist bis in die Fingerspitzen, ganz auf dem festen Boden des Diesseits stehend. Von Spuk auch jetzt kein Wort, keine Frage nach meinen weiteren Nachforschungen. Für ihn existierte der Spuk offenbar nicht, und ich wäre nicht erstaunt gewesen, wenn er sein Erlebnis inzwischen vergessen hätte —.

DREI VERGLEICHSFÄLLE

Mit dem folgenden Fall hat es eine eigene Bewandtnis. 10 Jahre, von 1917—1927, lebte ich in Böhmen und Mähren, war auch vorher und nachher oft auf Besuch bei den Verwandten, und sie wussten, dass ich mich neuerdings mit Okkultismus beschäftige und darüber arbeite. Sie interessierten sich daher dafür, so wenig ihnen an sich das Gebiet lag. Von Spuk hörte ich jedoch, wie gesagt (p. 33), nie etwas, abgesehen ganz beiläufig 1920 von fünf Fällen, drei von einem Forstrat auf Besuch, einer von einem Soldaten (II. Bd.), den fünften von einem höheren Beamten, Direktor der Staatsdruckerei, ein sehr unheimlicher Spuk, von ihm selbst während des Krieges in einem unbewohnten Schloss erlebt. Doch damals hatte ich für Spuk kein besonderes Interesse und ging der Sache nicht nach.

1936 erfuhr ich nun in München, unabhängig und übereinstimmend durch zwei Bekannte, der eine Psychologe, von einem horrenden Fall, der sich kurz vor Ausbruch des Krieges in einem Schloss Z. in Mähren zugetragen habe, das einer der bekanntesten Adelsfamilien Böhmens gehöre. Die Quelle schien einwandfrei: ein Münchner Adeliger, Dutzfreund des Sohnes der Schlossfrau, die es miterlebt hatte. Zwei Menschen sollten dabei auf unerklärliche Weise ums Leben gekommen sein, erst ein Kammermädchen, dann, die Nacht darauf, der eine der beiden Offiziere, die die Sache untersuchen wollten, und zwar jener, der zu dem Zweck im gleichen Zimmer wie das Mädchen sich schlafen gelegt hatte. Der andere, der vor der Türe Wache gestanden war, sei wahnsinnig geworden und noch jetzt in einer Irrenanstalt. Jener Flügel des Schlosses sei aus dem Grund dann abgerissen worden. Ich beschloss, der Sache nachzugehen und versuchte zu dem Zweck, allerdings vergeblich, den Dutzfreund zu sprechen — verweist! Auch sein Bruder war unerreichbar! Ich versuchte auf schriftlichem Wege, ehe ich Mai 1938 wieder nach Prag fuhr, dort näheres zu ermitteln, konnte jedoch nur in Erfahrung bringen, dass der Name des Schlosses keinesfalls stimme: die Familie besitze in jener Gegend überhaupt kein Schloss. Da sie auch sehr verzweigt sei, wäre es schwer, ohne nähere Angaben weitere Erkundigungen einzuziehen. Ueber die betreffende Sache würde auch bestimmt nicht gerne gesprochen, wenn sie überhaupt wahr wäre. Eigene Bemühungen in Prag waren dann ebenfalls ergebnislos, ebenso meine Besprechung

mit einem Mitglied jener Familie. Wusste man tatsächlich nichts oder wollte es nur nicht wahr haben? Nach München zurückgekehrt, waren Bemühungen bei jenem Dutzfreund, auch durch Vermittlung eines gemeinsamen Bekannten, wieder ergebnislos. Dabei blieb es.

Hier haben wir diese so oft unübersteigbaren Schwierigkeiten, vor die uns der Spuk immer wieder stellt: „Tabu!“ Damit wäre diese Angelegenheit erledigt gewesen, hätte nicht eine sehr merkwürdige Tatsache mein Interesse wieder geweckt. Sie zeigt von einer anderen Seite, wie rätselvoll Spuk sein kann.

Nachträglich hörte ich von drei ganz verschiedenen Seiten ohne jede gegenseitige Verbindungsmöglichkeit von drei auffallend ähnlichen Fällen. Das ist um so bemerkenswerter, weil es sich um sehr eigenartige Begebenheiten mit bezeichnenden Einzelheiten handelte und alle gleich schauerhaft sind, ohne damit ausserhalb des Rahmens „Spuk“ zu fallen. Alle drei endeten ebenfalls mit geheimnisvollem Tod der einen und darauf folgendem Wahnsinn der anderen Person. Dabei hatten meine Referenten diese Berichte sogar aus erster Hand, also von den Beteiligten selbst, im einen Fall sogar noch unter dem erschütternden unmittelbaren Eindruck des kürzlich Erlebten. Ihre Aehnlichkeit ist so gross wie etwa zwischen dem Spuk Christaller und der betreffenden Novelle. So sah es durchaus nach einem gemeinsamen Cliché aus, und zwar einer phantastischen Erzählung, die im Laufe der Zeit gewandert und abgewandelt worden war — falls nicht eine wirkliche Begebenheit allen vier zu Grunde lag. Der eine Bericht stammte aber von Kopenhagen, wo die Erzählerin aus einem norddeutschen Schloss zu Besuch weilte und ihn, noch tieferschüttert durch das Erlebnis, meiner Bekannten erzählte. Der zweite Bericht betraf ein Schloss an der polnischen Grenze, und der deutsche Prinz, von dem ich ihn mit allen Namen habe, hatte ihn von dem betreffenden Schlossherrn selbst. Der Fall liegt nicht weiter zurück als 1907 oder 1908. Aehnlich beim dritten Fall: dieses Schloss lag in der Nähe von Stettin. Leider kam es damals nicht mehr zu den mühsamen und umständlichen Erhebungen, die notwendig gewesen wären; denn die Kriminalpolizei, die zugezogenen Aerzte usw. hätten befragt werden müssen.

Denken wir an die Fälle Joller und Telfair-Mackie, wo nicht viel fehlte, dass mit dem Tod des einen oder anderen Familienmitgliedes der Höhepunkt erreicht worden wäre, so können diese vier Spukberichte ihres Inhaltes wegen keinesfalls abgelehnt werden. Zudem: inzwischen

sind mir zwei weitere Fälle von den Erlebenden selbst mitgeteilt worden, die kaum weniger grauenhaft sind. Der eine Berichtstatter will jetzt allerdings nichts mehr davon wissen; erschreckt offenbar von dem eigenen Bericht und dem damals gegebenen Versprechen genauerer Angaben. Was hat es aber mit der so merkwürdigen Aehnlichkeit auf sich? Berechtigt sie zur Ablehnung? Wie vorsichtig man auch in dieser Hinsicht sein muss, beweist folgende Tatsache.

In Prag hatte ich durch Verwandte von einem sehr merkwürdigen Fall mit allen Namen gehört, der sich in einem Schloss in der Nähe getragen habe. Er ist von ganz anderem Typus als die hier vorgelegten Fälle. Hauptperson war eine junge Erzieherin, die kürzlich dort eingetroffen war. Die Erhebungen, Besuch des Schlosses usw. musste ich auf später verschieben. Auch daraus ist leider nichts geworden. Dagegen spielte mir der Zufall eine Spukgeschichte der bekannten deutschen Schriftstellerin, Gräfin A. von Adlersfeld-Ballestrem: „Die Scheuerfrau von Buchensee“¹ in die Hand, bei der ich sofort der Ueberzeugung war, es handle sich um meine Geschichte, nur unkenntlich gemacht durch gewisse Veränderungen, da sie auch mit den bezeichnenden Wörtern beginnt: „Buchensee ist natürlich nicht der richtige Name; nach einem Decknamen suchend, fielen mir wunderbare alte Buchen ein, die den See umsäumen, an welchem das historische Schloss liegt.“ Hier handelt es sich auch nicht, wie dort, um eine gräfliche Familie, sondern um ein regierendes Haus, die Hauptperson ist nicht eine Erzieherin, sondern eine Hofdame usw., offensichtlich ähnliche Maskierungen wie z. B. in der Novelle Christaller. Gespannt, wie weit ich Recht habe, schrieb ich der Gräfin, ich glaube in ihrer Erzählung meine Geschichte zu erkennen. Sofort antwortete sie: „sehr begierig, näheres zu erfahren“. Ich ging hin, und nun stellte sich heraus: beide Fälle sind allerdings auffallend ähnlich, doch keineswegs identisch. Meinen Fall kannte die Gräfin nicht. Bei dem ihren handelte es sich, im Gegensatz zu dem meinen, tatsächlich um ein königliches Schloss und eine Hofdame. Das Schloss liegt auch nicht bei Prag, sondern in Norddeutschland. Die Geschichte hatte sie von den Schlossherren selbst. Bei allen ihren Erzählungen ähnlich: Keine sei Erfindung. Dagegen habe sie sich, ähnlich Frau Correvon, mit den Berichten glaubwürdiger Personen begnügt, ohne zu untersuchen, inwieweit Wahrheit und Dichtung im Spiel waren. Sie hat etwas Spuk, obwohl

¹ Die Erzählungen der Elf (p. 230), Max Siefert, Dresden, 1925.

nicht viel, auch selbst erlebt im Laufe ihres langen Lebens. Sie zählte bereits über 80, war jedoch von unglaublicher geistiger Frische und Lebhaftigkeit, nur körperlich durch schweres Rheuma behindert, ihrerseits ein interessanter Beweis, dass bei gewissen Menschen die Seele nicht altert.

In allen diesen Fällen tritt auffallend eine grosse Aehnlichkeit zu Tag, über Raum und Zeit hinweg. Sie kann nicht zufällig sein.

So war mein Prager Aufenthalt, trotz des einen Fehlschlages, bedeutungsvoll und bestätigte meine Ueberzeugung, die „goldene Stadt“ sei nicht weniger ein Eldorado für Geister wie z. B. Bern und Basel. Man muss nur verstehen, richtig nachzuforschen. Aus dem gewonnenen Material lasse ich den Fall des tschechischen Anwalts folgen, Gegenstück zu jenem des bayrischen Anwalts.

11. Fall des Rechtsanwaltes Dr. K. in Prag

Ich verdanke ihn meinem Vetter, Rat Fr. Schnöbling, der mich auch mit dem Betreffenden bekannt machte. Er stellte mir seinen langjährigen Freund, einen älteren, gesetzten Herrn, am 8. Juni mit dem Bemerkten vor: „Der wird Dir was erzählen!“ Was mir dieser dann erzählte, und zwar ebenfalls ganz sachlich, ohne Kommentar, stimmte genau überein mit dem mir früher von meinem Vetter berichteten. Ich gebe den Bericht Dr. K.'s nach den sofort aufgenommenen und nachher ausgearbeiteten Notizen unverändert wieder:

„Vor sechs bis sieben Jahren bewohnte ich mit meinem Chauffeur ein Haus am Quai der Moldau. Die Wohnung hatte vier Zimmer, von denen das Wohn- und Schlafzimmer flusswärts lagen. Nach der anderen Seite grenzte letzteres an ein Schrankzimmer mit grossem Tisch, das die Verbindung mit dem Badezimmer herstellte. Von jenem gelangte man in die Küche. Sie führte auf die Treppe und zugleich ins Zimmer des Chauffeurs. Das Schlafzimmer hatte zwei grosse Fenster, nachts hell beleuchtet vom Quai, so dass beim Auskleiden Licht überflüssig war. Eines Nachts — ich schlief wie gewohnt zum Fenster gedreht, und das Bett stand frei im Zimmer — wache ich durch einen kühlen Wind auf, als fächle mir jemand mit einer Serviette zu (er machte es mir vor). Da mir das unangenehm war und ich beim Oeffnen des einen Auges nichts erblickte — es war keinerlei Zug —, drehte ich mich nach der anderen Seite. Da sah ich am Fussende des Bettes etwas, machte das

andere Auge auf und sah dort einen Knaben von ungefähr acht Jahren sitzen. Ich blieb wie gelähmt liegen, völlig in kalten Schweiß gebadet, ohne ein Glied rühren zu können. Der Knabe sass ganz ruhig und unbeweglich da und sah mich unverwandt an. Die Augen waren offen, dunkel. Er trug dunkles Haar in Pagentracht, also über den Brauen gerade abgeschnitten, an den Wangen bis zu den Schultern herabhängend. Das dauerte mehrere Minuten. Dann schwand die Gestalt langsam dahin, löste sich gewissermassen auf. Der ‚Spuk‘ war zu Ende —.“

Auf meine Frage, warum er die Gestalt nicht angeredet oder berührt habe, bemerkte Dr. K., diese Frage sei ihm immer wieder gestellt worden. Er sei eben absolut unfähig gewesen, sich zu rühren oder auch nur einen Laut von sich zu geben: „Ich war vollständig gelähmt.“ Nach einer Pause: „Es war schauderhaft. Niemals möchte ich so etwas nochmals erleben.“ Offenbar ein Angsttraum, bemerkte ich, oder eine Halluzination im Dämmer des Erwachens? Dieser Gedanke lag mir umso näher, als ich kurz vorher bei meiner Umfrage von einer Prager Cousine von merkwürdigen „Gesichten“ gehört hatte, die sie manchmal bei plötzlichem Aufwachen habe, begleitet von ähnlichen Angstzuständen (s. II. Bd.). Hier wie dort fehlte anscheinend auch jede Ursache, denn der Anwalt erklärte auf meine Frage, dass er vorher weder stark gegessen noch getrunken und auch keinerlei Aufregungen gehabt hätte. Dass es ein Traum oder eine blosse Halluzination gewesen sei, wollte er durchaus nicht gelten lassen, so wenig wie z. B. K. Peters (p. 206). Nach einiger Ueberlegung fügte er nachdenklich hinzu:

„Das war aber nicht alles. Vor zwei bis drei Jahren hatte ich ein nicht weniger merkwürdiges Erlebnis. Abends, als ich heimkehrte, brachte ich eine Flasche Thymolin (Zahnwasser) mit, die ich unterwegs gekauft hatte. In der Küche riss ich die Verpackung ab und warf sie auf den Küchentisch. Die Flasche stellte ich auf den Waschtisch im Badezimmer. Da wache ich nachts plötzlich an einem Geräusch auf: ich höre die Türe aus der Küche ins Badezimmer öffnen, dann einen hellen, scharfen Klang vom Waschtisch her, als schlage dort jemand ans Wasserglas. Darauf wird die Türe ins Schrankzimmer geöffnet. Unzweifelhaft: jemand ist in die Wohnung eingedrungen. Ich greife zu meinem Revolver auf dem Nachttisch, drehe mich zur Verbindungstüre, ohne mich aufzusetzen, und stütze ihn auf meine Hand mit der Mündung zur Türe, den Eintritt des Einbrechers erwartend. Da sich längere Zeit nichts rührte, klingelte ich dem Chauffeur. Ganz verschlafen kommt er herein. Ich sage:

„Es ist jemand in der Wohnung. Wir müssen sie durchsuchen.“ Mit geladenem Revolver suchen wir alles ab. Niemand!“ Ob die betreffenden Türen offen waren oder geschlossen, das hatte Dr. K. damals leider so wenig festgestellt wie sein Chauffeur, obwohl eine wichtige Frage; denn das Schliessen hatte er, wie er auf meine Frage erklärte, nicht gehört, nachdem sie anscheinend geöffnet worden waren.

„Bei der näheren Untersuchung stellte sich nun folgendes heraus: die weggeworfene Thymolinverpackung auf dem Küchentisch war spurlos verschwunden. Wir fanden sie im Schrankzimmer auf dem Tisch, und zwar merkwürdig verteilt: die leere Schachtel in der Mitte, in einem Kranz darum herum das übrige Material! — was sollte man dazu sagen?“ — Ja, was soll man dazu sagen —?

Dr. K. teilte auf meine Frage noch mit, dass jenes Haus auf dem Boden stehe, wo sich einst das Haus der Inquisition befand. Andere Erlebnisse dieser Art hatte er sonst nie, beschäftigte sich auch nie mit Okkultismus und dergleichen. Seine Mutter allerdings hatte einmal, ein einziges Mal, ein merkwürdiges Erlebnis, das in Verbindung mit der „Erscheinung“ des Pagen von besonderem Interesse ist:

Eines Tages musste sie auf der Strasse plötzlich ohne erkennbaren Grund an einen alten Bekannten denken. Jahrelang hatte sie nichts von ihm gehört. Er lebte auch gar nicht in Prag. Als sie etwas weiter gegangen war, wer begegnete ihr? Ausgerechnet dieser Bekannte! Er geht an ihr vorüber, lüftet grüssend den Hut und lächelt, ohne stehen zu bleiben oder etwas zu sagen. Ueber dieses Zusammentreffen war sie höchst überrascht; denn sie wusste nichts von seiner Anwesenheit in der Stadt. Auch dass er sie nicht ansprach, wunderte sie. Tatsächlich war er aber gar nicht in der Stadt! Das stellte sich gleich heraus, als sie nach Hause kam. Wie sie ihrem Mann von der unerwarteten Begegnung erzählte, nahm er schweigend aus seinem Schreibtisch eine Todesanzeige, die inzwischen eingetroffen war: die Todesanzeige jenes alten Bekannten! —

Wir haben hier also zwei ganz verschiedene Geistererscheinungen: der unbekannte Page und der verstorbene alte Bekannte, die eine so „wirklich“ wie die andere. Sie zeigen die ausserordentlichen Schwierigkeiten der richtigen Deutung, besonders wenn noch in Betracht gezogen wird, dass auch hier die Geräusche, wie im Fall des Dr. K., nachweislich eine objektive Entsprechung gehabt haben; den Transport des Verpackungsmaterials aus der Küche auf den Tisch im Schrankzimmer, ähnlich wie der Leiter im Fall des bayrischen Anwalts: das eine Mal

wirklich transportiert, das zweite Mal allerdings nur äffend (also Gehörshalluzination). Hier liegt die Hauptbedeutung dieser Fälle.

12. Fall des Physikprofessors X. in M.-Bayern

Hier spielte der Tod eine ähnliche Rolle wie z. B. im Fall des bayrischen Anwalts und jenes hervorragenden Zürcher Theologen, indem die Erscheinungen, allerdings nur Geräusche, und zwar typische Mimicrygeräusche, ebenfalls in direkter zeitlicher Verbindung mit dem Tod eines Hausbewohners auftraten. Ob auch in ursächlicher Verbindung mit ihm? Hier jedenfalls schien es so! Bezeichnend, wie ich zur Kenntnis dieses Falles gelangte. Volle zehn Jahre hatte jener Professor über sein aufwühlendes Erlebnis geschwiegen, nicht nur mir gegenüber, obwohl wir oft diese Fragen besprachen, sondern sogar seinem langjährigen Assistenten gegenüber, obwohl beide sich für die einschlägigen Probleme interessierten. Das Schweigen brach er erst, als er von einem Spukfall erfuhr, den ich Prof. Ludwig verdankte und mit seinem Assistenten untersuchte, so weit noch möglich; denn er war bereits am Abflauen. Das veranlasste den Professor nun doch, mit seinem so wohlbehüteten Geheimnis herauszurücken. Das erfuhr ich nachträglich. Darauf begab ich mich zu ihm, um den Fall auch aus erster Hand zu haben. Er erzählte mir dann das Erlebte, so weit er Zeuge war, und nachher unabhängig auch noch seine Frau und zwar nicht in seiner Gegenwart. Bedingung war allerdings, Namen keinesfalls zu nennen, nicht einmal die Anfangsbuchstaben; denn es könnte die grössten Anstände geben mit dem früheren Hausbesitzer und sogar zu einem Prozess führen.

Damals wohnte der Professor mit Frau, zwei Kindern und ihrem langjährigen Mädchen bereits mehrere Jahre in einer Villa der Vorstadt von M., und zwar im zweiten Stock. Im ersten wohnte der Hausbesitzer, mit dem sie schlecht standen, daher keinen Verkehr hatten. Die ausgebaut Mansarde über ihnen bewohnte allein der mehr als 70-jährige Schwiegervater des Hausbesitzers. Winter 1926—1927 starb er plötzlich an Schlagfluss, und zwar im Garten, als zufällig das Mädchen des Professors bei ihm stand, dass voller Entsetzen die Hausleute herbeirief und diesen dann behilflich war.

Einige Tage nach der Beerdigung, als es bereits dunkel war, es war im Dezember, hörte die Familie des Professors — er war abwesend in einer Sitzung — plötzlich „ein furchtbares Gepolter“ in der Mansarde des

Verstorbenen über ihrem Wohnzimmer. Es war „wie Herumwerfen von Stühlen und Herumlaufen, als sei jemand oben“. Doch niemand traute sich nachzusehen. Als der Professor heimkam, empfing ihn leichenblass das Mädchen, und seine Frau erzählte ihm voll Entsetzen das Vorgefallene. Die Mansarde war ja nicht mehr bewohnt seit dem Todesfall. Sie hatten auch niemand hinaufgehen hören, was das Krachen der Treppe bestimmt verraten hätte. Der Professor stellte sich nun unter die Treppe; denn er vernahm ebenfalls das Gepolter, doch zu sehen war nichts. Hinauf ging er nicht. Er sah dann vom Küchenfenster aus nach, ob vielleicht oben jemand zu erblicken wäre. Das war nicht der Fall, dagegen konnte er durchs Fenster feststellen, dass unten die Familie beieinander im Wohnzimmer war. So blieb die Sache ganz rätselhaft; denn das Gepolter dauerte noch eine Weile und wurde von allen gleich gehört. So weit der Bericht des Professors, den seine Frau dann bestätigte. Gehört hat er nachher selbst nichts mehr, da er abends damals immer sehr beschäftigt war und spät heimkam, als das Gepolter bereits aufgehört hatte. Dagegen hörten die anderen Familienmitglieder, wie mir seine Frau berichtete, allabendlich dieses gleiche unheimliche Gepolter oben, ohne dass man jemals jemand in die abgeschlossene Mansarde hinaufgehen sah.

Da, am Sonntag, kam ganz überraschend und ungewohnt plötzlich die Frau des Hausbesitzers zu einem Besuch und besprach, offenbar ein Vorwand, einige Hausangelegenheiten. Dabei stellte die Frau des Professors die Frage, ob jetzt wohl jemand oben wohne oder zu tun habe, da abends immer so ein Gepolter sei? Kaum gesagt, erblasste die Frau, stand eilig auf und bemerkte nur kurz, indem sie sich rasch empfahl, das seien nur Ratten —! Weiter haben sie nie etwas erfahren. Tatsache aber war, dass von da an die Frau jeden Sonntag mit dem Gebetbuch regelmässig in die Kirche ging, die sonst niemals die Kirche besuchte. Hatte sie das Gepolter des Toten in seiner Mansarde als eine Mahnung zum Kirchenbesuch aufgefasst, wie der Professor und seine Familie, die katholisch war und den Kirchenbesuch pflegte, geneigt waren zu glauben?

Nach einem halben Jahr zogen sie aus und verloren damit jede Beziehung zu jenem Haus mit seinem merkwürdigen Spuk.

13. Fall des Dr. med. Faessler in X. am ... see, Schweiz

Der Zürcher Elektroingenieur E. K. Müller, dem ich bereits wichtige Mitteilungen verschiedenster Art verdankte, die zu ihrer Zeit ver-

wertet werden sollen, und dessen ausserordentliche Untersuchungen im „Okkultismus“ (s. Nachtrag: am Wendepunkt?) kurz behandelt worden sind, schickte mir unter dem 8. Januar 1938 folgende Abschrift eines Manuskriptes, das er unter seinen Akten gefunden hatte. In diesem berichtet einer seiner früheren Anstaltsärzte, Dr. med. Faessler, über ein merkwürdiges Erlebnis, ein Spukerlebnis einfachster Art, das gerade durch seine Einfachheit und die Tatsache, dass es sich dabei um ein neues Haus handelt, besonderes Interesse verdient. Ich lasse das Manuskript ungekürzt folgen. Die Namen allerdings mussten alle bis auf den einen unterdrückt werden. Das war, wie im vorigen Fall, dringend. Hier die Abschrift:

Eine okkulte Beobachtung

Im Juli 1913 wechselte ich mein Domizil und mietete in X. am ... see eine vor vier Jahren neu erbaute, ganz in Stein ausgeführte hübsche Villa, die mit ihrem Garten rings ums Haus nördlich direkt an den See grenzte. Ein starker eiserner Gartenzaun und seewärts eine hohe Mauer isolierten das Haus von der Umgebung. Etwa 15 Meter nebenan stand ein massiver kleiner Neubau, in dem ein ruhiger Rentier lebte, und über der Strasse, zirka 100 Meter entfernt, stand eine Fabrik, die während der Nacht von 7 bis 5 Uhr den Betrieb völlig einstellte.

Das Einziehen in die Villa hatte keine Schwierigkeiten, da der Besitzer kurzerhand nach L. übersiedelte, den Schlüssel abdrehte und die Villa einfach stehen liess. Da er ein reicher Rentier war, fiel mir das nicht auf.

Kaum war ich recht eingezogen, hörten meine Frau, die Magd, die im dritten Stock ihr Zimmer hatte, und ich, 2—3 mal wöchentlich nachts zwischen 12—2 Uhr, tief unten ein dumpfes aber mächtiges Klopfen in Abständen von 2—3—5 Sekunden, dann einige Minuten aussetzend, dann in gleicher Weise sich wiederholend und so meistens 3 mal hintereinander.

Ich machte mir nichts daraus, indem ich annahm, dass in der nahe liegenden Fabrik wahrscheinlich nächtlicherweile Reparaturarbeiten vorgenommen würden. Das war aber nach eingezogenen Erkundigungen nicht der Fall. Dann dachte ich, es sei vielleicht ein Patient, der mich herausklopfen wolle, die Nachtglocke nicht findend. Ich konnte aber niemals jemand finden, wenn ich, Licht machend, nachsehen ging. Auch im Keller war stets alles in Ordnung. Auffallend war mir, dass mein

Hündchen, das sonst jeden Patienten durch Gebell angab, bevor er die Glocke erreichte, vor Beginn des Klopfens unruhig wurde, wimmerte und um jeden Preis zu mir ins Schlafzimmer zu gelangen suchte, wo es sich, am ganzen Leib zitternd, unter meine Bettdecke flüchtete, was es sonst nie tat und nicht tun durfte. Gleich nachher begann immer das Klopfen, wie mit einem ganz schweren, in ein Tuch gehüllten Schmiedehammer auf einen schweren Balken. Nachdem ich so oftmals im Keller, woher das Klopfen kam, mit Licht nachgesehen und nie etwas gefunden hatte, machte ich mir nichts mehr daraus und schlief weiter, nachdem ich das Klopfen durch Einschalten des elektrischen Lichts abgestellt hatte; denn sobald ich Licht machte, hörte das Klopfen sofort auf.

Ich zog nach zwei Jahren wieder aus, und da ich die neuen Bewohner nicht kannte, wagte ich nicht, sie um ihre diesbezüglichen Erfahrungen zu befragen. Aber nach Jahresfrist verkauften sie die Villa wieder und zogen ebenfalls weg.

sign. Dr. F.

Auffallend in Verbindung mit dem Vorausgegangenen ist Verschiedenes in diesem Bericht Dr. Faesslers, vor allem das eigentümliche Verhalten des Hündchens bereits vor Beginn der unverständlichen Geräusche im Keller, ähnlich wie beim Bernhardiner in Wang. Da hier endlich die Möglichkeit eigener Untersuchung an Ort und Stelle gegeben schien und Dir. Müller die jetzige Adresse Dr. Faesslers beigefügt hatte, um mich mit ihm in Verbindung setzen zu können, schrieb ich diesem unter Beilegung eines Fragebogens. Allerdings war die Hoffnung auf Antwort gering. Doch sie kam, und zwar dankenswert ausführlich. Ich lasse sie, ebenfalls ungekürzt folgen:

N. (undat. eingeg. 10. 11. 38).

Sehr geehrter Herr!

Ihr Brief hat mich wieder auf eine alte Spukgeschichte aufmerksam gemacht, die mir in den Jahren 1913—1915 passiert ist. Ich will Ihre Fragen gerne beantworten:

1. Ich habe keine anderen okulten Erfahrungen gemacht als jene in X.

2. In der Villa wohnten meine Frau, meine Magd und ich, sonst niemand. Alle drei haben den jeweiligen Spuk vernommen.

3. Es handelte sich um ein tosend-klopfendes Geräusch im Keller, wie wenn jemand mit allerschwerstem Schmiedhammer auf einen Balken schlug. Zweimal hörte unsere Magd (Sächsin), allein im Nebenkellerraum, jemanden mit einer Axt Holz spalten. Wie sie die Türe öffnete und hineinsah, war niemand da.

4. Holzspaltgeräusche kamen auch am hellen Tage vor, die dröhnenden Balkenschläge nur nachts. Wetter und Mondschein waren ohne Einfluss, ebenso der See; denn die Geräusche kamen auch vor im Winter, wenn sich das Wasser 10 Meter von der Mauer zurückgezogen hatte.

5. Es wusste meines Wissens niemand von dieser Geschichte, wohl weil das Haus eben ganz neu war.

6. Der Erbauer und Besitzer der Villa zog eines Tages plötzlich nach L. in eine Mietwohnung aus und liess die Villa einfach leer stehen.

7. Der Rentier im Nebenhaus hatte nie etwas von diesen tosenden Hammerschlägen gehört, wie oft ich ihn auch darüber befragte. Er und seine Frau sind gestorben. In der über der Strasse gelegenen Anstalt wurde auch nie etwas vernommen.

Am auffallendsten war mir immer das Verhalten meines Hundes, bevor der Spuk losging, zitternd und heulend an meine Schlafzimmertüre kam und keine Ruhe hatte, bis ich ihn einliess. Zwei bis drei Minuten nachher begann das unheimliche Klopfen im Keller. Ich hörte manchmal einige Zeit zu, weil ich beim Nachsehen nie etwas gefunden habe und das Klopfen beim Lichtandrehen sofort aufhörte. In der gleichen Nacht kam es kein zweitesmal.

Hochachtung

Dr. Faessler.

Dieser Brief bringt wertvolle Ergänzungen. Vor allem interessant ist die Angabe, dass die unverständlichen Geräusche des Holzspaltens, ein typisches Mimicrygeräusch, zum Unterschied von den „tosend-klopfenden Geräuschen“ nicht nur bei Nacht, sondern auch am Tag auftraten. Dass in X „niemand von der Geschichte wusste“, auch der Nachbar nicht, ist glaubhaft. Gesprochen wurde jedenfalls nicht darüber, und feste Steinwände wirken stark isolierend, sodass bei einer Entfernung von „etwa 15 Metern“ die Geräusche aus der Villa im

„massiven Neubau“ des Nachbars kaum zu hören waren. Schade, dass keine Versuche nach dieser Richtung unternommen wurden.

Meine Hauptfrage, die Adresse der Villa, blieb allerdings unbeantwortet. Ich schrieb nochmals mit dringender Bitte, um Nachforschungen vornehmen zu können. Keine Antwort! Nun war klar, dass diese unerwünscht waren. Ich schrieb daher Dir. Müller. Antwort: „Werde selbst nach X. fahren und vorsichtige Nachforschungen halten.“ Am 10. Mai kam ein ausführlicher Bericht: „Vertraulich.“ Diesen kann ich daher, nach Verständigung, nur im Auszug geben. Doch er liegt bei den Akten mit meinem übrigen Material über Spuk mit den zugehörigen Namen.

Brief von Dir. Müller (Auszug)

Zürich, den 10. Mai 1938.

Ich kam gestern von X. zurück. Was ich erfahren konnte, ist nicht viel und nur unter Diskretionszusicherung.

Von einer sehr angesehenen Dame erfuhr ich folgendes. Seit Jahrzehnten wohnt sie in X., kannte Dr. Faessler und auch den Erbauer und Eigentümer der schönen Villa. Dieser (Name und Personalien) bewohnte sie nur kurz und soll sie dann an Dr. Faessler verkauft haben, der ebenfalls gar nicht lange darin blieb. Von ersterem wäre nichts zu erfahren. Er sei unzugänglich und rede nie mehr als nötig. Ein Versuch beim neuen Besitzer ... könnte zu einer Katastrophe führen ... naheliegende Gründe, warum die Sache geheim gehalten werden muss.

Die Villa des Nachbars ist ein schwarzes, düsteres Haus, in dem man viel eher Unheimliches erwarten könnte.

Ich halte die Erfahrung und den Bericht Dr. Faesslers, den er mir überwies, ohne dass ich darum gebeten, für reell, und da er ihn auch unterzeichnet hat, trägt er die Verantwortung. Das Original ist hier.

Ihr K. E. Müller

Dieser Bericht Müllers steht im Einklang mit dem von Dr. Faessler und seinem Brief an mich, und bestätigt, was ich vermutet habe: eine örtliche Untersuchung ist untunlich und die Geheimhaltung dringend, aus Gründen, die nicht erörtert werden können — ein neues Beispiel der ausserordentlichen und mannigfachen Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten der Untersuchung des Problems „Spuk“ entgegenstellen.

VII. KAPITEL

Fall der Chemikerin A. Kornitzky in Berlin

Wieder durch einen jener merkwürdigen Zufälle erhielt ich diesen in jeder Hinsicht wertvollen Fall. Ein sehr guter Bekannter, Dr. Peter Ringger, der mir jahrelang bei meiner schwierigen Arbeit geholfen und dann auch sehr erfolgreiche Experimente mit Tischrücken u. dgl. durchgeführt hat, die speziell auch für die Frage des Zirkelunbewussten (O. Ind.) von Bedeutung sind, — sie werden im II. Band behandelt —, traf 1949 bei einem Besuch bei Prof. W. Friedrich in Hamburg eine sehr gescheite, gebildete jüngere Apothekerin, die beiläufig auch ein ganz merkwürdiges eigenes Erlebnis erzählte. Nach Rückkehr berichtete er mir, und ich erhielt dann, durch Vermittlung von Prof. Friedrich, einen ausführlichen Brief der Betreffenden aus Hamburg. Ich bringe ihn fast ungekürzt. Später folgte, auf meinen Fragebogen, eine entsprechende Ergänzung mit Bestätigung von zwei Seiten.

Hamburg, den 12. Mai 1949.

Als sich folgende Ereignisse abspielten, bewohnte ich Oktober 1934, noch unverheiratet, allein eine kleine Zweizimmerwohnung in einem grossen Neubaublock in Berlin-Lichtenberg (ein östlicher Vorort), Hauptstrasse 64. Vor mir war sie erst einmal bewohnt worden, so weit ich mich entsinne von einem Junggesellen, der aus irgend welchen praktischen Gründen auszog.

Eines Abends, Herbst 1934, lag ich lesend zu Bett. Plötzlich bekam ich von unsichtbarer Hand eine heftige, und wie mir schien, auch knalende Ohrfeige. Das Buch (es war Tucholsky, Schloss Gripsholm) fiel mir aus der Hand, und mein Kopf wurde auf dem Kissen zur Seite geschleudert. Ich sprang aus dem Bett und lief zum Spiegel, weil ich das Gefühl hatte, meine Backe müsse ganz rot und noch das Muster dieser Hand zu sehen sein. Beim Anblick meines erschrockenen Gesichtes kam ich sozusagen zur Besinnung, d. h.: wenn ich diese kurzen Augenblicke völlig instinktiv gehandelt hatte, so schaltete sich jetzt der Verstand ein. Da mir dieser bei meinem Erlebnis wenig helfen konnte,

versuchte ich, wider besseres Wissen, mir alles mit „dummer Einbildung“ zu erklären.

Ich hätte diese Fassung des Geschehenen wohl auch für immer gutgeheissen, oder diese ganz mysteriöse Ohrfeige wohl völlig vergessen, wenn sie nicht der Auftakt zu einer Reihe unerklärlicher und sinnloser Ereignisse geworden wäre, die sich innerhalb der darauf folgenden 10—14 Tage abspielten.

Als ich ein oder zwei Tage später abends meine Wohnung betrat — ich war zur Zeit Apothekerin und, bis auf eine Mittagspause, nur am Abend in meiner Wohnung — fand ich ein Bild, eine ohne Glas gerahmte Photographie einer griechischen Plastik (ca. 70 x 50 cm) nicht auf ihrem Platz an der Wand, sondern 3—4 Meter davon entfernt auf dem Boden liegen. Der Nagel sass fest in der Wand, die Türe war, wie immer, durch ein Sicherheitsschloss verschlossen gewesen, so dass unmöglich jemand, ausser mir, die Wohnung betreten konnte, denn die Fenster waren auch fest verschlossen. (Da ich Hochparterre wohnte, verliess ich die Wohnung natürlich nie, ohne vorher die Fenster zu schliessen.) Es war also völlig unerklärlich, wie das Bild durch die ganze Breite des Zimmers auch noch hatte fliegen können. Ich hängte es dann wieder an seinen Platz.

Am folgenden Abend hatte ich Besuch von meiner Schneiderin, Fräulein Bert Riech. Wir hatten zusammen Abendbrot gegessen und wuschen gemeinsam das Geschirr in der Küche ab, als wir im Zimmer ein grosses Gepolter hörten. Ich dachte sofort an das Bild, das an diesem Abend brav wieder an seinem Platz gehangen hatte. Zusammen mit Fräulein Riech, der ich nichts von meinem Spuk erzählt hatte, betrat ich das Zimmer, und wir beide fanden das Bild vor dem Fenster auf dem Boden. Wieder war es 3—4 Meter durch die Luft geflogen. Der Rahmen des Bildes war heil geblieben, der Nagel sass in der Wand, die Fenster waren geschlossen, und ausser uns befand sich niemand in der Wohnung. Ich hängte das Bild wieder an die Wand.

Nun überraschte es mich nicht mehr, dass an dem darauf folgenden Abend das Bild wieder auf dem Boden an der gleichen Stelle lag. Nun hängte ich es nicht wieder auf, sondern liess es auf dem Boden an die Wand gelehnt stehen, wo es sich auch friedlich verhielt, bis ich es, vielleicht nach einem Monat, wieder an seinen alten Platz hängte, wo es dann viele Jahre ungestört verharrte.

An einem der darauf folgenden Abende hatte ich Besuch von einem Bekannten (ich entsinne mich nicht mit Sicherheit, wer es war, und kann daher keinen Namen nennen). Wir tranken Tee und unterhielten uns. Ich erzählte nichts von meinem Spuk, weil ich nicht ausgelacht werden wollte. Plötzlich Gepolter und Geklirr im Badezimmer. Wir beide gingen hin, um festzustellen, was los sei und erblickten eine Kristallpuderdose, die in Scherben in der Badewanne lag. Sie hatte ihren Platz auf einer über dem Kopfende der Wanne an der Wand befestigten Glasplatte gehabt. Da ich sie seit langem nicht mehr benutzte, stand sie hinten an der Wand, davor grössere Flaschen mit Haarwasser, Kölnisch Wasser u. dgl. Alles war unverändert dort, nur die Puderdose fehlte. Da schändlicherweise recht viel Staub auf dieser Platte lag, konnten mein Besucher und ich an dem kreisrunden und völlig staubfreien Fleck wunderbar ablesen, wo sie noch vor ein paar Minuten gestanden haben musste. Ich entsinne mich, dass der Bekannte mit sehr männlichem Forschungsgeist alle technischen Eventualitäten erwog, die dieses Wunder hätten vollbringen können, und dass er es kopfschüttelnd aufgab, irgend eine natürliche Lösung des Rätsels zu finden.

Aber es kam noch toller. Ich besass eine aus Silberblech geschnittene und dann gebogene Giraffe, eine moderne kunstgewerbliche Arbeit von ca. 12 Zentimeter Höhe und 7 Zentimeter Länge. Diese kleine Plastik hatte seit langer Zeit ihren bestimmten Platz auf einem Bücherregal im kleinen Zimmer, (nicht, wo das Bild hing). Eines Tages vermisste ich diese Giraffe auf ihrem Platz beim Staubwischen, entsann mich aber gleichzeitig genau, dass ich sie vor ein oder zwei Tagen bei der gleichen Beschäftigung in der Hand gehabt hatte. Ich glaubte, sie sei vielleicht heruntergefallen und suchte sie intensiv in dem kleinen Zimmer, aber ohne Erfolg. Jedesmal, wenn ich die leere Stelle sah, suchte ich von neuem, doch vergeblich. — Nun pflegte etwa alle 14 Tage, vielleicht auch nur einmal im Monat (das weiss ich nicht mehr genau), eine Frau mit Namen Zeller zu kommen und die grösste Reinmacherarbeit zu besorgen. Als ich an so einem Reinigungstag nach Hause kam, zeigte mir Frau Zeller ihre Hand, an der sie eine lange, blutige Schramme hatte, und sagte, ich solle mir das einmal ansehen. Es sei eine ganz unheimliche Geschichte. Ja, sie wolle es nur gleich sagen, so unheimlich, dass sie überhaupt nicht mehr in diese Wohnung kommen möge, in der es ja spuke (ich hatte der Frau nichts erzählt, auch gar keine Gelegenheit dazu gehabt). Sie berichtete nun, dass sie sich, während sie die Couch

klopfte und büstete, an einem scharfen Gegenstand, der aus der Kopfrolle der Couch hervorstach, gerissen habe. Sie glaubte, ich hätte vielleicht beim Nähen eine Nadel darin stecken lassen und suchte und fand schliesslich eine spitze Zacke, die aus dem festen, derben Stoff, mit dem die Couch bezogen war, hervorsah. Alle Versuche, diese herauszuziehen, blieben erfolglos. Sie zerrte und zog, aber es ging nicht. Sie fühlte nun auch, dass es ein grösserer Gegenstand sein müsse, der in der Rolle sass. Sie ergriff eine Schere und schnitt den Stoff auf, griff in die Polsterung und holte mit einiger Mühe die oben beschriebene Giraffe hervor. Sie zeigte mir, wo sie die Kopfrolle aufgeschnitten hatte und wo die Giraffe gegessen war. Herausgeschaut hatte ihr spitzes Ohr, an dem sie sich gerissen hatte. Die Frau war sehr erregt, erklärte immer wieder, wie unheimlich es ihr sei, und erzählte anschliessend noch eine verworrene Geschichte: dass es mehrmals an die Scheibe der Küchentüre geklopft habe, dass dort eine Hand erschienen sei, usw. Ich schenkte ihr jedoch nicht viel Glauben. Jedenfalls kam sie nie wieder zu mir.

An einem der folgenden Tage in der Mittagszeit säuberte ich die Wohnung, fegte und wischte auf. Als ich mit meiner Arbeit fertig war, sah ich mich befriedigt im Zimmer um und ging in die Küche. Wenige Minuten später betrat ich aus irgend einem Grunde wieder das Zimmer und erblickte sämtliche Kissen der Couch, etwa fünf bis sechs, auf dem Fussboden über das ganze Zimmer verteilt! Eben erst hatte ich, wie gesagt, das Zimmer mit Wasser und Wischtuch aufgewischt, was ich nicht gut konnte, wenn alle Kissen auf dem Boden lagen.

Seit einigen Tagen vermisste ich einen sehr wichtigen Schlüsselbund, der seit Jahr und Tag seinen bestimmten Platz an einem Haken im Flur hatte. Obwohl ich schon ahnte, dass mir wieder ein Streich gespielt worden war, suchte ich sehr nach den Schlüsseln, konnte sie jedoch nicht finden (wusste auch zu genau, dass sie da und nirgends wo anders sein mussten). Viele Wochen später fand ich sie in einem mit Papier verschnürten Paket im verschlossenen Wäscheschrank! Das Paket enthielt neue Leintücher, die mir meine Mutter geschickt hatte, die unbenutzt und verpackt dort aufgehoben wurden!

Innerhalb dieser Zeit kam eines Abends ein Studienfreund meines Mannes. Er war auf der Durchreise und bat mich, in meiner Wohnung übernachten zu dürfen. (Name Karl Bresse.) Als ich am nächsten Vormittag meine Wohnung um 11 Uhr betrat, war der Bekannte noch nicht aufgestanden. Er war sehr müde gewesen und glaubte nun, es sei höch-

stens 9 Uhr und nicht schon 11 Uhr. Als ich das Zimmer, in dem er schlief, betrat, erblickte ich auf dem Schreibtisch und Fussboden einen grossen See von (wie ich annahm) Milch! Ich fragte den Bekannten entsetzt, was er denn angestellt habe? Er habe ja hier mindestens einen Liter Milch ausgegossen! Er starrte sichtlich ebenso entgeistert wie ich auf diese „Milch“ und sagte, er sei doch eben erst durch mich geweckt worden. Er habe doch keine Milch. Er schleppe doch in seinem Koffer keine Milch mit sich usw. Ich selbst müsse die Milch hier ausgegossen haben! Ich belehrte ihn, dass ich niemals Milch kaufe, da ich sie gar nicht möge, und dass, wenn ich sie (die ich gar keine besessen) hier ausgegossen haben sollte, dann hätte das nur gestern Abend sein können und in seiner Gegenwart, da er in diesem Zimmer geschlafen habe. Wir hätten gestern Abend Tee getrunken. Die Kanne und Tassen ständen noch in der Küche. Dies sei auch kein Tee usw. Wir kamen zu keiner Lösung. Wir sahen uns im Zimmer um und mussten immer wieder feststellen, dass nirgends etwas stand, das auch nur einen Tropfen Flüssigkeit enthielt. Keine Vase mit Blumen z. B. Die Fenster standen wohl offen, doch waren die Holzjalousien heruntergelassen und festgeschraubt, so dass niemand hätte einsteigen können, um dort auf dem Schreibtisch und Boden einen Liter Milch zu hinterlassen. Schliesslich ergriff ich Eimer und Wischtuch und begann den See aufzunehmen. Es war mindestens ein Liter, den ich aus dem Tuch in den Eimer gedrückt habe.

Mit diesem „Milch“-Spuk brach die Kette der beschriebenen Ereignisse ab. Nie nachher, ebenso wenig wie je vorher, habe ich in der Wohnung oder sonst an anderen Plätzen irgend etwas erlebt, das nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre.

Nachträglich habe ich oft und immer vergeblich versucht, diese Ereignisse irgendwie zu erklären. Ich bin aber noch immer davon überzeugt, dass diese Dinge gar nichts mit mir zu tun hatten, sich auch (von der Ohrfeige abgesehen) überhaupt nicht auf mich bezogen, sondern dass sich alles ganz zufällig in dieser Wohnung abspielte. Alles, was geschah, vollzog sich immer in meiner Abwesenheit. Ich sah auch das Bild nie durch das Zimmer fliegen, die Kissen nicht durch die Luft, die Milch nicht auf den Schreibtisch und Fussboden regnen usw. Wohl geschah einiges, während ich in der Wohnung war, aber immer in dem Raum, in dem ich mich gerade nicht befand.

Zu näheren Auskünften gerne bereit

A. Kornitzky.

Dieser Brief ist jedenfalls ein Muster an guter Beobachtung und ruhiger, sachlicher Berichterstattung. Dass diese zutreffend ist, wurde nachträglich von zwei Seiten, vom Mann und einer Freundin der Berichterstatteerin, bestätigt. Angesichts der Bedeutung des merkwürdigen Falles lasse ich beide Zeugnisse im Wortlaut folgen:

„Ich bescheinige, dass meine Frau, Anneliese, geb. Wegener — damals meine Verlobte — die Ihnen dargelegten Geschehnisse im Oktober 1934 kurz, nachdem sie sie erlebt hatte, in derselben Weise brieflich nach meinem damaligen Wohnort in Kungör (Schweden) mitgeteilt hat. Irrtümer in der jetzigen Darstellung oder Gedächtnisfehleistungen sind daher nicht anzunehmen.

Hamburg, den 1. Juli 1949.

Dr. Hansgeorg Kornitzky.“

„Hiermit bestätige ich, dass meine Freundin, Anneliese Kornitzky, geb. Wegener, mir die Ihnen geschilderten Erlebnisse einige Zeit nach ihrem Geschehen in der gleichen Weise erzählte. Sie blieben mir in lebhafter Erinnerung, weil ich die Wohnung, die Gegenstände und die beteiligten Personen gut kenne.

Hamburg, den 1. Juni 1949.

Dr. Franziska Meister, geb. Weidner.“

In Bestätigung des Schreibens ihres Mannes teilte Frau Kornitzky unter dem 1. Juni noch mit, dass ihr Mann, bevor sie verheiratet waren, in Schweden lebte, weshalb sie ihm damals brieflich „die ganze Geschichte, unmittelbar, als es geschah“, mitgeteilt hatte. Leider habe er die Briefe auch nicht mehr. Doch andere Freunde, denen sie die Sache erzählte, könne sie um Bestätigung bitten. Diese beiden genügten mir jedoch, so dass ich nicht um weitere ersucht habe.

Meine Nachforschungen

Um möglichst sicher zu gehen, bat ich Prof. Pascual Jordan, Hamburg (p. 17), um sein Urteil über diesen Bericht, nachdem er sich, namentlich für einen Physiker, in seiner Abhandlung „Verdrängung und Komplementarität“ dem Okkultismus gegenüber erstaunlich unvoreingenommen gezeigt hat. Hier seine Antwort:

„Die berichteten Dinge sind in der Tat, so möchte ich sagen, sowohl erstaunlich als auch überzeugend durch ihre ‚Echtheit‘. Man gewinnt ja allmählich bei Vergleich verschiedener Berichte ein Gefühl dafür, ob ein Bericht nur schlichte Tatsachen, oder auch erfundene oder übertriebene Zutaten enthält. In diesem Falle erhalte ich ganz unmittelbar den Eindruck der Zuverlässigkeit und schlichten Sachlichkeit. Es wird mir bestimmt ein Vergnügen sein, Frau Kornitzky kennen zu lernen ... Zur theoretischen Beurteilung der fraglichen Dinge, wie insbesondere der Angelegenheit mit der Giraffe, möchte ich vorläufig noch gar nichts sagen. In diesem so neuen und wunderbaren Gebiet scheint mir für die wissenschaftliche Bearbeitung zunächst die Sammlung von Material das Allerwichtigste. Die theoretische Verarbeitung wird sich dann schon von selber anbahnen.“

Für die theoretische Verarbeitung, die selbstverständlich einmal folgen muss, schienen mir verschiedene Punkte aufklärungsbedürftig, besonders da ich an der Richtigkeit der einen Angabe der Berichterstatteerin, auf Grund meiner bisherigen Erfahrungen, starke Zweifel hegte, der Angabe nämlich, dass diese Dinge „mit ihr gar nichts zu tun hätten“, sich auch „überhaupt nicht auf sie bezogen“, von der Ohrfeige abgesehen. Ich bat daher Frau Kornitzky um entsprechende Ergänzung ihres Briefes und übersandte zu dem Zweck einen Fragebogen. Hier das Wesentliche ihrer ausführlichen Antwort vom 1. Januar 1949:

1. Ich wohnte in jener Wohnung seit ungefähr einem Jahr und nach den Ereignissen noch etwa fünf Jahre, ohne dass etwas sich ereignete.

2. Das Haus war ein riesiger, moderner Wohnblock, der ein ganzes Quartier umfasste und vier Stock hoch war. In meinem Aufgang waren acht Wohnungen. Steinbau, Wasserleitung und Zentralheizung.

3. Jahreszeit: Ende September, Anfang bis Mitte Oktober. An das Wetter keine Erinnerung. Glaube normal.

4. Hatte in der Zeit keine körperlichen oder nervösen Störungen. Hatte damals oft Besuch und wäre, nach der anstrengenden Arbeit, dazu gar nicht im Stande gewesen, hätte ich mich nicht wohl gefühlt. Erwinnere mich auch an keine Aufregungen und Sorgen.

5. Bezüglich jener sogenannten Milch schreibt Frau Kornitzky auf meine Frage: „Leider bin ich auf die Idee damals gar nicht gekommen, sie chemisch zu untersuchen. Die Farbe war gelblicher und etwas durchsichtiger als gewöhnliche Milch. Damals interessierten mich die Ursachen für all diese Dinge nicht. Ich war nur irritiert und froh, wenn ich wieder so einen Unsinn beseitigt hatte. Ja, irritiert und neugierig war meine Reaktion. Gefürchtet habe ich mich durchaus nicht.“

6. Einen Milchladen gab es in der Strasse, sogar im Block (der so lange war wie eine Strasse), jedoch nicht im Haus.

7. Die anderen Mieter im Haus (meinem Aufgang) kannte ich nicht, wie das in Berlin so üblich. Ich glaube kaum, dass in der Zeit ein Todesfall im Haus stattgefunden hat. Das hätte ich durch den Portier vielleicht gehört.

Nun folgen zwei Mitteilungen, die zur Erklärung der merkwürdigen Ereignisse vielleicht von einigem Wert sein könnten?

8. a) Im Haus war elektrisches Licht. Die elektrische Strassenbahn fuhr durch die Strasse, und etwa eine Viertelstunde Wegs entfernt lag das riesige Kraftwerk Klingenberg, das halb Berlin mit Strom versorgte.

b) Ich habe oft beobachtet, dass ich zeitweise stark elektrisch geladen bin; Seidenstrümpfe knistern beim Ausziehen, das Haar immer beim Kämmen. Bin überempfindlich gegen alles Elektrische. Als Schulkind wurde mir bei harmlosen Versuchen in der Physikstunde schlecht. Habe völlig unsinnige Angst vor Gewittern, und fürchte mich vor jeder Steckdose. Vertrage auch alle Arten Bestrahlung und Höhensonne schlecht.

EIN VERGLEICHSFALL

14. Fall der Zahnärztin Dr. med. Boruvka, Prag (1946/47)

Nun ein womöglich noch rätselhafterer Fall. Sehr gute Prager Freunde von mir, Herr und Frau Pinkas, ein älteres Ehepaar, er Geschäftsmann, beide in keiner Weise okkult eingestellt oder weiter interessiert, berichteten mir in Zürich im Dezember 1949 wiederholt übereinstimmend das Folgende:

Sie waren sehr befreundet mit dieser Zahnärztin, einer Frau von gegen 50, geschieden und ohne Kinder. Sie bewohnte einen grossen Neublock im Zentrum der Stadt, Jecna 22, mit vielen Parteien. In der Nähe befand sich vor ca. hundert Jahren ein Friedhof, zur Kirche des Hl. Stephan gehörend. Dieser erstreckte sich wahrscheinlich auch über das Grundstück jenes Gebäudes. Knochen mochten dort noch vorhanden sein. Die Wohnung im dritten Stock war geräumig mit drei Zimmern: Schlafzimmer, daneben das Wohnzimmer, dann den Vorplatz als Wartezimmer und jenseits das Ordinationszimmer. Bedienung keine. Sie wohnte also allein. Sehr geschickt und tüchtig, hatte sie eine grosse Praxis. Das betreffende Erlebnis erzählte sie ihnen, ganz konsterniert, bereits zwei bis drei Tage nachher. Das war nach Ende des Krieges, 1946 oder 1947.

An jenem Abend kam sie, nachdem sie auswärts gegessen, doch nichts getrunken hatte, nach Hause und legte sich wie gewohnt. In der Früh zog sie sich an und ging ins Wohnzimmer. Der Verstand blieb ihr stehen, als sie die Türe öffnete. Was fand sie? Das ganze Zimmer war sozusagen auf den Kopf gestellt: die sehr schweren und grossen Klubsessel waren umgekehrt oben auf dem Schreibtisch, der grosse Perserteppich zusammengerollt oben auf der Bibliothek! — Jede Erklärung schien unmöglich. „Oder könnte es möglich sein“, frug Frau Doktor meine Freundin, „dass ich nachts im Traum aufgestanden wäre, plötzlich solche Kräfte erlangt hätte und diesen sinnlosen Umsturz, der zwei starke Männer erfordert hätte, selbst bewerkstelligen konnte?“ —

Nur eine Nacht hat dieser Spuk also gedauert — der kürzeste Fall meines Materials. Und nie hat er sich wiederholt!

Leider sind Erkundigungen über ihn bei der Zahnärztin oder anderen jetzt nicht mehr möglich. Ebenso auch im Haus, obwohl viel-

leicht damals, oder auch sonst, was immerhin möglich, in anderen Wohnungen ähnliche Eruptionen einer noch unbekannteren Kraft zur Beobachtung gekommen sind. So fehlen auch die nötigen Bestätigungen. Dieser Fall würde also nur in die dritte Klasse: Ergänzend, gehören, falls wir ihn nicht einfach ablehnen wollen; jedenfalls das Bequemste! Das Gleiche gilt vom vorhergehenden Fall, der auch nur aus der Erinnerung berichtet, obwohl er unvergleichlich besser ist. Zugunsten beider fällt aber in entscheidender Weise die Tatsache in die Waagschale, dass ähnliches immer wieder von besten Zeugen beobachtet und einwandfrei festgestellt worden ist. Denken wir nur z. B. an den Fall Joller, wo am helllichten Tag mit Blitzeschwindigkeit plötzlich und fast unter den Augen der Familie das eben aufgeräumte Wohnzimmer auf den Kopf gestellt wurde, im Schloss T. ebenso in abgesperrten Zimmern wiederholt bei Tag und Nacht. Vom festsitzenden Nagel abgehängte Bilder sind eine häufige Erscheinung. Meine langjährige Hausgenossin Betty, eine Fränkin, Bauerntochter, auf die ich öfters zurückkomme, hat es mit mir an einem Morgen bei einem Porträt von Ricarda Huch in meinem Schlafzimmer in München mitangesehen; ähnlich wie oft die Jollerfamilie. Bei einem schweren Bombenangriff in München ähnlich: das über meterhohe Porträt meines Vaters unter Glas mit breitem Gipsrand wurde vom festsitzenden Nagel abgehängt und unbeschädigt weit fort auf den Boden deponiert. Verschwundene Schlüssel oder andere Gegenstände, die nach langem Suchen endlich an einem ganz anderen Ort wiedergefunden werden, sind ebenfalls ein bekannter Trick der Poltergeister. Auch eine holländische Freundin von mir hat es mit der Familie einmal erlebt! Im II. Band komme ich hierauf zurück und teile das jetzt mit zur Warnung vor dem vorläufigen Schluss: unmöglich!

Mit dem folgenden Fall und drei Vergleichsfällen wenden wir uns einer ganz andersartigen Spukform zu, nämlich dem Stallspuk. Dieser scheint allerdings aus dem Rahmen zu fallen und stellt womöglich noch grössere Ansprüche an den gesunden Menschenverstand. Doch es scheint nur so. Tatsächlich führen viele Verbindungsfäden zu diesem. Das geht auch aus der Tatsache hervor, dass der Stallspuk häufig mit anderem Spuk zusammen auftritt, also mit ihm verbunden scheint, wie z. B. im Fall Steudner, wo er uns bereits im Ziegenstall begegnet ist. Im älteren Schloss der Normandie soll er ebenfalls vorgekommen sein, und zwar

im Pferdestall, nach mündlichen Berichten, die allerdings nicht mehr kontrollierbar waren. In den folgenden Fällen trat er sowohl bei Pferden wie Kühen auf und war zum Teil von langer Dauer und grosser Stärke. Den ersten Fall habe ich von einem Berner Bauern aus dem Aargau, den zweiten von Frau Pfarrer Rippman in Zürich aus dem Bernbiet, wo sie herstammt und Stallpuk vielfach bezeugt wird. Den dritten entnehme ich einem sehr interessanten Bericht von J. Kerner aus Schloss Schmiedefeld in Württemberg. 1815 war dieses von einem H. von Plessen, einem ehemaligen Obersten in der Garde Napoleons, erworben worden. Kerner kannte dieses Schloss, da er in der Gegend wohnte und als Arzt der früheren Besitzer des öfteren hinkam. Doch von derartigen Beunruhigungen, wie sie die Familie von Plessen hernach erleiden musste, hatte er niemals gehört. Immerhin sei es möglich, dass sie bereits vorkamen, aber nicht beachtet wurden oder noch nicht in jener Stärke auftraten.

Als Abschluss und weitere Bestätigung soll noch ein ausserordentlicher Stallpuk als einmalige Erscheinung in Kerners eigenem Haus vorgeführt werden, in Verbindung mit dem merkwürdigen Spukfall der Esslingerin, mit dem Kerner damals amtlich zu tun hatte.

VIII. KAPITEL

Stallpuk vom Bauer Erhardt im Kanton Bern

Spuk und insbesondere Stallpuk ist, wie überhaupt im Kanton Bern, besonders bekannt im Emmenthal. Sein Vorkommen bestätigte mir ohne weiteres, und zwar ganz einfach und kommentarlos, ein jüngerer, gebildeter Grossbauer, den ich zufällig einmal in Haltenegg kennenlernte. Das gab mir endlich den Mut, als ich wieder in Moosegg im Emmenthal war, und zwar diesmal mit Herrn Direktor Müller, bei unserer Wirtin anzutippen — man kann ja nie wissen — ob sie von nichts wisse? Sie lachte hellauf und erzählte belustigt eine unmögliche Geschichte von einem Gespenst — natürlich ein Scherz! Immerhin beschlossen wir, der Sache nachzugehen. Es hat sich gelohnt!

Das betreffende Bauernhaus, die Buchmatt, liegt abseits am grünen Hang. Wir trafen unterwegs die Bäuerin mit Kind. Gleich holte sie ihren Mann. Anfangs sehr wortkarg und zurückhaltend, richtige Berner mit ihrer bedächtigen Art, tauten sie allmählich auf, liebe, einfache Leute. Vorsichtig kam ich allmählich auf unser Anliegen. Erst sah der Bauer eine Weile schweigend zu Boden. Nach zögernder Ueberlegung und kritischer Musterung seiner Besucher, rückte er, obwohl offenbar ungerne und jedes Wort überlegend, mit dem Bericht heraus. Was die Wirtin erzählt hatte, war leeres Geschwätz. Keine Rede von einem Gespenst oder Geist, die Leute sehr vernünftige Menschen, durchaus nicht dumm und abergläubisch, wie allgemein verschrien.

Als junger Bursche diente er 1919 als Melker bei einem Grossbauern in Oberdorf-Utzenstorf, der zugleich Metzger war. Ausser Schweinen und Pferden hatte er noch 25 Stück Vieh. Einmal musste nun unser Melker wegen einer trächtigen Kuh im Stall übernachten, wo sonst nur noch die Hunde waren, darunter ein sehr böser Vorstehhund als Wächter. Da hörte er im Laufe der Nacht in der Krippe wie eine schwere Kugel hin- und herrollen, immer wieder auf und ab. Doch zu sehen war nichts. Das Geräusch kam jedoch nicht von draussen, und von der Bühne konnte es, nach Lage der Dinge nicht kommen, wie der Bauer erklärte. Das Rollen war sehr laut und ganz unerklärlich. Bezeichnend war dabei, dass

gleichzeitig das Vieh die Köpfe abwechselnd nach rechts und links drehte, entsprechend dem Rollen der Kugel. Also musste es seinerseits das Geräusch hören. Der Bauer stellte das Erlebte einfach fest, ohne Kommentar. Eine Erklärung hatte er nicht. Ebenso im nächsten noch merkwürdigeren Fall.

Eines Morgens, als er in den Stall kam, fand er alle Kühe stehend, statt, wie gewohnt, liegend, und unordentlich gerichtet, zwei davon mit weit gespreizten Beinen, dicht beieinander und ihre Köpfe in einem Halfter vereint und dabei so zusammengepresst, dass sie kaum schnaufen konnten. Nur mit einem Flaschenzug wäre das möglich gewesen, wie der Melker hinzufügte. Die anderen Kühe standen alle zu diesen beiden gewendet und nach ihnen blickend. Da sie am Ersticken waren, blieb dem Melker nichts übrig, als ihren Halfter mit dem Messer zu durchschneiden. Dabei waren sie ganz in Schweiss gebadet und zitterten stark. Im Stall sei bestimmt niemand gewesen. Die Hunde hätten sonst angeschlagen. Sofort machte er dem Bauern Mitteilung. Dieser bemerkte nur kurz: „Das sei nichts Besonderes. Aehnliches komme oft vor“, und liess sich nicht weiter darauf ein.

Auf unsere Frage erklärte der Melker noch, der Bauer sei „ein arger Grobian, aber gut zum Vieh gewesen, und seine Leute habe er auch gut gehalten“. Ausser ihm war nur noch eine Tochter da. „Sie war merkwürdig und kam dann fort.“

Nach meiner Abreise sprach Direktor Müller nochmals mit dem Bauern. Dieser machte ihm wieder einen sehr guten, vernünftigen Eindruck. Dabei erfuhr er auch den Namen jenes Grossbauern: Julius Adam. Inzwischen sei er gestorben; denn er war damals schon alt, Erkundigungen bei ihm also nicht mehr möglich.

Um weiteres zu erfahren, gingen wir zum Dorfphilosophen, dem Kachelipeter, einem alten Bauern, der mit seiner Schwester ein schönes Bauernhaus auf der anderen Seite des Dorfes bewohnte. Noch immer ein stattlicher Mann und allgemein bekannt, war er sehr fromm, immer die grosse Familienbibel zur Hand, und hielt sonntägliche Andachten. Von ringsum, namentlich unten aus dem Bad, pilgerten die Leute zu ihm, sicher, bei diesem Menschenkenner und Menschenfreund für körperliche und noch mehr für seelische Gebrechen Rat und Trost zu finden. Auch mir war die Unterhaltung mit ihm belehrend und wohltuend. Alteingesessen kannte er Land und Leute gut. Mit ihm wollten wir den Fall besprechen. Sein Verhalten dabei war bezeichnend, namentlich für

den Protestanten. Bei unserer Frage stutzte er erst erstaunt. Dann starrte er mit aufgerissenen Augen lange schweigend ins Weite mit einem eigentümlichen Ausdruck im Gesicht. Schliesslich stiess er in kurzen, abgebrochenen Sätzen hervor: „Ich weiss schon. Ich kenne den Mann gut. Es stimmt. In meiner Familie hats auch mancherlei gegeben. Ich selbst habe nie derartiges erlebt. Will's auch nicht. Will auch nichts davon wissen. Ich halt's mit der Bibel“ — und legte seine Hand auf diese. „Christus ist mein Schutz“ — und machte eine abwehrende Handbewegung, als ziehe er eine Wand zwischen sich und dem Spuk. Er wollte einfach nicht weiter darüber reden. An der Tatsache zweifelte er jedenfalls nicht. Wahrscheinlich schrieb er sie, seiner Gläubigkeit und dem Volksglauben entsprechend, dem Teufel zu.

15. Stallspuk von Frau Pfarrer Rippmann, Zürich, aus dem Bernbiet

Ueber Spuk im Kanton Bern befragte ich diese sehr gute Bekannte, und zwar speziell über Stallspuk, in Verbindung mit dem Fall Erhardt. Um dieses Gebiet hat sie sich allerdings nie weiter gekümmert, ganz beansprucht durch die Erfordernisse der grossen Familie und Pflichten als Pfarrfrau. Zu erwarten war daher kaum etwas. Doch: man kann nie wissen! Tatsächlich: sie lachte erst über meine Frage. Dann berichtete sie ganz einfach, wie vom Alltäglichen, dass bei ihr daheim im Murtengebiet Stallspuk allgemein bekannt sei, so in den Dörfern Campnach, Lurtigen, Salvenach, im Emmenthal usw.; es komme in allen Dörfern vor. Sie selbst habe des öfteren in ihrem Heimatdorf Wimmis im Oberland das Toben im Stall, von Pferden sowohl wie Kühen gehört. Ihre Mutter, Frau Dir. R., eine Bäuerin, 1933 gestorben, erzählte oft davon, allerdings nicht aus dem eigenen Stall, sondern dem des Nachbarn. So fand man einmal z. B. zwei Rosse mit ihren Köpfen in einem Kummert vereinigt. Nichts half. Schliesslich musste der Chrüspeter aus einem anderen Dorf geholt werden, der in der ganzen Gegend bekannt war als Banner. Er half tatsächlich, und zwar auf ganz geheimnisvolle Weise, nachdem er sich eine Zeitlang im Stall allein mit den Tieren eingesperrt hatte. Niemand durfte dabei sein. Was er machte, blieb sein Geheimnis. Sie hätte es gar zu gerne gewusst und ihm zugesehen, doch das war unmöglich.

An der Zuverlässigkeit dieses Berichtes ist schwer zu zweifeln, denn er erhält eine ganz unabhängige Bestätigung und interessante Beleuchtung auch durch einen ähnlichen Fall aus Graubünden, den Kerner von einer Frau Pfarrer B. erhielt. Sie hatte ihn von der Beteiligten, einer Witwe B. in Fleins selbst. Diese benutzte ihren Stall mit dem Nachbar gemeinsam. Als sie eines Morgens ihre Kuh füttern wollte, fand sie diese mit der Nachbarskuh ebenfalls in der einen Kette vereinigt. Herbeigerufene Leute rieten, die Nachbarskuh mit der Mistgabel zu schlagen. Darauf zersprang die Kette, doch ihre Kuh liess die Zunge heraushängen und wollte nicht mehr fressen. Als nichts half, wurde nach zwei Tagen desgleichen nach einem Volksmagus C. geschickt, einem Mann in Maien-

feld. Dessen Weib fuhr den Boten übel an. Nach vielem Bitten ging der Mann doch hin. Er nahm allerhand Kräuter mit, liess sich dort eine Glutpfanne reichen, begab sich zur kranken Kuh, verschloss die Türe und liess niemand herein. Später öffnete er und verlangte Emd für die Kuh, „die mit schaumigem Schweiss dicht bedeckt war“. Er selbst war in Hemdsärmeln, und man bemerkte, dass er mit einem Teil der Weste die Kuh abgewischt, vielleicht auch abgerieben hatte. Diese frass sogleich und genas zusehends. Geld nahm C. keines an, weil er seine Hilfe um Gotteswillen leisten müsse. Beim Abschied riet er, baldigst die Kuh zu verkaufen, denn in diesem Stall bliebe sie nicht mehr unangefochten. Jene Witwe war erst vor wenigen Monaten gestorben, doch deren Tochter und C. lebten noch, als Frau Pfarrer B. Kerner diese Geschichte mitteilte. Sie schloss mit den Worten des Volksmagus C.: „Es sei besser, man glaube an keine Hexerei; denn denjenigen, die nicht daran glaubten, möge sie minder Schaden zuzufügen“ (Mag., 1851, Bd. V, p. 79 f).

16. Stallspuk von Plessen im Schloss Schmiedefeld (1815)

Dieser Stallspuk war, wie gesagt, begleitet von anderem Spuk. Diese Verbindung ist so bemerkenswert, dass beide kurz beschrieben werden müssen.

Bald nach Einzug 1815 wurde Frau von Plessen nachts Schlag 12 Uhr geweckt und konnte nicht wieder einschlafen. Das wiederholte sich regelmässig jede Nacht. Sie vernahm dann meist menschliche Tritte wie in Pantoffeln durch ihr Zimmer auf und ab, später auch im unbewohnten Zimmer über dem ihren, ferner Klöpfeln, ein Krachen an den Gerätschaften und Wänden, und fühlte dabei wie die Nähe eines unsichtbaren Wesens. Das dauerte mehrere Stunden. Sie weckte meist ihren Mann, der darauf das Gleiche vernahm. Mit einem Degen bewaffnet ging er daher dem Geräusch des Gehens nach, besonders im oberen Stock, ohne doch jemals jemand zu finden. Das sehr Bemerkenswerte dabei ist, dass die Schlossuhr dann immer einen unregelmässigen Gang annahm und plötzlich oft 80 bis 100 Mal hintereinander schlug. Am Morgen fand man oft die Stricke der Gewichte wundersam ineinander geflochten. Als einmal die Familie noch um Mitternacht zu Tisch sass und Herr von Plessen ausrief, der langweilige Geist möge sich einmal bemerkbar machen, erfolgte plötzlich ein furchtbarer Schlag, dass das

ganze Schloss erzitterte, so dass alle Bewohner zusammensprangen. Sofort stellte Herr von Plessen mit seinen Dienern eine Untersuchung an, besonders in der Nähe der Schlossuhr, woher der Schlag zu kommen schien. Da entdeckte er, dass der Gewichtsstein von mehreren Zentnern verschwunden war! Zu seinem grössten Erstaunen war er nirgends zu finden, auch nicht am nächsten Tag bei hellem Licht. Man musste einen anderen Stein anfertigen lassen. Als man diesen befestigte, bemerkte ein Arbeiter auf einmal den alten Stein an einem Ort, wohin er gar nicht hätte fallen können, nämlich zwischen zwei Böden, die von ihm nicht eingeschlagen waren und nur eine seitliche Oeffnung hatten. Sie mussten aufgebrochen werden, um ihn herauszuheben. In einer anderen Nacht wurden alle Geräte in der Küche mit furchtbarem Getöse scheinbar durcheinander geworfen. Herr von Plessen fand jedoch nichts in Unordnung. Dagegen sahen plötzlich alle auf dem Herd ein Feuer brennen. Doch als sie sich dem Herd völlig näherten, war keine Spur mehr davon zu sehen und der Herd auch gänzlich kalt.

Nun zum Stallspuk. Zu gleicher Stunde, wie oben der Spuk, also um Mitternacht, setzte unten, unter den Zimmern des Schlosses, jener Spuk im grossen Stall mit 12 Pferden ein. Diese gerieten in grosse Unruhe, begannen hochzuspringen und rissen sich von ihren Halftern los. Nach einigen Stunden standen sie dann ganz ermattet und schweisstriefend da. Besonders war das der Fall bei dem schönen Reitpferd und einem anderen von minderem Wert, doch guter Renner. Nachdem alle Versuche vergeblich waren, die Tiere zu beruhigen, begab sich Herr von Plessen eines Nachts in den Stall, bestieg sein Reitpferd und erwartete, auf ihm sitzend, die Stunde der Unruhe. Gleich nachdem die Uhr zwölf geschlagen hatte, fing das Pferd an, sich unter seinem Reiter zu bäumen und auszuschlagen. Als gewandter Reiter versuchte er es mit Güte und Gewalt. Vergebens! Er war nicht mehr im Stand, es zu regieren, auch nicht von ihm abzusteigen. Schnaubend und tobend sprang es im Stall auf und nieder, während auch das andere Pferd wie in Tollwut ausbrach und im Stall hin und her raste. Erst nach Verlauf von fast einer Stunde standen die zitternden und schweisstriefenden Pferde still.

Herr von Plessen liess nun die Pferde in den Stall eines entfernten Hofes bringen. Dort verhielten sie sich um die betreffende Stunde ganz still. Als man sie jedoch nach einigen Wochen zurückbrachte, ging um die gleiche Stunde das gleiche schauerliche Spiel wieder los. Schliesslich kam es so weit, dass das Reitpferd diesen Strapazen erlag.

Ein anderer Stall wurde gebaut und der alte zu einem Bierkeller eingerichtet. Beim Graben fand man in der Tiefe eine Reihe von Menschengerippen, die sehr alt zu sein schienen, sowie das Fundament eines noch älteren verbrannten Schlosses.

Frau von Plessen, durch die fortwährenden nächtlichen Beunruhigungen immer leidender geworden, betete daher in der Kirche des alten Schlosses für die Ruhe der Verstorbenen und um selbst verschont zu werden. Von da an wurde sie, wie Kerner berichtet, „persönlich nicht mehr beunruhigt, wenn auch sonst noch hie und da im Schloss sich Spuk zeigte“. In einer Anmerkung fügt er hinzu: „Jetzt bemerkt man von dergleichen Anfechtungen nicht das mindeste mehr.“ Das war 1836 bei Erscheinen seines Buches mit dem bezeichnenden Titel: „Erscheinungen aus dem Nachtgebiet der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgeteilt.“¹

17. Stallspuk bei J. Kerner in Weinsberg (1835/36)

Jenes Buch ist in der Hauptsache dem ausserordentlichen Spuk der Esslingerin gewidmet (p. 1—216), der von August 1835 bis Februar 1836 im Oberamtsgerichtsgefängnis von Weinsberg auftrat, in Verbindung mit der 39-jährigen Elisabeth Esslinger aus Baurenlautern, und sich dann auch in Kerners Haus zum Teil als Stallspuk auswirkte. Die Betreffende befand sich wegen einer zweifelhaften Schatzgräberaffäre in Untersuchungshaft, und zwar in einem schauerlichen Verliess im zweiten Stock, einem Gefängnis *im* Gefängnis, daher fast ohne Licht und von der Aussenwelt vollständig isoliert, in ihrer Zelle teils allein, teils mit wechselnden anderen Gefangenen. Als Oberamtsgerichtsarzt war Kerner aufs engste mit dem Fall verknüpft. Er war aber auch wie kein anderer zur Untersuchung befähigt, vor allem nach seinen langjährigen Untersuchungen bei der Seherin von Prevorst, die 1832 unter diesem Titel bereits in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen waren. Fortlaufend hat er auch bei der Esslingerin beobachtet und untersucht und eingehend darüber berichtet. Von gerichtswegen wurden zahlreiche, auch angesehene Persönlichkeiten: Aerzte, Juristen, Geistliche usw. als Zeugen zugezogen, unter sorgfältigsten Vorkehrungen — erleichtert durch dieses isolierte Verliess — gegen Betrug und andere Täuschungen. So sind

¹ Stuttgart und Tübingen, 1836.

wir hier im Besitz eines einzigartigen, unter günstigsten Bedingungen längere Zeit gerichtlich untersuchten Falles, mit zahlreichen, auch eidlichen Aussagen. Alle sind mitveröffentlicht, ein Material also, dessen Wert, in Verbindung mit unserem anderen Material, nicht leicht überschätzt werden kann für die Frage: Irrglaube oder Wahrglaube?

Ueber diesen Spuk zur Orientierung kurz folgendes. Wir kommen auf ihn im II. Band zurück in Verbindung mit jenem der Seherin, zu dem er ein bedeutungsvolles Seitenstück bildet. Ebenfalls von grosser Mannigfaltigkeit, mit einer aufschlussreichen Geistererscheinung im Mittelpunkt, trat er sowohl nachts auf wie am Tag, und zwar nicht nur in und ausserhalb der Zelle der Esslingerin, auch von den verschiedenen Inhaftierten festgestellt, sondern fern von ihr, so in der Männerabteilung des Gefängnisses, wohin sie nie kam, und in der Stadt, merkwürdiger Weise auch in Häusern, die sie nicht einmal kannte, und sogar ausserhalb der Stadt, bei ihr völlig Fremden. Der Spuk war also nicht an ihre Gegenwart gebunden, wie Kerner betont. Das ganz Merkwürdige dabei ist, dass bei Kerner der Stallspuk zugleich mit anderem Spuk auftrat, und zwar nachdem die Esslingerin erklärt hatte, sie werde ihm den „Geist“ ins Haus schicken (p. 177/85)! Das erstmal geschah das so, dass Kerners Frau gegen Mitternacht im Bett plötzlich durch ein hohle Stimme geweckt wurde, die in ihr linkes Ohr sprach. Die Worte konnte sie jedoch nicht verstehen. Zugleich war es wie eine schwarze Wand an ihrem Bett, in der sich helle Nebelstreifen bildeten. Von da an kam die „Erscheinung“, wie Kerner berichtet, „ohne Geheiss der Esslingerin im Dezember und Januar viele Wochen lang fast in jeder Nacht und verkündete sich durch die bekannten Töne und Lichterscheinungen“. Er führte darüber Tagebuch, denn er berichtet mit den einzelnen Daten. Einige Angaben, namentlich über die Geräusche, müssen der Aehnlichkeit wegen genügen:

Häufig z. B. wie Entladungen elektrischer Flaschen, worauf es vor das Bett seiner Frau kam, an ihrer Decke zupfte und ein Schuss mitten im Zimmer erfolgte, dass beide aus den Betten fuhren. Stille folgte. Oft wie Kleinmachen von Holz, Klöpfeln am benachbarten Nachttisch, dann Rauschen an der Bettlade, Zupfen an der Bettdecke und Auftreten eines Lichtscheinens ohne Form. Ferner Krachen, Klöpfeln, knisternde Töne, Werfen wie mit Sand, als flögen Tauben durchs Zimmer. Oefters eine Helligkeit ohne bestimmte Umriss, usw.

Ueber jenen Stallspuk berichtet Kerner (p. 184/86): „In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1836 hörten wir nach Mitternacht wieder die bekannten Töne von Klöpfeln, Krachen, Werfen im Zimmer, und auf

einmal kam es wieder an das Bett meiner Frau und stund vor ihr als eine Helle ohne bestimmte Umriss. Sie wollte mir rufen, konnte aber nicht, bis die Helle wieder verschwand. Es tat hierauf noch einen Kracher, wie vom anderen offenen Zimmer her, und bald darauf hörten wir vom Stalle, der unter uns ist, unser Pferd, als ginge es aus diesem heraus. Bald war es wieder ganz ruhig. Als man morgens durch die verschlossene Remise in den Stall wollte (dessen Türe sich in die Remise öffnet), stund das Pferd ganz vorn an der Türe der Remise. Es hatte das Halfter unversehrt an. Was aber sehr auffallend war, war dies, dass die Stalltüre hinter dem Pferde *zugemacht* war, wie immer, wenn das Pferd im Stalle ist. Diese Türe ist auch so beschaffen, dass sie nicht von selbst zufallen kann. Die Kette hing unversehrt am Troge und war durch Ringe und Querstängchen so fest an das Halfter angemacht, dass sie sich unmöglich von selbst oder mit Gewalt ohne Zerreiung des Halters oder der Kette von demselben hätte lösen können. Ich dachte hier an das nächtliche Abbinden des Viehes von unsichtbarer Hand, über das Viehbesitzer so oft klagen und das oft durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege erklärt werden kann.“

In seinem Briefwechsel² kommt Kerner auf die ganze Rätselhaftigkeit dieses Vorganges, des Stallspuks also, zurück. Offenbar hat er ihn beschäftigt. So fragt er in einem Brief vom 12. Mai 1836 die Witwe seines Jugendfreundes, des Dichters G. Schwab, mit der ihn eine herzliche Freundschaft verband: wie ist es wohl zu erklären, dass jenes „Ding“, also das geheimnisvolle Es, „ganz wie ein Mensch handelte, z. B. meinen Gaul losband, die Türe hinter ihm schloss, nachdem es ihn herausgeführt hatte usw? Helft mir nur erklären. Es ist mir ganz recht. Die Geister sind mir gar nicht lieb“, — Fragen, die auch wir stellen und nach Antwort suchen.

Befinden wir uns hier nicht tatsächlich in der nicht beneidenswerten Lage von Kants Philosophen, der die einfältigste Figur macht zwischen den Beteuerungen eines vernünftigen und fest überredenden Augenzeugen und der inneren Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels? Kann man sich wundern, wenn Pfarrer Huber, früher in Uffikon (s. unt.), es ablehnte, über jene „schreckliche Plage“ Mitteilungen zu machen, mit der Begründung: „Wer glaubt, der glaubt ohne derartige

² Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von Th. Kerner, 2 Bde. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1897, II, p. 105/106.

Berichte, wer aber nicht glaubt, gewinnt durch Lesen wenig. Er liest solche Berichte, wie er Romane liest, und legt sie dann mit lachendem Munde, noch öfters mit Spott zur Seite.“ Kerner dagegen wollte weder glauben noch nichtglauben. Er wollte wissen, in heissem Ringen um die Wahrheit!

Mit zwei ausserordentlichen Vergleichsfällen, die die vielsagende Aehnlichkeit der Berichte weiter beleuchten, schliessen wir unsere Materialsammlung, auf J. Kerners eigene Worte hinweisend:

„Wer die vorliegenden Geschichten betrachtet und vergleicht, der muss in Wahrheit verblindet sein, sieht er nicht klar, wie in all diesen Geschichten eine überraschende Uebereinstimmung herrscht, die für ihre innere Wahrheit spricht, und es bedarf eines ganz eigensinnigen, gläsernen Verstandes zu bestreiten, dass eine objektive Realität zu Grunde liegt, eine noch unbekannte, noch mit keinem Namen zu bezeichnende Realität. Es ist offenbar an der Zeit, dass diese Phänomene von den Naturforschern erkannt und weiter untersucht werden!“

Die Naturforscher haben das Wort!

IX. KAPITEL

*Fall Uffikon des Chorherrn B. Schiffmann, Beromünster,
von Oberst Pfyffer von Altishofen, Luzern, 1814*

Dank verschiedentlichen Bemühungen namentlich von Seiten des Stiftsprobstes Josef Troxler von Beromünster und anderer geistlicher Herren ist es gelungen, diesen von Kerner als zweiten Anhang zur Esslingerin im „Nachtgebiet“ veröffentlichten Fall Uffikon (p. 239/292), restlos aufzuklären. Alle Namen, sogar der Ort, waren nämlich auf Verlangen des Obersten unterdrückt worden, dem es geglückt war, den bereits damals ganz in Vergessenheit geratenen ausserordentlichen Fall für die Nachwelt zu retten. Die Untersuchung an Ort und Stelle konnte ich allerdings leider nicht mehr vornehmen, obwohl sie aussichtsreich schien, nach den Angaben des derzeitigen Gemeindeschreibers A. Feldmann. In aner kennenswerter Weise hatte er auch seine Hilfe angeboten — im Gegensatz zum betreffenden Geistlichen, der auf meinen eingeschriebenen Brief hin — schwieg!

Durch die Persönlichkeit des Obersten, der sich ganz für den Fall eingesetzt hat, ist er von besonderem Interesse, ebenso durch das von ihm beigebrachte Material, durch die Mitwirkung Kerners zur Feststellung der Tatsachen, die Eigentümlichkeit der Erscheinungen, ihre lange Dauer, ungeachtet des häufigen Wechsels der Geistlichen in der Pfarrpfründe Uffikon bei Dagmersellen im Kanton Luzern, und durch die Rolle, die die Kirche dabei gespielt hat. Die Gegend war nämlich rein katholisch, im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Fällen. Gemeinsam mit dem folgenden, dem schottischen Fall von 1695, rundet er das vorgelegte Material, das zweieinhalb Jahrhunderte umspannt, aufs beste ab.

Was den Obersten anbelangt, so handelt es sich um keinen geringeren als jenen Pfyffer von Altishofen, dem wir das ergreifende Monu-

ment des sterbenden Löwen von Thorwaldsen in Luzern verdanken. Zum Andenken an die am 10. August 1792 in den Tuilerien gefallenen Schweizer, hatte er es in seinem Garten in Sandstein ausführen lassen, nachdem er als Gardeoffizier in französischen Diensten dem Blutbad, schwerverwundet, entronnen war. Hernach in ausländischen Diensten, kehrte er in die Heimat zurück, um sich dann als „achtungswürdiger Greis“ dieses Falles, der seinerzeit auch in Luzern das grösste Aufsehen erregt hatte, anzunehmen, und zwar, „weil niemand den Mut gehabt hatte, frei und offen sich zu solch übernatürlichen Dingen zu bekennen, und mehrere Vorgänger Pfarrer Schiffmanns, die ihrerseits viel unter dem Spuk zu leiden gehabt hatten, so viel als möglich die Sache geheim hielten aus Furcht, lächerlich zu werden“. So schrieb er Kerner am 12. Januar 1836, indem er ihm, als dem Berufensten, den Fall übergab. Seinem Brief fügte er eine ausführliche Denkschrift des Chorherrn Balthasar Schiffmann von Beromünster bei, für ihn verfasst auf Grund eigener Erlebnisse, nachdem er als Pfarrer von 1814—1816 in Uffikon gewesen war. Nach den Angaben des Obersten, der ihn persönlich kannte und als einen „sehr rechtschaffenen Mann“ schätzte, mochte er so ziemlich zu den rationalistischen Katholiken gehört haben, und sei, trotz dringenden Abratens von verschiedenen Seiten, doch in diese, wegen Spuk verrufene Pfarrpfünde gegangen. Der Oberst kannte auch alle Personen, auf die sich Pfarrer Schiffmann in seiner Denkschrift berief und hatte deren Aussagen mit den seinen verglichen und „ganz übereinstimmend“ gefunden, — ähnlich seinerzeit Prof. Bleuler bei der Tochter Jollers! Mehrere Schreiben folgten, alle mitveröffentlicht, darunter auch ein eingeschriebener Brief des Chorherrn an Kerner mit wertvollen Ergänzungen. Nur ein wichtiges Schriftstück fehlt und blieb unauffindbar, das übliche Verhängnis beim Spuk: nämlich der ausführliche Rapport an die Nuntiaturnach Vornahme des bewilligten Exorzismus und eigenhändig unterzeichnet von allen Ohren- und Augenzeugen, darunter auch zwei Kapuzinern. Wie mir der Stiftsprobst Troxler erklärte, dürfte dieser Rapport infolge verschiedener Transferierungen des Archivs jetzt vielleicht in Rom sein?

Pfarrer Schiffmann blieb dem Spuk gegenüber ganz skeptisch, auch als nach vierzehn Tagen die Ortsverwaltung bei ihm vorsprach mit dem Bedeuten, falls er nicht gerne im Pfarrhaus sei, oder darin beunruhigt werde, es ohne weiteres zu sagen. Man würde ihm dann das Schulhaus als Wohnung einräumen, viel lieber, als so oft den Pfarrer wechseln zu

müssen. Pfarrer Schiffmann blieb jedoch, allerdings nur zwei Jahre, obwohl er „schwer unter der entsetzlichen Plage“ zu leiden hatte, nachdem plötzlich, nach zwei Monaten Ruhe — er war am Sonntag vor Allerheiligen eingezogen —, der Spuk am Neujahrmorgen gegen 6 Uhr mit Reiben an seiner Türe, in Gegenwart der Magd, eingesetzt hatte, als wolle jemand herein. Doch niemand fand sich dort. Dieses Geräusch des Stossens steigerte sich immer mehr. In der ganzen Etage gab es zugleich an allen Wänden einen Lärm, als würde mit ganzen Bündeln Haselnussruten an ihnen herumgeschlagen. Doch „Thomas blieb ungläubig!“

„Von da an gab es Spukereien ohne Zahl und Mass,“ so dass Pfarrer Schiffmann, wie er schreibt, „mit ein paar hundert aufwarten konnte.“ Zum Beispiel gingen alle geschlossenen Türen seiner oberen Etage, drei davon innerhalb, drei auf den Gang hinaus, mit Geräusch völlig auf, wenn er schon schlief, obwohl mit verschiedenen Schlössern wohl verschlossen, so dass er aufstehen und sie jedesmal wieder verschliessen musste. Ebenso öffnete sich die Abtritttüre, die vom Gang aus mit zwei Riegeln verschlossen wurde, bei hellem Tag unzähligemal mit grossem Geklirr, auch wenn Schiffmann eben herausgekommen war, sie völlig abgesperrt hatte, und noch keine zwei Schritte vor ihr stand. Unzähligemal erhob sich in der Küche bei hellem Tag ein Getöse, als wäre alles eiserne, kupferne, irdene Geschirr gewaltsam auf den Boden geworfen worden. Beim Nachsehen alles in Ordnung! Ebenso lärmte und tönte es bei hellem Tag im grossen Saal, der bereits vor seiner Ankunft als Holzhaus gebraucht worden war, als würden alle Beigen auf dem hölzernen Boden herumgeworfen. „Thomas hörte, sah aber nichts!“, denn, das ist das Bezeichnende: nie in all den Monaten hat Schiffmann eine „Erscheinung“ gehabt, also einen „Geist“ gesehen. Der „Polterer“ blieb unsichtbar!

„Bedeutendere Ereignisse“ machten ihn schliesslich „doch gläubig, aber unmutig, zornig statt furchtsam“, so dass er dem Spuk immer naheilte, Haus auf, Haus ab, etwas sehen, fangen wollte, und fast Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte, doch: „Immer entwich der Vogel!“

Zum Beispiel zu Lichtness am Abend, als der Kapuziner, der vorher die Pfarrei versehen und so viel dort erlebt hatte, auf Mission zur Abhaltung der Beichte gekommen war, fing mit fürchterlichem Gelärm nach dem Nachessen wieder an. Es tobte abwechselnd in der Küche, auf dem Estrich, unten im Haus und in den vier Zimmern. Zusammen machten sie im ganzen Haus Jagd auf den Polterer. „Doch immer wa-

ren sie die Geäfften!“ Eine merkwürdige Beobachtung machte Schiffmann dabei, ähnlich wie Prof. Ludwigs Angestellte in Gossmansdorf: sobald er und der Kapuziner hinhorchten, war „auf der Stelle“ alles ruhig, schwatzten sie aber wieder miteinander, „fing das Gepolter wieder an!“ Schliesslich riss Schiffmann die Geduld; denn es war bereits über Mitternacht. „Pater Johann,“ sagte er ganz entrüstet, „wir sind doch beide Priester! Hätten wir bloss die kleinen Weihen, wären wir schon kirchlich bevollmächtigte Exorzisten. Ich dulde die Aeffung nicht mehr. Kommen Sie! Die Sache muss ein Ende haben.“ Damit begab er sich in die Hauptstube — auf der einen Seite sein Schlafzimmer, auf der anderen die beiden Gastzimmer —, öffnete die sechs Türen, entzündete die beiden benedizierten Kerzen an seinem Hausaltar, legte die Stola an und machte den praeceptum praeceptivum aus dem Benedictional. In diesem heisst es, dass von nun an alles ruhig sein solle, oder, wenn es nicht gehorchen wolle, sich ansichtig machen, oder doch seine Poltereien wieder anfangen zum Zeichen, dass es weder gehorchen wolle noch müsse. „Der Befehl war zum zweiten Mal gemacht“, berichtet Schiffmann. „Nichts erfolgte.“ Er glaubte bereits gesiegt zu haben. Doch es war nicht so. „Beim dritten Befehl entstand ein Gekrach, als wolle das Haus einstürzen, so dass der gute Pater Johann zitternd von seiner Stelle wich. Ich übergab nun ihm Stola und Buch. Er musste den nämlichen Befehl auch dreimal machen, den er aber in Furcht und Angst so stotternd hersagte, dass ich bei allem Elend doch sehr lachen musste. Ihn geschah gar kein Zeichen und ich war eigentlich froh. Er wäre vor Angst gestorben!“

Diese Nacht geschah auch nichts weiter, als dass die beiden in die Wand eingeschraubten Leuchter mit den geweihten Kerzen am Morgen umgedreht waren, so dass sie unter sich schauten, ohne doch aus den Leuchtern herauszufallen.

Nebenbei: dieser Kapuziner, wie auch der zweite, die den Rapport an die Nuntiatur mitunterzeichnet hatten, fanden es später für gut, ihn zu verleugnen, „um nicht unter die Zahl der Leichtgläubigen, Narren, Esel, Phantasten usw. gezählt zu werden“, nachdem Schiffmann selbst dermassen unter dem Gespött und den Verfolgungen der Ungläubigen zu leiden gehabt hatte, und sogar unter derartigen Misshandlungen von Seiten benachbarter Pfarrer, dass er darüber weder schreiben noch reden konnte. Das teilte er dem Obersten ebenfalls mit.

Ueber die bedeutenderen Ereignisse zusammenfassend noch folgendes. Einmal abends gegen 4 Uhr tönte es, als habe der Blitz ins Haus

eingeschlagen. Die Magd im Keller schrie: „Jesus Maria!“ und liess ein volles Milchbecken fallen. Zugleich war die Stube voll Feuer. Schiffmann eilte in die Kirche, um Sturm läuten zu lassen, da alles in Flammen stehen musste. Doch in der Sakristei zeigte ihm der Mesner lachend den klaren Himmel und erklärte, nichts gesehen und gehört zu haben. Als man ins Pfarrhaus lief, war auch da nichts von Brennen zu sehen, eine ähnliche Täuschung also wie zum Beispiel im Fall von Plessen mit dem plötzlichen Feuer auf dem Herd! Ein andermal erhielt Schiffmann abends beim Nachtessen einen „fürchterlichen Schlag auf die Brust“, so dass er an die Stuhllehne gedrückt wurde, totenblass war, und ins Bett praktiziert werden musste. Ein Mädchen von 4—5 Jahren auf Besuch wurde beim Mittagessen plötzlich aufgehoben und über die Sessellehne unbeschädigt hinten auf den Boden gestellt. Jene Gäste kamen nie wieder! Beim Holzhacken brach einmal plötzlich das Beil ab, als Schiffmann zu einem starken Hieb ausholte, und zwar so, dass er den Griff mit der einen Hälfte des Eisens in der Hand behielt. Die andere war zu Boden gefallen. Beide Teile waren ohne Lücke und Vertiefung in der Bruchstelle, schnurgerade und so glänzend, als wären sie geschliffen worden. Der Schmied, dem er sie zeigte, bestand darauf, „sie müssten geschliffen worden sein.“ Um sie wieder zusammenzufügen, mussten sie gerauft werden.

Frühling 1815, bei einem Besuch seiner Mutter mit einer Taufpatin, fing es in seiner Abwesenheit an so entsetzlich zu poltern, lärmern, rauschen und alle Türen auf und zu zu werfen, dass beide mit der Magd aus dem Hause flohen, trotzdem diese inzwischen gegen die Spukerei abgehärtet war. Das bewog Schiffmann schliesslich, bei der Nuntiatur um die Bewilligung ernsterer Operationen einzukommen, obwohl er sich nie erschrecken liess durch den Unhold, wie er versichert und auch sein Bericht beweist, und zwar, weil er fest an die Kraft der Weihen glaubte.

In seinem Brief an Kerner vom 17. März 1836 hat Schiffmann einiges von besonderem Interesse, in Verbindung mit anderen Berichten, nachgetragen, obwohl bescheidener in seinen Wirkungen. Zum Beispiel war unter den Geräuschen ein Hauptton das Rauschen wie von Papier, das oftmals von der Küche die Stiege hinauf auf den Estrich floh in ein Zimmerlein dort. Schiffmann folgte mit der Kerze, doch immer war es zu seiner Empörung verschwunden. Oft hörte man oben im Hause als ginge ein schwerer Mann mit starken, abgemessenen

Schritten umher. Mehr als 100 mal lief Schiffmann sogleich hinauf, doch nie fand er etwas. Sehr oft hörte man die Haustüre auf- und zuschlagen, auch wenn man ganz nahe bei ihr stand, doch es blieb beim Geräusch. Das geschah meist bei hellem Tag, so dass eine Täuschung unmöglich war. Sehr oft wurde er geweckt durch ein Zupfen an seiner Bettdecke und den Kissen. Wenn er jene festzuhalten suchte, wurden sie ihm mit Gewalt völlig weggezogen. Einigemal wurde auch eines seiner Lichter von unsichtbarer Hand angezündet, indem der Leuchter vom Nachttisch auf einen anderen Tisch versetzt und dann wie mit einem hölzernen Lineal schnell und heftig geschlagen wurde, bis er erwachte und das Licht brennen sah. Er musste dann aufstehen, um es wieder zu löschen. Kerner weist in Anmerkungen verschiedentlich auf ähnliche Erscheinungen bei der Seherin und der Esslingerin hin.

Als Abschluss noch der sehr interessante Bericht Pfarrer Schiffmanns über das Benehmen seines Hundes in Uffikon, ähnlich wie bei den Hunden in Wang, bei Joller und Dr. Faessler.

„Ich habe die Probe mit dem Hündchen zu Tag- und Nachtzeiten wohl ein paar Dutzendmal gemacht. Ohne mich ging er nie auf den Estrich, sondern wenn er zu oberst auf die Stiege kam, knurrte er, liess den Schweif hängen und eilte die Stiege hinunter. Musste er aber mit mir auf den Estrich, blieb er jedesmal genau an der nämlichen Stelle stehen, stellte die Haare auf dem Rücken auf und fing ein Gewinsel und Gebell und vorwärts und wieder rückwärts Jucken an, wie die Hunde, die gereizt werden, und ich entdeckte doch bei täglicher und nächtlicher Untersuchung nicht das Mindeste, was bei dem Tier diese Gereiztheit hätte erregen können.“

Dieses auffallende Benehmen des Hündchens brachte Pfarrer Schiffmann „so ziemlich zu dem Glauben, jener Geist, der nach der Sage bis zu Pfarrer N's. Tod auf dem Sessel auf dem Estrich gebannt gewesen sein soll, sei noch da und vielleicht wieder auf der vorigen Stelle.“

Auf die Dauer wurden die Störungen auch für Pfarrer Schiffmann unerträglich; denn sowohl verschiedentliches Benedizieren wie der Exorzismus hatten nur vorübergehenden oder keinen Erfolg. Daher entschloss sich der Probst, Pfarrer Schiffmann „aus dem Haus der Plage und Unruhe“ zu entfernen, aus welchem auch sein verstorbener Bruder froh gewesen war, fortzukommen, und erzählte ihm manches, was er bei diesem in Uffikon auf Besuch selbst erfahren hatte. Pfarrer Schiffmann wurde zum Leutpriester in Root ernannt. 1827 kam er als Chorherr nach Münster, wo er auch starb.

Nach seinem Fortgang im Wintermonat 1816 blieb das Pfarrhaus über ein Jahr leer mit der Absicht, die Pfarrfründe wegen der „furchtbaren Plage“ eingehen zu lassen. Seine Nachfolger hielten es ebenso wie er und seine Vorgänger nur kurze Zeit darin aus, da auch sie „entsetzlich“ unter ihr zu leiden hatten. Noch 1836 hielt offenbar der Spuk an, nach den ausweichenden Antworten von Pfarrer A. Huber auf Pfarrer Schiffmanns und Oberst Pfyffers Bemühungen, näheres von ihm zu erfahren. Er wies sie ab mit der Begründung: er hätte keinen Anlass, sein einstiges Pfarrhaus in Verruf zu bringen. Auch diese Schriftstücke sind veröffentlicht.

Nach erhaltenen Mitteilungen wird jetzt das Pfarrhaus als Schulhaus und für Kanzleien verwendet. Uebrigens sei es, wie Oberst Pfyffer Kerner auch mitgeteilt hat, keineswegs ein dunkles Haus, und das zugehörige Dorf liege auf einer Anhöhe. Unter all seinen Bewohnern sei keiner, „der auch nur den mindesten Begriff von so etwas habe“, nämlich von Spuk, so wenig wie in den umliegenden Dörfern und im ganzen Kanton — hier ein Einzelfall also, wie der Fall Joller keine 30 Jahre später?!

X. KAPITEL

Der schottische Fall Telfair-Mackie von 1695 „ein merkwürdiger Bericht über die Tätigkeit eines Geistes“

Dieser ausserordentliche Fall führt noch einmal die auffallende Uebereinstimmung der Berichte über Raum und Zeit vor Augen, selbst beim Stallspuk. Doch auch an sich ist er bemerkenswert, obwohl nur von kurzer Dauer, wenig über zwei Monate. Er kann daher nicht allzusehr gekürzt werden. Ende Februar 1695 traten die Erscheinungen plötzlich und, so weit berichtet, ohne erkennbare Ursache beim Maurer Andrew Mackie auf seinem kleinen Besitz Ringcroft in Stocking, Bezirk Kirkubright auf, erreichten eine grosse Stärke und hörten bereits am 1. Mai 1695 ebenso plötzlich wieder auf, und zwar mit einer Abschiedsvorstellung. Dabei tobte der Spuk Tag und Nacht, auch vor zahlreichen, oft wechselnden Zeugen, vor allem den Geistlichen der Umgebung, an der Spitze der Ortsgeistliche, Pfarrer Telfair, offenbar ein sehr verständiger und auch mutiger Mann; denn durch nichts liess er sich abschrecken. Gleich am Sonntag den 2. März wurde er nach der Predigt von Mackie zugezogen, der mit Frau und drei Kindern, das jüngste 9—10 Jahre, das Opfer der horrenden Erscheinungen war. Nachdem Pfarrer Telfair diesen Spuk als eine Heimsuchung der Gemeinde auffasste, die alle anging, insbesondere ihn selbst als ihren Seelsorger, bot er alles auf, um der Wahrheit durch sorgfältige Untersuchung, häufige Besuche und regelmässiges Verhör der vielen Zeugen auf den Grund zu kommen und gemeinsam mit der Familie eine Erklärung zu finden. Bereits 1696 veröffentlichte er in Edinburg einen sorgfältigen Bericht — die Vorrede ist datiert vom 21. Dezember 1695 — unter dem Titel „Ein wahrer Bericht über Erscheinungen, Aeusserungen und Tätigkeiten eines Geistes, der das Haus des A. Mackie infizierte“.

Diese Schrift, wenige Seiten in Quart, erlebte zwei Auflagen. Im gleichen Jahr erschien sie auch in London, allerdings mit anderem Titel und der Text etwas verändert. An ihrer Authentizität ist, nach folgenden Feststellungen, nicht zu zweifeln:

Charles K. Sharp of Hoddam Castle, Annandale, konnte 1819 die selten gewordene Schrift unter obigem Titel (s. Ueberschrift) in Verbindung mit der Heraus-

gabe von Laws „Memorials“ zum Abdruck bringen, nachdem ihm der Nachweis gelungen war, dass zu jener Zeit in dieser Gegend tatsächlich ein A. Telfair Pfarrer gewesen war, und er auch über dessen Leben Einzelheiten ermittelt hatte. Seit Sharps Herausgabe gelten diese „Memorials“ des Rev. Robert Law als Standardwerk und werden von Historikern oft zitiert. In der Hauptsache handelt es sich dabei um authentische Berichte über „Erscheinungen“, Zauberei und dergleichen, die Law von 1638—1684 in Schottland gesammelt hatte. Damals lag allerdings nur das Manuskript vor. Sharp versah es mit einer Einführung, in der er ähnlichen Berichten bis zur frühesten Zeit der schottischen Geschichte nachging und, als Anhang, selbstgesammelte Fälle beifügte, darunter den Fall Telfair, der sich nach Laws Zeit ereignet hatte. Diese Einführung wurde 1884 unter seiner Leitung mit Anhang separat als bester chronologischer und historischer Bericht über derartige Dinge unter dem Titel: „A historical Account of the Belief in Witchcraft in Scotland“ herausgegeben. Dieses Werk, 268 Seiten, wurde vom Herausgeber mit einer kurzen Biographie K. Sharps und einem wertvollen Verzeichnis von Büchern über Zauberei in Schottland versehen.¹

Pfarrer Telfair bezeichnete als Zweck seines „kurzen Berichtes“ (p. 229/54) in der Einleitung „die Bekanntgabe der vollen Wahrheit und Richtigstellung der falschen Angaben“, nachdem er selbst „mehrmals Zeuge vieler der Erscheinungen“ gewesen war und auch Berichte der ganzen Methoden und Ereignisse von den Zeugen empfangen hatte. Dadurch sollte „dem Geist des Atheismus und der Ungläubigkeit begegnet werden, der die Existenz Gottes und des Teufels, daher auch des Himmels und der Hölle leugne und die Stimmen, Erscheinungen und Handlungen guter oder schlechter Geister der melancholischen Störung oder der Zerrüttung der Hirne und den Phantasien jener zuschreiben, diese zu hören, sehen und fühlen behaupten“. Wir sehen: damals wie heute wurde die Objektivität der betreffenden Geschehnisse bestritten und alles auf „melancholische Störungen“ u. dgl. zurückgeführt, also auf Halluzinationen, Phantasien und ähnliches. So sollte dieser „wahre und bezeugte Bericht über die Methoden des Satans zum Lobe Gottes jene anfeuern, die von dessen Wirkungen verschont geblieben waren“.

Eines allerdings wurde übersehen: die Möglichkeit von Betrug, namentlich von Betrügereien „unartiger kleiner Kinder“, denen in solchen Fällen von manchen Seiten mit Vorliebe eine grosse, sogar ausschlaggebende Rolle zugeschrieben wird, so z. B. von dem hervorragenden und

¹ Abgedruckt auch in M. Kenzies „Historie of Galloway usw.“, Hamilton & Co., London, 1884.

sehr kritischen Mitglied der Society, Franck Podmore, unter anderem Verfasser des vortrefflichen Werkes: „Modern Spiritualism“ in zwei Bänden (O. Ind.). Ob diese Unterlassung als Einwand hier ernstlich gelten kann, wird sich zeigen.

Dem hohen Zweck entsprechend hat sich Pfarrer Telfair die grösste Mühe gegeben, den Sachverhalt zu klären und sicherzustellen und mit bewunderungswürdiger Ausdauer seine schwierige Aufgabe durchgeführt. Nicht nur hat er wiederholt im „infizierten Ort“ viele Stunden am Tag und in der Nacht zugebracht und beobachtet. Er hat auch genau mit Daten angegeben, was er selbst festgestellt hat und was fortlaufend, ausser der Familie, auch andere Zeugen vernommen haben, die jeweils mit Namen und Daten angeführt sind. Unterzeichnet ist der Bericht von 14 Zeugen „für das von ihnen selbst insbesondere Gesehene, Gehörte und Gefühlte“. Unter diesen finden sich fünf Geistliche verschiedener Gemeinden. Hinter den letzten Namen steht „etc.“, der Tatsache entsprechend, dass sich weitere Namen im Text finden, von denen ein Teil jedoch, wie es heisst, nicht unterzeichnen konnten, also wohl abwesend oder analphabetisch war. Dieser alte Fall ist also wesentlich besser als z. B. der Fall Steudner, mit dem er die meiste Aehnlichkeit hat, insofern Berthelen meist unterliess, anzugeben, was er persönlich beobachtet hat und dabei Daten anzuführen. Ferner wurde Pfarrer Telfair fast von Anbeginn zugezogen und stand dann als Seelsorger ständig in nächstem Kontakt mit Mackie und der Gemeinde, während Dr. Berthelen als Aussenseiter erst spät hinzukam. Er konnte daher auch nicht dauernd beobachten. Zu seinen Gunsten fällt aber die Tatsache ins Gewicht, dass er Arzt war. Beide waren sich dabei ihrer Verantwortung bewusst und von dem gleichen Gedanken beseelt, den falschen und irreführenden Angaben entgegenzutreten und der Wahrheit zu dienen, der eine aus religiösen, der andere aus praktischen Gründen.

Bezeichnend ist, dass Telfair seinen Bericht mit einer Charakterisierung jener Familie beginnt: es sei nichts bekannt, als dass Mackie ein ehrlicher, anständiger und harmloser Mann sei, sogar über viele seiner Nachbarn hinaus, und die Gesellschaft der Besten bevorzuge. Nie sei etwas gegen seine Frau und Kinder vorgebracht worden im Zusammenhang mit dem Spuk. „Auch besteht kein Grund dafür“, fügt er seinem vorsichtigen Bericht hinzu. Andere Ursachen wurden gegen Mackie in Beziehung auf den Spuk ins Feld geführt, denen Telfair nach Untersuchung entschieden entgegentrat: als Maurer habe er bei Aufnahme

in seinen Beruf ein Kind dem Teufel verschrieben! Mackie wisse aber nicht einmal, was das heisse. Er oder seine Frau hätten sich unrechtmässig das Gut einer Verstorbenen angeeignet. Eine nicht weniger absurde Behauptung betraf einen vergrabenen Zahn und eine Hexe, dem damaligen Aberglauben gemäss. Mit der Feststellung, zu der Pfarrer Telfair im Laufe der Untersuchung schliesslich gelangte: die Ursache bleibt weiterhin unbekannt, geht er zum Bericht über:

Dieser beginnt mit dem 7. März, nach einem Rückblick auf das Vorausgegangene, von dem er erst am Sonntag erfuhr, als Mackie ihn aufsuchte. Am Dienstag begab er sich gleich zu ihm. Der Spuk hatte damit eingesetzt, dass nachts das junge Vieh im Stall durch Zerschneiden der Stricke befreit wurde, Stallspuk also! Das wiederholte sich immer wieder, trotz Verwendung immer stärkerer Stricke. Schliesslich musste das Vieh in einen anderen Stall gebracht werden. In einer der folgenden Nächte wurde plötzlich ein ganzer Eimer Torf mitten in den Hausflur deponiert und angezündet. Der Rauch habe glücklicherweise die Familie rechtzeitig geweckt, wodurch das Abbrennen des Hauses verhindert werden konnte. „Dabei war niemand zu sehen oder zu hören, der das ausführte.“ Zum Stallspuk also auch noch Brandlegung! Am 7. März wurde plötzlich überall im Haus mit Steinen geworfen. „Doch man konnte nicht entdecken, woher sie kamen und was oder wer sie warf.“ Tag und Nacht wurden nur Steine geworfen, nachts am fleissigsten, bis zu jenem Sonntag. Am Samstag nachmittag habe sich auch noch folgendes in Abwesenheit der ganzen Familie zugetragen. Als die Kinder heimkamen, erblickten sie am Feuer eine Gestalt, die dort sass, eingehüllt in Decken oder in ein Tuch. Sie erschrecken darüber. Doch der Jüngste schalt: „Warum sich fürchten? Lasset uns beten.“ Die Familie war sehr fromm. „Dann ist kein Grund dazu.“ Er lief unerschrocken, wie die Kinder Jollers, hin und riss die Decke ab. Darunter befand sich indessen nur ein aufgestellter vierbeiniger Schemel! — Ein Fastnachtsscherz also, ähnlich wie des öfteren bei Joller und im Schloss!

Sonntag den 11. März verschwanden plötzlich der Hirtenstab und die Topfhaken an der Wand. Endlich, nach vier Tagen, entdeckte man sie auf dem Speicher, obwohl bereits viermal dort gesucht worden war. Das bezeugten, ausser der Familie, die immer zugegen war, auch Ch. Mackelane, einer der am häufigsten genannten Zeugen, und J. Cairns von Hardhills.

Am Dienstag begab sich, wie gesagt, Pfarrer Telfair ins Spukhaus. Sehr bezeichnend ist, dass sich nichts ereignete, obwohl er eine beträchtliche Weile blieb und zweimal betete; denn das Steinwerfen sollte am häufigsten nicht nur Sonntags vorkommen, sondern insbesondere während des Betens und sich dann am meisten gegen den Betenden richten. Er entfernte sich daher mit dem Vorsatz, nicht mehr wiederzukehren. Da, auf dem Hof, sah er plötzlich zwei kleine Steine in seiner Nähe herabfallen, während er bei der Scheune mit einigen Männern sprach. Gleich kamen auch Leute aus dem Haus gelaufen und schrieten, drinnen sei es so schlimm wie vordem. Er begab sich also wieder hin. Während er dort betete, wurden mehrere Steine nach ihm geworfen, doch ohne wehzutun, da sehr klein. Darauf war einige Tage Ruhe. Doch am Sonntag, den 18. März, ging es von neuem los. Jetzt wurden auch häufig grössere Steine geworfen, die beim Treffen schmerzten. Daher begab sich Pfarrer Telfair am 21. wieder hin, blieb den grössten Teil der Nacht und wurde „sehr belästigt“: nicht nur Steine, auch anderes wurde nach ihm geworfen. So wurde er mehrmals von einem grossen Knüttel „heftig“ an der Seite und den Schultern getroffen. Die Anwesenden hörten ihrerseits das betreffende Geräusch. In der Nacht wurde das Bettzeug fortgerissen und auf Kommoden und Gestellen so geklopft, als begehre jemand Einlass. Das wurde bezeugt, ausser von der Familie und dem Pfarrer, auch von drei anderen, mit Namen angeführten Zeugen.

In dieser Nacht ereignete sich noch etwas sehr Bemerkenswertes, besonders im Hinblick auf den Fall Joller: während der Pfarrer betete, besonders im Hinblick auf den Fall Joller: während der Pfarrer betete, angelehnt am Bett, fühlte er, wie etwas seinen Arm drückte. Als er hinsah, erblickte er „eine kleine weisse Hand mit Arm, vom Ellbogen abwärts. Sie schwand jedoch bald dahin“. Dazu bemerkt er: „Obwohl so vieles von Anbeginn bis zum Schluss gefühlt und gehört wurde, war niemals etwas zu sehen, ausser dieser Hand, die ich sah.“

Die Erscheinungen steigerten sich immer weiter und richteten sich auch gegen die Nachbarn. Mit Steinen und Knütteln wurde nach ihnen bereits vor dem Haus geworfen, sodass sie das Feld räumen mussten. Der eine Stein hinterliess sogar eine kleine Wunde auf Mackies Stirne. Mehrmals stiess ihn etwas an der Schulter, und schliesslich packte es ihn bei den Haaren, als kratze etwas, Fingernägeln gleich, seine Haut. Mehrere schleppte es an den Kleidern im Haus auf und ab, und den Müller Keige packte es so an der Seite, dass er um Hilfe flehte. Den

schlafenden Kindern wurde das Bettzeug entrissen und wie mit einer Hand auf ihre Hüften geschlagen, dass alle es hörten. Der Querbaum der Türe und anderes wanderte durch das Haus „wie getragen von einer Hand“. Doch nie war ein Täter zu sehen. Dabei herrschte im Haus ein grosses Gepolter bis zum 3. April durch Schlagen mit Stöcken, Knütteln und Werfen mit Steinen. Nachts schrie es: „Wischt, wischt“ bei jedem Satz am Schluss des Gebets und piff so deutlich, dass der Hund bellte und zur Türe lief, als riefte ihn jemand zur Jagd.

Daher begab sich Mackie mit dem Gutsbesitzer Macklelane am 4. April nach Buttle und erstattete mehreren dort versammelten Geistlichen Bericht. Darauf wurden öffentliche Gebete veranstaltet, und zwei Geistliche begaben sich zu Mackie und verbrachten dort, fastend und betend, die Nacht. „Doch es war sehr grausam gegen sie“, namentlich durch Werfen von Steinen bis zu zirka eine halbe Stone (altes Gewicht). Zweimal wurde Pfarrer Ewat dabei am Kopf verwundet, sodass Blut floss. Während des Gebets wurde ihm auch die Perücke abgerissen, und als er eine Serviette hinhielt, wurde ein Stein hineingeworfen. Pfarrer Murdo erhielt mehrere harte Schläge, doch heilten die Wunden schnell. Sogar brennender Torf flog unter die Leute, doch ohne zu verletzen. Beim Aufbruch gegen Morgen regnete es noch Steine auf alle, dass es schmerzte.

Am 5. April wurde wieder Feuer gelegt, und zwar auf dem Scheunenhof im Stroh zum Dachdecken. Ganz schlimm war es am 6. April. Steine und Feuerkugeln wurden in und um das Haus geschmissen. „Doch das Feuer erlosch im Moment der Entzündung.“ Ein heisser Stein wurde ins Bett zwischen die Kinder geworfen, der das Bettzeug durchbrannte. Nach Entfernung durch den ältesten Sohn war er noch mehr als 1¹/₂ Stunden so heiss, dass Maclelane ihn nicht halten konnte.

Sonntag, den 7. April, wurden eine Ziehstange vom Pflug und ein Trogstein von mehr als drei Stone Gewicht nach dem Schmied Macminn geworfen, doch ohne zu schaden, während vorher mit Steinen geworfen worden war, die ihn am Kopf verletzt hatten. Zweimal wurde Feuer ans Haus gelegt. Als der älteste Sohn John bei Sternenschein heimkehrte, „umgab ihn in der Nähe des Hauses ein ausserordentliches Licht und lief mit rascher Bewegung vor ihm her. In dieser Nacht ging es dann in gewohnter Weise weiter“.

Eine Pfarrerkonferenz in Kirkubright am 9. April ernannte fünf Geistliche, die mit Pfarrer Telfair die Nacht unter Fasten und Beten in

Mackies Haus verbringen sollten. Kaum hatte man begonnen, wurde mit Steinen nach allen geworfen, am meisten nach den Betenden, und das ganze Haus oft vollständig geschüttelt, ein Loch durch das Strohdach gerissen und grosse Steine hinuntergeschüttet. Der eine von mehr als ein Quart Gewicht fiel auf Montheits Rücken, verletzte ihn jedoch nicht, ebenso ein anderer gegen seine Brust, grösser als eine Männerfaust. Die Türe der Scheune, die am Haus angebaut war, und die halbe Mauer wurden abgebrochen und Steine ins Haus geschmissen, jedoch ohne grossen Schaden anzurichten. Einige der Anwesenden wurden auch an den Beinen gepackt und wie von einer Männerhand traktiert. Andere wurden hochgehoben. Damit endete der Spuk in Gegenwart der Geistlichen, die das Protokoll mitunterzeichneten.

Vom 11.—16. April war es schlimmer denn je. Einen Besucher packte es an der Seite und am Rücken, „als wäre es eine Hand“ und fuhr unter seine Kleider und in seine Taschen. Vor Schrecken erkrankte er gleich. Wieder brannte Stroh auf dem Hof, wurde geächzt, gepfiffen und „Wischt, wischt“ geschrien, am 16. plötzlich auch noch „Bo, Bo“ und „Kick, kick“. Männer wurden hochgehoben und geschüttelt. Die Familie verliess daher das Haus und übergab es fünf Nachbarn zur Bewachung. Doch nichts ereignete sich, auch nicht im Haus, in das sie sich geflüchtet hatte. Dagegen wurde das Vieh im Stall gefährlich durcheinander geworfen und zum Teil von seinen Stricken befreit.

Am 18. kehrten Mackies heim. Nichts ereignete sich. Dagegen fand man in einem Häuschen mit einigen Schafen diese paarweise an den Hälsen mit Stricken aus Stroh zusammengebunden, das dem Stallspeicher entnommen worden war. Die überzähligen Stricke blieben neben dem Strohref im Schafstall liegen. Nun wurde es schlimmer und schlimmer, so dass am 24. ein Busstag angeordnet wurde. Doch gerade dann war es am schlimmsten, sodass alle fürchteten, noch getötet zu werden. Am 27. wurde das Haus sogar siebenmal in Brand gesteckt. Ebenso am 28. von Sonnenaufgang bis -untergang. Kaum war das Feuer im einen Teil gelöscht, ging es im anderen los, und am Abend wurde schliesslich das eine Hausende mit dem ganzen Mauerwerk abgerissen, sodass die Familie in den Stall flüchtete.

Als am 28. mit der Brandlegung fortgefahren wurde, löschte Mackie alles Feuer im Haus und goss Wasser über den Herd, sodass im Umkreis einer Viertelmeile nichts mehr brannte. Trotzdem wurde das Haus wiederholt in Brand gesetzt, auch in Gegenwart von Pfarrer Telfair,

der um 11 Uhr hinkam. Am nächsten Abend bemerkten mehrere Nachbarn im Hof in einer Ecke etwas Schwarzes, wie eine Wolke, das immer grösser wurde, als wolle es das ganze Haus füllen. Alle erschrakten. Dann wurde mit Schmutz geworfen und im Haus mehrere an verschiedenen Körperteilen gepackt, sodass einzelne es noch nach fünf Tagen verspürten.

Am Montag, den 1. Mai, brannte nachts der kleine Schafstall vollständig ab. Die Schafe konnten jedoch gerettet werden. Das war die Abschiedsvorstellung. Nichts ereignete sich mehr. Telfair schliesst seinen Bericht mit dem Bibelspruch vom Teufel, der einem brüllenden Löwen gleich herumwanderte und seine Opfer suche. „Darum seid wachsam und fest im Glauben!“

Zwei auffallende Tatsachen sind noch zu erwähnen:

1. Am 8. April fand Mackie im Loco einen Brief, „beschrieben und gesiegelt mit Blut“. Auf der Rückseite stand: „*Drei Jahre sollst Du haben zum Leiden, und wisse es gut.*“ Der Inhalt war eine religiöse Mahnung, Busse zu tun und zu Gott zu flehen, „*denn die Pforte des Himmels ist offen und das Lamm gesandt . . . denn dieser Mann wird belästigt werden 20 Tage . . .*“ Eine Prophezeiung also über die Dauer der Belästigungen, nämlich des Spuks. Das Weitere ist ziemlich unverständlich. Der Spuk endete allerdings, statt am 28. April, am 1. Mai, ein geringer Unterschied allerdings. Dieses Schriftstück, das einzige des Spuks, wurde jenem Verhör vorgelegt, desgleichen der Versammlung der Geistlichen am 9. April, und zwar zugleich mit sieben Knöchelchen, die Frau Mackie am 6. April im Flur unter einem locker gewordenen Stein gefunden hatte, eingewickelt in ein Papier „mit frischem Blut“. Das führte zu jenem Verbör durch die gerichtliche Kommission. Welche Bewandnis es mit jenem Fund hatte, bleibt rätselhaft, vielleicht irgend ein abergläubischer Brauch in Verbindung mit den Spukerscheinungen? Etwas Aehnliches haben wir im Fall Blumhardt mit den Knöchelchen unter der Schwelle der Gottlieb Dittus, die sich als Vogelbeinchen herausstellten.

2. Am Abend des 26. April begann das geheimnisvolle „Es“ plötzlich auch noch zu reden, nachdem wieder mit Steinen geworfen und mehrmals auf der Kommode, wie Einlass begehrend, geklopft worden war. Dieses „Es“ nannte dabei alle Anwesenden „Witches and Rukes“ (Hexen) mit der Erklärung, sie in die Hölle zu befördern! Sie bespra-

chen darauf, das „Es“ werde jetzt zu sprechen beginnen, wenn jemand anwesend wäre, mit dem das möglich sei. Sie weckten daher Mackie, der gerade schlief; worauf er die Worte vernahm: „*Du sollst bis Dienstag gequält werden.*“ Er frug: „Wer gab Dir diesen Auftrag?“ — Antwort: „*Gott gab ihn mir, und ich bin entsandt, das Land zu mahnen, Busse zu tun, denn ein Gericht wird gehalten werden, wenn das Land nicht rasch bereut . . . und jede einzelne Familie wird gequält werden.*“ — Mackie sagte zu den Umstehenden: „Müsste ich das berichten, man würde mir nicht glauben!“ — Darauf kam: „*Hole Bessere! Hole den Ortsgeistlichen und zwei ehrliche Männer für Dienstag abend, und ich werde vor ihnen sagen, was ich zu sagen habe.*“ Darauf folgte: „*Lobe mich, und ich werde pfeifen, bete mich an, und ich werde Dich nicht mehr belästigen.*“ — Mackie entgegnete: „Der Herr, der die drei Kinder aus dem glühenden Ofen befreit hat, befreie mich und die Meinen heute Nacht vor der Versuchung des Teufels!“ — „Es“ erwiderte: „*Du hättest ebensogut sagen können: Schadrah, Meschah und Abednego.*“ Während Mackie sprach, machte J. Telfair von Buttle eine Bemerkung. Darauf bekam er einen Verweis über ungehörige Einmischung. Dann befahl „Es“: „*Entferne Deine Habe, denn ich will Dein Haus niederbrennen.*“ — Alles wurde bezeugt, wie Telfair bemerkt, von J. Tait und verschiedenen anderen, die nicht schreiben konnten.

Dieses geheimnisvolle Reden wiederholte sich noch zweimal nach jenem schrecklichen Sonntag den 28. mit der fortwährenden Brandlegung und der kaum weniger schrecklichen Nacht. Nicht nur wurden die Kinder wie an Hals und Schulter gepackt und aus den Betten gerissen und über ihren Köpfen ein grosser Holzpflock gehalten, sondern „Es“ schrie, dass alle im Haus es hörten: „*Hüt' ich einen Auftrag, würde ich ihnen das Hirn einschlagen!*“ Am 29. flüsterte „Es“ mitten am Tage in der Wand und schrie: „*Andrew, Andrew!*“, während dieser in der Scheune beim Dreschen war. Als er keine Antwort gab, befahl eine strenge, zornige Stimme: „*Sprich!*“ Doch Mackie schwieg, worauf die Prophezeiung wiederholt wurde: „*Du sollst nicht mehr gestört werden ausser Dienstag etwas Steinwerfen zur Erfüllung des Versprechens.*“ Hinzugefügt wurde: „*Nimm Dein Stroh fort!*“

Tatsächlich log aber das „Es“ auch hier; denn als Pfarrer Telfair um 11 Uhr hinkam, wurde wieder Feuer gelegt, bald nach seinem Fortgang am Nachmittage auch noch mit Steinen geworfen und, als Letztes, am Montag der Schafstall niedergebrannt! Teuflich hat sich also auch

hier der Spuk benommen. Kein Wunder, dass alle Satan, dem Vater der Lüge, die Schuld gaben, ähnlich wie anderthalb Jahrhunderte später Steudners und die Schlossbewohner der Normandie!

Je mehr man diesen Fall überdenkt und sich in die Seelen der Heimgesuchten versetzt, je mehr muss ihre Verzweiflung erschüttern angesichts dieses Unbegreiflichen, dem sie rat- und hilflos ausgeliefert waren. Das Schlimmste dabei war aber wohl, dass kein Ende der Verfolgungen abzusehen war. Sogar mit vollständiger Zerstörung des Häuschens und gewaltsamem Tod musste gerechnet werden, ähnlich wie bei Joller, der Rettung allein in der Flucht erhoffen konnte. Rührend dabei, wie die ganze Bevölkerung das Unglück der Familie Mackie als eigenes empfand und, geführt von ihrem Seelsorger, dem Pfarrer Telfair, sich zusammenschloss, um ihr beizustehen und Hilfe durch Gebet zu erleben — die einzige Waffe des Protestanten. Welcher Gegensatz dazu die empörte Ablehnung der Familie Joller durch Freund und Feind, die Freunde an der Spitze, und zwar im Namen von Vernunft, gesundem Menschenverstand und Wissenschaft — diesem Triumphirat, das so oft schon dem Fortschritt die Wege versperrt hat! Nicht einmal zu einer ordentlichen Untersuchung wollte man sich herablassen; denn die behördliche war nur eine Verlegenheitskomödie! Hier jedenfalls, im Gegensatz zu dort, hat das Herz versagt. Ob nicht auch der Verstand mit seiner Belastung an Vorurteilen?

Die Zukunft hat das Wort!

XI. KAPITEL

Rückblick

*Lerne die Lehren der Schule.
Doch gleich der Leucothea Binde,
Bist Du am Ufer,
So wirf sie in die Fluthen zurück.*

Herder

Seltsame Wege sind wir gewandert, jenseits von allem, was die Schule lehrt, was wir gewohnt sind, als feststehend und gesichert zu betrachten, so seltsam und unvereinbar mit allen unseren Erfahrungen und Ueberzeugungen, dass wir entsetzt verstummen angesichts dieses Ungeheuerlichen. Sinnlos und grotesk, jeder Einfügung in unsere Weltordnung spottend, so erscheint uns der Spuk. Mehr noch: fürchterlich ist er zum Teil. Man denke nur an das tragische Schicksal des Nationalrates Joller und seiner Familie, die der Spuk sogar aus der Heimat verjagte! Beim blossen Gedanken an solche Möglichkeiten erstarrt man. Oder man lehnt ihn ab als unmöglich, als Täuschung und Irrglauben. Doch wie kann man das? Für jeden Fall, jede Einzelheit lassen sich ähnliche als Beweis heibringen, und zwar aus jedem Land, jeder Gesellschaftschicht, aus jedem Jahrhundert, bis auf unsere Tage und ins graue Altertum zurück. Und dies zum Teil mit besten Zeugen, die alle unmissverständlich die gleiche Sprache sprechen!

Eines jedenfalls lässt sich nicht bestreiten: mit Betrug als Erklärung kommen wir keinesfalls durch, obwohl er im Laufe der Zeiten öfters nachgewiesen wurde. In den vorgelegten 10 Hauptfällen mit ihrem ergänzenden Material und den 17 Vergleichsfällen scheidet diese Möglichkeit vollständig aus. Die Wucht der Erscheinungen bei Tag und Nacht, bei Licht und im Dunkel, ihre Art und Dauer, die grosse Zahl und die Qualität vieler der Zeugen, die Bemühungen aller, Betrug aufzudecken, so auch im Amtsgerichtsgefängnis von Weinsberg bei der Esslingerin, und die verheerenden Folgen des Spuks für alle Betroffenen — sie schliessen eine derartige Erklärung aus. Bester Beweis die unsinnigen Behauptungen der Ungläubigen, damals wie heute, das „Unmögliche“ wegzuerklären, wie z. B. bei Joller und in meinem Berner Fall. Zudem: Betrug müsste doch einen Sinn, einen Zweck haben, irgend

einen Vorteil bieten! Statt dessen? Als ruiniertes Mann verliess Joller die Heimat für immer. Vergessen wir das nicht. Aehnlich, obwohl nicht so tragisch, im Fall der Normandie. Auch hier jagte der Spuk, trotz tapferster Gegenwehr, die Familie schliesslich in die Flucht und zwang zum Verkauf des angestammten Besitzes. Grauenhaft auch im Fall der Louise Steudner: zweimal führte er die Gepeinigten ins Gefängnis, das zweite Mal sogar mit der Familie, zuletzt mit Androhung körperlicher Züchtigung und zweijähriger Einsperrung im Wiederholungsfall. Erfolg? Keiner — ähnlich wie im Fall Dibbesdorf von Lessing! Der Spuk tobte weiter. Noch grauenhafter die beiden Vergleichsfälle: Telfair Mackie von 1695 in Schottland, wo der Spuk brennend, zerstörend, lebenbedrohend wütete, trotz gemeinsamer Anstrengungen auch der Geistlichen, und der Fall Uffikon von 1814 im Kanton Luzern. Hier jagte die „furchtbare Plage“ sogar die Priester in die Flucht, nicht einmal, sondern jahrzehntelang einen nach dem andern — mindestens bis gegen 1840. Aehnlich der Schweizer Arzt, der nach zwei Jahren seinerseits die Flucht aus seiner Villa ergriff — wie sein Vorgänger, deren Erbauer! In den verschiedenen Pfarrhäusern, katholischen wie protestantischen, bei den Rechtsanwälten in Bayern und Prag, bei der Berliner Chemikerin und der Prager Zahnärztin, bei C. G. Jung und beim Stallspuk, diesem vielleicht Unverständlichsten — in allen diesen Fällen handelt es sich um *Erlebnisse von Eigenwert und grösster Eindringlichkeit*, wie diese letzten Endes auch zu deuten sein mögen. Die Konfession spielt dabei keine Rolle, so wenig wie Bildung, Glaube und Unglaube und die Suggestion durch Angst, Erwartung oder Aberglauben.

Das führt zu einer wichtigen Feststellung: das *Volk* ist im allgemeinen viel weniger abergläubisch und dumm als man annimmt. Bereits im Fall Joller konnte auf diese Tatsache hingewiesen werden. Speziell der Fall Steudner, ähnlich den Fällen Mackie und Uffikon, ist Beweis. Selbst den ungeheuerlichsten Erscheinungen gegenüber hielten jene einfachen Webersleute an der Ueberzeugung fest, böse Menschen seien im Spiel und suchten immer wieder nach natürlichen Ursachen. Bezeichnend auch die relativ grosse Seltenheit der Geistererscheinungen, wäre der Spuk lediglich Folge von Suggestion durch Angst und Aberglauben. So fehlten sie vollständig bei Mackie und Steudner, in Uffikon, im Schloss und bei Mompesson, ebenso in Bubendorf und Gossmansdorf, dort ein protestantisches, hier katholisches Pfarrhaus. Aehnlich auch da, wo der Spuk im engsten zeitlichen Zusammenhang mit dem Tod auf-

trat, wie beim bayrischen Anwalt und Physikprofessor. Ob dabei auch ein ursächlicher Zusammenhang bestand, das ist die grosse Frage, vor die wir immer wieder gestellt werden. Umso auffallender, dass Geistererscheinungen bei Joller so häufig waren und zum Teil auch in aller Ruhe und von mehreren gesehen wurden, wo doch nichts auf den Tod hinwies. So steht man hier vor lauter Rätseln, ohne doch die Geistererscheinungen ablehnen zu können, so wenig — und das ist eine weitere Unverständlichkeit, die viel zu wenig, richtiger gar nicht beachtet wird — wie die Gespenster und Rudimentärbildungen, mit denen sie aufs engste verknüpft sind, wie z. B. bei Joller. Hier waren sie ebenfalls häufig, z. B. das grausige Wuh-Gespenst, der verfolgende Armknochen, die Hand mit den zerfetzten Fingern, die winkenden Händchen, die Hände und Händchen, bald warm und wie lebend, bald eiskalt wie Totenhände, die Schattengestalten, halb durchsichtig, bis hinauf zu lebenswirklichen, kompakten Erscheinungen in mannigfachster Kleidung und Aufmachung. Jede Erklärung scheint hier abzubrechen, auch die spiritistische, und Ablehnung allein möglich. Diese würde jedoch dem menschlichen Zeugnis überhaupt allen Wert absprechen. Die Konsequenzen wären auch kaum weniger horrend als bei Anerkennung des Spuks selbst in seinen abstrusesten Formen — wenigstens als Erlebnisse der Menschheit, mit nichts anderem vergleichen, haben sie Eigenwert und sind von grösster Eindringlichkeit.

Von unseren *Vorfahren* gilt das gleiche wie vom Volk. Sie waren viel weniger abergläubisch und dumm, als angenommen wird. Schlagen-der Beweis dafür der ausserordentliche

18. Fall Tedworth-Mompesson von 1662,

noch älter also als der Fall Telfair-Mackie. Jahrzehntlang ist dieser englische Spuk, auf den wir noch verschiedentlich zurückkommen, im Königreich leidenschaftlich umstritten worden, nachdem kein Geringerer als der Hofprediger König Karls II., Josef Glanvil, eines der ersten Mitglieder der Royal Akademie, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit für ihn, auf Grund eigener Untersuchung des noch aktiven Spuks, eingetreten war. Daher galt er allgemein als ein Mann von ausserordentlichen Fähigkeiten und war hochgeschätzt von Männern wie Bayle, Lecky, Henri More u. a. Seine Grabrede hielt der Erzbischof von Chi-

chester. Sein Buch „Sadducaeus triumphatus“¹, in dem er ausführlich über den Fall berichtet (bereits 1666 erschienen), gehört mit Recht zu den berühmtesten Spukbüchern.

Schauplatz dieses ausserordentlichen Spuks war das Haus des Edlen von Mompesson in Tedworth, Grafschaft Wilts. Er dauerte zwei Jahre vom April 1661 bis April 1663, vielleicht noch länger. Allmählich sich steigernd, entwickelte er sich zu einer richtigen Kalamität auch für die weitere Nachbarschaft. Schliesslich kam die Angelegenheit vor das Landgericht. Dort wurden „alle Haupttatsachen unter Eid bezeugt vom Geistlichen der Gemeinde und anderen der intelligentesten und zuverlässigsten Einwohner, die immer wieder deren Ohren- und Augenzeugen gewesen waren“. Trotzdem wurden „alle diese so stark attestierten Relationes“ aufs heftigste angegriffen „und schier überall als eine Betrügerei“ dargestellt.

Nachdem Glanvil sich zusammen mit einem Freund von der Realität der Erscheinungen selbst überzeugt hatte, hielt er es, ähnlich wie Dr. Berthelen und Pfarrer Telfair, für seine Pflicht, den Fall zu veröffentlichen. Dabei untersucht er gründlich Pro und Contra und widerlegt das Contra. Er tut es scharfsinnig, unter Hinweis auch auf die Tatsache, wie sehr Mompesson dadurch geschädigt wurde „an Ansehen, Besitz und in all seinen Geschäften, am allgemeinen Frieden der Familie durch Verlust der Dienstboten, und an der Gesundheit infolge der ständigen Angst des ganzen Haushaltes und der vielen gestörten Nächte“. Die Betrugshypothese war tatsächlich unhaltbar, auch angesichts der Zahl der zuverlässigen Zeugen und der Dauer und Stärke der Erscheinungen selbst am helllichten Tag. So wurden z. B. bei manchen Geräuschen die Zimmer und Fenster „sehr vernehmbar“ geschüttelt — ähnlich wie zwei Jahrhunderte später beim Schloss in der Normandie! Glanvil hatte Gelegenheit, es selbst festzustellen. Sein mutiges Auftreten brachte ihm jedoch die grössten Unannehmlichkeiten, was er allerdings erwartet hatte; denn er war sich wohl bewusst, dass die „*heutige Welt — vornehmlich in unseren Tagen — ihr Gelächter und Gespött mit allen solchen Geschichten treibet und fest entschlossen bleibet, sie als Zeitvertreib und Altweiber-*

¹ ... or a full and plain evidence, concerning Witches and Apparitions, 4th Ed. with Additions (Mompessons Briefe u. a.), London 1721. — Deutsch: Sad. tr. oder vollkommener und klarer Beweis von Hexen und Gespenster- oder Geistererscheinungen. Zum ersten Mal aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt. Hamburg, 1701.

märlein zu verachten ... sey auch deren Wahrheit und Klarheit wie sie wolle. Denn sie habe unveränderlich Schluss gemachet, Hexen und Gespenster seyn lächerliche, ungläubige, fabelhafte und unmögliche Dinge. Deswegen alle die affirmierenden Relationes Lügen, Verführung und Betrug sein müssen, und die, so solchen einigermaßen Glauben beylegen, leichtgläubige Memmen und alberne Köpfe. Daher ziehen unter allen Berichten wohl keine einem Manne so viel Unruhe und Disreputation auff den Hals, und ist überhaupt kein Zeugnis möglich, das genügen würde, das eigensinnige Vorurteil der Welt zu besiegen!“

Das war 1666! So wurde auch nach Erscheinen des „Sadducaeus triumphatus“ alles weiter gewaltsam wegerklärt, sogar durch „*absichtlich erfundene Lügen*“ mit der Behauptung, Mompesson und Glanvil hätten beide gestanden, alles sei Täuschung und Betrug gewesen (p. 215). Das bewog Glanvil, auf Drängen hervorragender Männer und gelehrter Freunde, zu einer zweiten Auflage unter Ergänzung früherer Auslassungen und eines bestätigenden Briefes von Mompesson vom Jahre 1672. Dieser klärte jene Angelegenheit so weit sie ihn selbst betraf. Die Herausgabe verzögerte sich jedoch und Glanvil starb, ehe sie beendet war. Sein gelehrter Freund und Gesinnungsgenosse, Dr. More, sorgte dann für sie, unter Vollendung der unvollendeten Vorrede, Beifügung hinterlassener Schriften, entsprechender Ergänzungen und eigenen Materials, ferner eines hinterlassenen Briefes von Glanvil an ihn selbst und vier Briefen an Colins. Alle Einwände wurden in diesen eingehend widerlegt. Die Gegnerschaft hatte nämlich an Boden gewonnen, nachdem die Erscheinungen ausgerechnet während eines kurzen Besuches von Edelleuten im Auftrag des Königs ausgesetzt hatten. Glanvil hatte jedoch betont — was wir bei unseren Untersuchungen noch immer nicht berücksichtigen —, dass die Störungen nicht konstant seien, sondern manchmal Tage, manchmal Wochen intermittierten. Diese wichtige Tatsache wird immer wieder beobachtet und hängt keineswegs damit zusammen, dass der Spuk sich bei genauerer Nachforschung in ein Nichts auflöst. Sie hat sich bei Joller ebenfalls verhängnisvoll ausgewirkt, indem dem Aussetzen der Spukphänomene im kritischen Augenblick auch bei ihm die übelste Auslegung gegeben wurde. Vorurteil blendet!

Dieser alte Fall beweist seinerseits, dass unsere Vorfahren keineswegs so leichtgläubig waren, sondern dem Spuk vielfach ebenso kritisch und ablehnend gegenübergestanden wie wir. Das gleiche beweist auch z. B. die „*Bibliotheca Magica*“ des Lippischen Superintendenten und Mit-

Genossen der k. Leopold-Carolinischen Academie, Eberhard D. Hauber von 1741, mit interessanten Fällen, so z. B. „was die Einbildungskraft vermöge“, also gegen den Aberglauben gerichtet und speziell gegen die „Macht des Teufels in leiblichen Dingen“ als Urheber von Spuk.²

Von einer anderen Seite soll diese skeptische Einstellung noch durch einen Fall beleuchtet werden, der uns seinerseits später beschäftigen wird. Ich verdanke ihn ebenfalls dem interessanten Manuskript von Pfarrer Furrer (p. 32). Ich lasse ihn unverändert folgen.

19. Fall des Kalcherli-Hauses von Pfarrer Furrer, Seelisberg (1864)

„1864 im Monat August wurden die Bewohner des oberen Kalcherli-Hauses (Oberdorf bei Seelisberg) auf einmal nachts durch Klopfen und Poltern an der Haustüre aufgeschreckt. Sie hatten nicht den Mut zu öffnen, und so ging es die ganze Nacht fort. Die Bewohner, sonst nur zwei Weibspersonen, wenn schon damals noch andere Zimmermannsarbeiter im Hause wohnten, sahen darin nur Diebe und zeigten es dem titl. Regierungsrat Truttmann an als Polizeidirektor der Gemeinde. Dieser beorderte in der folgenden Nacht zwei Mann als Hauswächter. Das nämliche Gepolter entsteht und hält die halbe Nacht an, ohne dass man den Mut hat, die Türe zu öffnen. Die nächste Nacht will sich Truttmann selbst von der Sache überzeugen und geht mit zwei Männern hin. Diese Nacht geschieht nichts. Für die folgende werden zwei Männer innert dem Haus als Wache beordert, und zwei ausser dem Haus. *Das Geräusch, wie früher, wird gehört von innen, aber man sieht nichts, und die von aussen hören und merken nichts.* In der nächsten Zeit wird Asche gestreut vor der Haustüre, wo das Klopfen jedesmal herkam. Das Klopfen fand statt, und zwar die ganze Nacht, die Asche aber befand sich am Morgen ohne Spur.

Endlich kam man auf den Gedanken, es müssten keine Lebenden und die Sache nicht natürlich sein und kam zu mir. Man erzählte mir den ganzen Sachverhalt. Auch kam einer von jenen, welcher in der letzten Nacht Wache im Haus gehalten und meinte: es könnte vielleicht der Hahn, welcher jedesmal krächte, mit den Flügeln an den Käfig oder sonst das Geräusch verursachen. Mein erstes war also, den Hahn auf einige Nächte aus dem Haus zu entfernen. Drei Nächte musste er in einem

² 25.—36. Stück, gedruckt bei Joh. G. Meyer, Lemgo, 1741—1745.

anderen Haus Herberge nehmen. Trotzdem dauerte das Klopfen die ganze Nacht fort. Somit war der Hahn nicht der Ruhestörer.

Nun befahl ich vor allem und bei allen das tiefste Geheimnis zu beobachten (wie damals bei den Landmarchern, p. 186), kein Wort mehr anderen mitzuteilen und vor allem Zuflucht zum Gebet zu nehmen. Verschiedene Andachten — besonders neuntägige zur Muttergottes und dem hl. Josef — wurden von mehreren meiner Beichtkinder gemacht. Die Beunruhigung zur Nacht ging aber weiter. *Nach längerem Gebet kam das Geräusch ins Haus hinein, endlich in die Küche, dann in die Stube selbst.*

Zwei Personen, die nichts voneinander wussten und jetzt noch nichts wissen, hatte der Betreffende die Gnade, sich zu zeigen und ihnen zu sagen, was ihm noch fehle. Mit einigen Geldopfern und Andachten war er (die „arme Seele“) dann erlöst, gegen Ende September. Das Klopfen und die Beunruhigung ging damit zu Ende. Der Betreffende war drei Jahre vorher gestorben.

Zu bemerken ist, dass die erste Anmeldung durch das Klopfen statt hatte gerade am Vorabend oder in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, in welcher Herr Karl Aschwanden das erste heilige Messopfer darbrachte. Die Frau des beunruhigten Hauses war seine Mutter.

Am vierten Sonntag August, den 28., im Jahr 1864.“

Nach Besprechung mit Pfarrer Herger suchte ich das zweistöckige Häuschen im Oberdorf auf und sprach mit seinen Bewohnern, einem sehr alten Geschwisterpaar, in der Hoffnung, noch etwas aus ihnen herauszubringen, obwohl die Sache lang vor ihrer Zeit lag. Doch sie lachten nur verschmitzt und meinten zum Schluss: „Bis ich wiederkäme!“ — Sie wollen offenbar nicht —.

Auch an diesem Fall, der sich ganz im Rahmen anderer hält, ist bezeichnend, dass anfangs an Spuk überhaupt nicht gedacht wurde, sondern an Einbrecher. Daher nahm man regelrechte Experimente vor, um eine natürliche Ursache zu finden: Aufstellen von Wachen im Haus, gleichzeitig auch draussen, Streuen von Asche, schliesslich Entfernen des verdächtigen Hahnes. Interessant ist, wie dieser Verdacht aufkommen konnte. Erst als alles versagt hatte, verfiel man auf „arme Seelen“ und nahm zu kirchlichen Hilfsmitteln Zuflucht. Doch die Wirkung war die entgegengesetzte: statt den „Geist“ zu vertreiben, drang derselbe jetzt ins Haus ein und bemächtigte sich der Reihe nach der einzelnen Räume.

Betrug und Dummheit, Aberglaube und Leichtgläubigkeit spielen und spielten also eine viel geringere Rolle, als man annehmen sollte.

Von den Erinnerungsfälschungen gibt das gleiche, berücksichtigt man die besten Fälle mit genauen Tagebuchaufzeichnungen intelligenter und gebildeter Männer, gestützt von zahlreichen übereinstimmenden, unabhängigen Zeugen. Solche Tagebücher gibt es viele, so bei Joller, im Schloss der Normandie, in Gossmansdorf (Prof. Ludwig), offenbar auch im Fall Telfair-Mackie, und bei Justinus Kerner. Dieser war und ist wohl überhaupt der beste Kenner des Spuks. Zudem war er ein ausgezeichnete und vorsichtiger Beobachter. Er hat noch lange nicht die Anerkennung gefunden, die ihm gebührt, und wird vielfach missverstanden (näheres II. Band).

Das mit der Zeit in der ganzen Welt angehäuften Material über Spuk ist also keineswegs so wertlos, wie man glauben könnte, wenn auch ohne weiteres zuzugeben ist, dass ein grosser Teil als mehr oder weniger wertlos ausscheidet. Nirgends vielleicht findet sich eine solche Häufung von ahnungslosem Unsinn, gedankenlosem Geschwätz und verblendeter Leichtgläubigkeit, mit üppig ins Kraut schiessender Phantasie, wie gerade hier.

Bei Entscheidung der Frage: Irrglaube oder Wahrglaube? sind noch folgende Tatsachen von wesentlicher Bedeutung: *beim starken Spuk — und dieser allein fällt in die Waagschale — hemmt anscheinend nichts seinen Verlauf. Selbst Dämmer und Dunkel spielen keine Rolle, so unerlässlich sie beim schwachen Spuk sind. Die Anwesenheit auch der verschiedensten Menschen stört ebenfalls nicht. Dabei können sich die Erscheinungen in einer Weise steigern und vervielfältigen, dass selbst ein Dutzend Männer nichts Entsprechendes zu leisten vermöchten. Das haben wir z. B. im Schloss der Normandie gesehen, ähnlich bei Joller. Jeder Versuch einer normalen Erklärung muss hier scheitern, umso mehr, als die Berichte aus verschiedensten Quellen sich gegenseitig decken und bestätigen.*

Ziehen wir noch in Betracht, dass der Spuk — von den Geistererscheinungen, Gespenstern und Rudimentärbildungen abgesehen — seinen Höhepunkt erreicht zum Beispiel in weit hörbarem Gepolter und Tumult, Transport von grossen und kleinen Gegenständen im ganzen Haus, selbst in verschlossene Räume hinein oder heraus, Feuererscheinungen bis zu verheerenden Bränden, zerstörenden Steinwürfen und Stallspuk, dann werden wir, als Ergebnis unserer Untersuchung und als erste

Schritte zur Eroberung des Spuks, zum Eingeständnis gezwungen: *der Spuk ist eine nicht mehr zu bestreitende objektive Realität.* Wie weit diese objektive Realität mit Täuschungen verschiedenster Art untermischt ist, das ist eine zweite Frage, die, zusammen mit den Erklärungsmöglichkeiten, dem II. Band vorbehalten bleibt. *In den unterbreiteten Fällen, auch denen vergangener Jahrhunderte, handelt es sich also um Erlebnisse einprägsamster Art, die einen realen Untergrund hatten, sich mit nichts anderem vergleichen lassen und zum Teil auch katastrophale Folgen materieller Art hatten, als Beweis ihrer Objektivität.* Die Hals-über-Kopf-Flucht eines so vernünftigen und überlegten Mannes wie Joller, der ähnlich eingestellten Schlossbesitzer und der verschiedenen Priester in Uffikon, vor allem auch die Flucht eines C. G. Jung, sprechen eine so unmissverständliche Sprache, dass wir uns nicht länger gegen sie verschliessen sollten, nur weil wir selbst nichts derartiges erlebt haben und dafür keine Erklärung wissen. Wohin kämen wir auch, fragen wir mit Arago, wollten wir alles leugnen, was wir nicht erklären können?

An der Richtigkeit dieses Ergebnisses wird nicht mehr zweifeln, wer auch nur einmal Gelegenheit hatte, mit zuverlässigen, vernünftigen Zeugen zu sprechen, ihnen in die Augen zu blicken und dem ratlosen Staunen oder tiefen Entsetzen „ob dem dumme Züüg“ gegenüberzustehen, wie ich unzählige Male feststellen konnte. Ich denke da zum Beispiel an zwei Berner Fälle neueren Datums, beim einen ein alter Oberst, der noch in dem bekannten Spukhaus wohnte, das Prof. E. Bleuler für mich besucht hatte, allerdings, wie gesagt, ohne Erfolg, beim anderen eine gebildete, kluge Frau, die 1919 mit ihrem Mann vor den immer unheimlicher werdenden Erscheinungen schliesslich die Flucht ergriffen hatte. Beide waren dem Spuk anfangs unberührt und kühl beobachtend gegenüber gestanden. Ich denke an das Grossmütterchen des mährischen Kindes in der armseligen Hütte, das mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichteten Augen aus tiefster Brust aufseufzte: „Gott sei Dank! Es ist vorüber. — Wir wären noch verrückt geworden!“ Ich denke auch an die adelige Kaufmannsfamilie in Berlin, die nur mit grösstem Widerstreben und auf Empfehlung ihres Arztes berichtete, in der ständigen Angst, allein schon durch das Reden könnte der Spuk wieder losgehen. Wochenlang hatte er sie gefoltert, ihrer Ueberzeugung nach in Verbindung mit spiritistischen Sitzungen und insbesondere mit ihrem Dienstmädchen, obwohl dieses auswärts schlief und der Spuk auch in dessen Abwesenheit auftrat. Entsetzt starrten mich alle an, als ich sie

um eine Sitzung hat und dem Dienstmädchen schliesslich sogar eine grössere Summe anbot, um selbst Zeuge zu sein. Alle lehnten ab, am heftigsten letzteres, mit ähnlicher Begründung wie das Grossmütterchen: „Wir wären noch verrückt geworden!“ Begreiflich, denn wie im Fall Joller und im Schloss T. hatte der Spuk Tag und Nacht gewütet, selbst in abgesperrten Zimmern und mit immer neuen Ueberraschungen, ohne dass eine Ursache zu entdecken gewesen wäre. Der zugezogene Arzt, der mich auf den Fall aufmerksam gemacht hatte, verbot dann die Sitzungen mit Erfolg, und den Hausherrn schickte er aufs Land, da er infolge der ständigen Aufregungen fast übergeschnappt war. Ein schlechter Menschenkenner und Psychologe, der hier noch an Simulation, Betrug oder einfache Täuschungen denken könnte! Daher sprechen wir beim Spuk auch nicht von Erfahrungen, sondern von Erlebnissen; denn es handelt sich dabei um seelische Inhalte von aufrüttelnder Intensität, mit dem auffallenden Charakter der Einmaligkeit und Rätselhaftigkeit, die für ihn so bezeichnend sind.

Erlebt haben den Spuk also die Betreffenden, schrecklich und verheerend in den drei ersten Fällen aus der Schweiz, aus Frankreich und Sachsen, und im letzten Fall aus Schottland. Jene beiden gehören zu den besten der Weltliteratur. Insbesondere vom Fall Joller gilt das, auf Grund meiner ergänzenden Untersuchungen. Dagegen hat der Spuk im sächsischen Weberhaus, den Umständen entsprechend, weniger Beweiskraft als z. B. der schottische Fall Telfair-Mackie von 1695. Er dürfte, nach meiner Einteilung des okkulten Materials (O. p. 349), nur in die III. Klasse: „ergänzend beweisend“ gehören, die sich auf die I. und II. Klasse stützt, bei denen die Existenz der betreffenden Phänomene bereits mehr oder weniger einwandfrei erwiesen ist. Wie steht es aber mit dem Fall Telfair-Mackie, bei dem der Spuk in mehrfacher Beziehung den Höhepunkt erreichte, das Leben von Menschen und Tieren bedrohend? Will man der weiteren Vergangenheit nicht Beweiskraft überhaupt absprechen, dann gehört er, wenn auch seines Alters wegen nicht in die I. Klasse: „absolut beweisend“, bei der alle Bedingungen erfüllt sind, die von einem Beweis verlangt werden können, so doch in die II. Klasse: „relativ beweisend“. In allen vier Fällen brach der Spuk, ohne erkennbare Ursache, einem Orkan gleich los, die Existenz der Heimgesuchten bis in letzte Tiefen erschütternd. Die Reichen und Vornehmen trieb er von Heim und Herd, die Kleinen, durch Armut an die Scholle gefesselt, brachte er im einen Fall ins Gefängnis — unschuldig, wie sich herausstellte —

im andern, dem schottischen, blieb nichts übrig, als nach erfolglosen Gerichtsverhandlungen weiter die Geistlichkeit um Gebetshilfen anzugehen, bis der Spuk, wie er gekommen, auch wieder gegangen war — unaufgeklärt hier wie dort.

Harmloser, doch kaum weniger eindrucksvoll und ebenfalls von langer Dauer, sahen wir ihn in sechs Pfarrhäusern (katholischen und protestantischen) der Schweiz, Württembergs und Bayerns. Relativ einfach und von kurzer Dauer, trotzdem verblüffend und aufrüttelnd, war er bei den beiden Rechtsanwälten Bayerns und Prags, bei C. G. Jung, dem bayrischen Physikprofessor, der Berliner Chemikerin und der Prager Zahnärztin, hier sogar nur eine einzige Nacht! Auf primitivster Stufe trat er auf beim Schweizer Arzt, nur als eine ein- bis dreimalige „Erscheinung“ beim Zürcher Pfarrer, dem Afrikapionier K. Peters und dem Münchner Dentisten; am rätselhaftesten beim bayrischen Anwalt und dem Physikprofessor, weil in zeitlichem Zusammenhang mit dem Tod eines Hausbewohners.

Grotesk und besonders unmöglich erscheint der Stallspuk. Vier Fälle beleuchten ihn, davon zwei eigene aus jüngster Zeit. Weitere folgen im II. Band. Sie werden auch bestätigt durch den Fall Steudner und, als besonders unmöglich, durch den Fall Telfair Mackie. Sie beweisen, dass er einen integrierenden Teil des Spuks bildet und sich seinerseits nicht ablehnen lässt, so unmöglich er auch erscheint.

Bei den relativ seltenen Geistererscheinungen überrascht ihre grosse Verschiedenheit, und zwar nicht nur in der Kleidung. So sind z. B. die einen lebensgleich, wie das „Brüderchen“ bei Joller, in Dünzling der Rotleibelte, am Fenster der Onkel von Karl Peters, andere nur lebensähnlich, wie der tote Bauer am Fenster in Gossmansdorf und bei Christaller der erschossene Pfarrerssohn am Bett der Frau Pfarrer. Andere wiederum sind richtige Gespenster, wie bei Joller die „Wuh“-Figur!

Mit der Feststellung: „Erlebnisse“ ist natürlich nicht das Geringste ausgesagt über die Natur dieser Erlebnisse, wie weit sie objektiv, also real sind, wie weit nur subjektiv, „Hirngespinnst“, somit Täuschungen! Auch Träumende, Wahnsinnige, Betrunkene und Hypnotisierte haben, wie gesagt, ihre Erlebnisse, subjektiv ebenso real wie irgend etwas. Doch dahinter verbergen sich nur Täuschungen. Täuschungen anderer Art kommen hinzu, wie die Untersuchung zeigen wird, ausser den für unsere Fälle als ausreichende Erklärung abgelehnten drei: Betrug, Aberglauben mit Dummheit geparrt, und Erinnerungsfälschungen.

Hier stellt sich eine entscheidende Frage: wie kommen all diese Menschen, wäre alles nur Täuschung, zu so ausgefallenen Erlebnissen, meist ohne jeden Zusammenhang mit ihrem sonstigen Leben und Denken: Gebildete und Ungebildete, Hochkultivierte und Primitive, Junge und Alte, Männer, Frauen und Kinder, Menschen zum Teil von blühendster Gesundheit, weder krank noch hysterisch, im arbeitsreichen Leben stehend. Alle waren ohne jeden Hang zu Mystizismus und anderen verdächtigen Ismen, Menschen aller Lebenskreise und Kulturstufen, jeden Glaubens und Unglaubens, die sich von ihren Mitmenschen in keiner Weise unterscheiden und, zumeist nie, weder vorher noch nachher, mit Spuk etwas zu tun hatten. Wie kommen denn, so muss man sich fragen, all diese Menschen zu solchen Erlebnissen? Damit berühren wir eines der grossen Rätsel des Spuks, das zwei meiner Referenten, angesichts ihrer eigenen, ihnen selbst ganz unverständlichen Erlebnissen, mit fast identischen Worten angedeutet haben: „Wie komme ausgerechnet ich zu so was?“

Das führt zu einer Feststellung von nicht geringem Gewicht: *die unterbreiteten Fälle sind nur ein winziger Ausschnitt aus dem Erlebnisgut der Menschheit*; denn um nichts weniger handelt es sich, angesichts der Weite des Raumes, in dem der Spuk sich abspielt, geographisch und historisch, und angesichts seiner Häufigkeit. Er ist, wie gesagt, durchaus nicht so selten, wie es den Anschein hat, auch heute! Im Gegenteil. Er ist viel häufiger als man ahnt! Prof Ludwigs Material beweist es. Mein eigenes bestätigt es. Ständig vermehrt es sich, und zwar lediglich durch Umfragen in Verwandten- und Bekanntenkreisen des In- und Auslandes, daher zumeist aus Kreisen der Intelligenz, und zwar in einer Weise, dass ich nicht mehr nachkommen kann und mancher Fall verloren geht. Zu dem gleichen Ergebnis ist ein Teil meiner Helfer gelangt, die von Spuk nie gehört hatten, so z. B. Prof. Bender, damals in Bonn, um wenigstens einen zu nennen. Ueber meine Frage war er höchst erstaunt und wusste von keinem einzigen Fall, um mir 1940 von Freiburg aus zu schreiben: „Seitdem ich etwas auf Spuk achte, höre ich allenthalben die erstaunlichsten Dinge.“ Man braucht auch nur z. B. in deutschen Zeitschriften, wie den „Psychischen Studien“, oder ihrer Nachfolgerin, der „Zeitschrift für Parapsychologie“, nachzusehen, um sich davon zu überzeugen. Es ist geradezu, als werde gewartet, bis einer kommt und richtig zu fragen versteht, um plötzlich auf eine ganze Unterwelt von Spuk zu stossen. Ueber diese Tatsache bin ich selbst am meisten überrascht, und

zwar insbesondere über das Ergebnis meiner Nachforschungen in der Schweiz, die ich, ihrer ganzen Mentalität nach, für den ungünstigsten Boden gehalten hatte (p. 3). Was fand ich statt dessen? *Gerade umgekehrt ist die Schweiz ein günstiger Boden für Spuk, fast wie England. Das weiss aber vielleicht kaum einer, denn wir sind mit Blindheit geschlagen! Was nicht in unsere Mentalität passt, übersehen wir.* Sonst wäre es nicht möglich, eine Tatsache von solcher Häufigkeit und einschneidenden Bedeutung so vollständig zu verkennen und sogar ihre Existenz zu leugnen! Psychologisch ist diese Verkennung und damit allgemeine Ablehnung — ausser in England — eine Merkwürdigkeit, und von grösster Bedeutung ist es, sie richtig einzuschätzen, um für die Untersuchung die entsprechende Einstellung zu gewinnen, denn: was man für unmöglich hält, kann man nicht untersuchen! Auf ihre Ursachen muss daher eingegangen werden.

Hauptschuld an der allgemeinen Verkennung trägt das

Komplott des Totschweigens,

das allüberall den Spuk umgibt. Schweigen, hartnäckiges Schweigen verschliesst die Lippen! Immer die gleiche Erfahrung: „Die Leute reden nicht gerne darüber“, heisst es in Wang, in Dünzling, in Stans und in Bern. So hauste in Wang der Priester volle sechs Jahre allein mit seiner Schwester in der bedrückenden Einsamkeit jenes alten Pfarrhauses; doch keiner sprach von seinen unheimlichen Erlebnissen! Auch die zweite Schwester schwieg, wenn sie auf Besuch war, ähnlich P. Kirmeier, der dort „immer still, verstimmt und schweigsam“ war. Daher erfuhr der 75-jährige zum Teil erst durch mich, was seine Schwester erlebt hatte! Ebenso hartnäckig schwiegen die Gäste, wenn sie nach der ersten Nacht mit der Erklärung flohen: „Uebernachten nie mehr!“, wie damals Pfarrer Schleinkover, P. Jordan und die beiden Offiziere! Ohne nachzuforschen, liess der Pfarrer sie ziehen, froh ihres Schweigens! Nicht anders die Gäste in Bubendorf, die Patres von Dünzling und Gossmanskopf! Hier schwieg sogar das ganze Dorf über jene „Erscheinung“ des toten Bauern am Fenster — selbst seinem Seelsorger gegenüber: „Man sprach nicht mehr davon!“ Entsprechend verbot der Pfarrer in O. seiner Köchin, über das Erlebte zu reden, versteckte der Bauer in der Speichermatt die Schrift Jollers vor seiner eigenen Frau. Auch von anderen hörte sie nie darüber sprechen! Aehnlich schwieg die ganze Familie Joller über

die beunruhigenden Erscheinungen, bis die Geheimhaltung zur Unmöglichkeit wurde. Sogar der eigenen Familie verschwiegen der Nationalrat das nächtliche Erlebnis, das sein Haar bleichte und ihn nach Rom ins frühe Grab trieb! Entsprechend beginnt der Bericht eines französischen Mathematikers, Prof. J. Salières, in den „Annales des Sciences Psychiques“ von 1891 mit der bezeichnenden Erklärung: „Mehr als 20 Jahre habe ich merkwürdige und unfassliche Ereignisse geheimgehalten, von denen ich jetzt eine genaue Beschreibung geben werde...“ In Franken, wo Stallspuk, wie auch anderer Spuk vor Jahren nicht selten war und heute noch vorkommen dürfte — meine Betty weiss viel davon zu berichten, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, obwohl sie selbst nicht daran glaubt oder eine sogenannte natürliche Erklärung dafür hat —, ist auch nichts aus den Leuten herauszubringen. Als sie auf meine Bitte eine alte Verwandte befragte, die darüber Bescheid wissen musste, wurde ihr eine schroffe Abfuhr zuteil: „Ueber solche Sachen spricht man nicht!“ Bei ihrem Bruder, einem dortigen Bauern, ist ebenfalls nichts zu holen. Er schweigt einfach oder erklärt, sich nicht mehr zu erinnern, wie auch z. B. über die Ursache oder den Sinn merkwürdiger Bräuche, die dort noch heute, namentlich bei einem Todesfall, beobachtet werden. Der Glaube an Hexen und den Teufel ist eben in jener Gegend noch sehr lebendig, wie andernorts, in Bern z. B., insbesondere an den Teufel, und führt zum Schweigen.

So kann man die eigentümlichsten Erfahrungen in dieser Beziehung machen, wie in Uffikon bei den Kapuzinern, die den Rapport an die Nuntiatur als Ohren- und Augenzeugen erst unterzeichnet hatten, um nachher alles zu revozieren. Kerner verweist auf ähnliche eigene Erfahrungen in seinem „Nachtgebiet“. So schwieg auch, auf meine schriftliche Anfrage, sowohl der damalige Pfarrer von Bubendorf, wie der Dresdener Professor über merkwürdige Erscheinungen in seinem Museum, ungeachtet persönlicher Empfehlung seines Freundes. Dieser, ein Arzt, bemerkte daraufhin: er spreche nicht gerne darüber! Noch auffallender die Hamburger Krankenschwester, trotz wiederholter Mahnung meines Berliner Rechtsanwaltes, der mir von dem Fall berichtet hatte. Hartnäckig schwiegen der Münchner Redaktor Dr. W., und der Basler Pfarrer H., obwohl mir beide bei der Unterredung bereitwilligst mündliche Auskunft gegeben und dann Beweismaterial zugesagt hatten! Nicht einmal das Manuskript von der Unterredung sandte letzterer zurück! Offenbar bereuten beide ihre Mitteilbarkeit und fürchteten die Folgen!

Neuerdings schweigen auch drei Stellen in der Schweiz, trotz wärmster Empfehlungen. So bin ich schliesslich zur Einsicht gelangt, dass allermeist nur persönlich etwas auszurichten ist — auch bei katholischen Geistlichen. Krone dieser Erfahrungen ist, dass mir ein protestantischer Pfarrer mit Material behilflich war, nur ausgerechnet nicht da, wo es für ihn am leichtesten und für mich am wertvollsten gewesen wäre: beim Spuk in der eigenen Familie, und zwar in augenfälligem Zusammenhang mit einem Todesfall! Nur durch einen jener merkwürdigen Zufälle erfuhr ich auf Umwegen davon.

Am grotesksten ist, wenn nachträglich das Berichtete für unmöglich erklärt wird und die Betroffenen oft nicht einmal mehr davon wissen wollen! Einen Schritt weiter, und wir gelangen zur nachträglichen Behauptung: „Betrug!“ wie bei jenem Berner Spuk vom Jahre 1919. Die eine der Hauptbeteiligten gab ohne weiteres auf meine diesbezügliche Anfrage zu, allerdings nur nach Zusicherung der Geheimhaltung aller Namen, es sei eine Notlüge gewesen — verzweifelt Aushilfsmittel gegen die Belästigung durch Neugierige! Der andere lehnte jede Auskunft ab mit der Begründung, er habe bereits so viel Unannehmlichkeiten mit der Geschichte gehabt und: sie „interessiere ihn nicht mehr“ — ähnlich dem bayrischen Anwalt!

Die Behauptung „Betrug“ als Aushilfsmittel ist keineswegs neu. Ein besonders interessantes Beispiel ist der Fall Tedworth-Mompesson. Im ganzen Königreich wurde, wie erwähnt, verbreitet, Mompesson und Glanvil hätten zugegeben, alles sei „Betrug und angelegtes Spiel“ gewesen und alle Mittel seien aufgedeckt worden. Wir wissen jedoch von John Wesley, dem Begründer der Methodistenkirche, dass das reine Erfindung war. In seinem „Journal“³ machte er die bemerkenswerte Mitteilung (Bd. V, p. 266), sein älterer Bruder habe sich beim Sohne von Mompesson, einem älteren Kollegen, erkundigt, ob dieser den Betrug tatsächlich zugegeben habe. Antwort: „Der Zulauf zu meines Vaters Haus war so gross, dass er die Kosten nicht mehr tragen konnte und sich daher keine Mühe gab, dieser Behauptung entgegenzutreten, obwohl wir, er und ich und die ganze Familie, wussten, dass der veröffentlichte Bericht (Gls) der Wahrheit genau entsprach.“ Das gleiche bezeugt Richard Baxter (1691), ein bekannter presbyterianischer Geistlicher, in seinem ebenfalls

³ The Journal of J. W. Standard, Ed. edited by M. Curnock. A bicentury issue. 1938. The Epworth Press, London.

berühmten Werk: „Gewissheit der Geister, gründlich erwiesen durch un-
leugbare Historien etc.“⁴ Er stellt dabei fest, dass Mompesson, der damals
noch lebte und „kein Mann von melancholischer Einbildung war, nie
an der Wahrheit gezweifelt habe“. Ebenso seine Nachbarn. Den einen,
einen Anwalt, hatte Baxter noch vor einem Monat gesprochen. „Zweifler
könnten diese Zeugen also selbst befragen, da sie noch lebten.“ Das ist
ein sehr gewichtiges Zeugnis zu Gunsten der Echtheit jener ausserordent-
lichen Erscheinungen von 1661/63. Zudem wissen wir von Glanvil selbst,
dass sie beide unerschütterlich an ihr festhielten.

So schrieb Mompesson an Collins am 8. August 1674, also fast 10 Jahre später:

„In unserer eidlichen Aussage berichteten wir alle über verschiedene Er-
eignisse, die durch irgendwelche natürlichen Mittel zu erklären uns unmöglich
schien, so die Bewegung von Stühlen, Hockern und Bettstäben (bed-staves), wenn
niemand in der Nähe sich befand, das Getrommel in der Luft über dem Haus in
hellen Nächten, wobei nichts sichtbar war, das Schütteln des Hauses in seinem
festen Teil in ruhigen Nächten usw.“ Bereits in einem früheren Brief an Glanvil
(2. Aufl. 8. Nov. 1672) hatte Mompesson erklärt: „Oft bin ich gefragt worden,
ob ich nicht seiner Majestät gegenüber oder sonst zugegeben hätte, dass ein Betrug
entdeckt worden wäre. Darauf habe ich geantwortet und werde bis zu meinem
Tod antworten, dass ich mich selbst belügen und auch des Meineids schuldig
machen müsste, wenn ich Betrug anerkennen würde in einer Sache, von der ich
überzeugt bin, dass keiner war noch sein konnte, wie ich und zwei andere, ehren-
werte Zeugen vor Gericht deponiert haben. Will es die Welt nicht glauben, ist
es mir einerlei.“

Zum Komplott des Totschweigens kommt ein

Komplott des Vergessens

hinzu, das seinerseits über die Häufigkeit des Spuks hinwegtäuscht und
ihn auslöscht, wenigstens in der Erinnerung. So schrieb sehr bezeich-
nend Frau Pfarrer Matter über den Spuk in O.: „Weil sie nicht daran
glaube, habe sie es wohl vergessen.“ Wiederholt sind mir ähnliche An-
gaben begegnet: auf einmal wissen die Betroffenen nichts mehr.

Ueberraschend tritt hier die Fähigkeit zu Tag, Unangenehmes und
Quälendes ins Unterbewusstsein zu verdrängen. Längeres Nachdenken
kann es dann manchmal wieder aus der Tiefe heraufholen. Manchmal
allerdings kommt es auch nicht so weit, wie bei dem Berner Herrn und
dem bayrischen Anwalt, die sich nur „nicht mehr interessierten“; Vorstufe
wahrscheinlich zum Vergessen. Auf diese Weise könnte auch die auf-

⁴ Aus dem Englischen übersetzt. Nürnberg, 1755.

fallende Tatsache zu erklären sein, die Prof. Ludwig so verdächtig war,
dass nämlich in Gossmansdorf niemand mehr von der „Erscheinung“
des toten Bauern am Fenster wusste. Ebenso wäre die nicht weniger auf-
fallende Tatsache zu verstehen, dass in O. heute kaum noch jemand von
jenem Spuk weiss, auch nicht der Nachbar. Offenbar ist er inzwischen in
Vergessenheit geraten.

Fragen wir nach den

Ursachen dieses Komplotts des Totschweigens und Vergessens,

so gibt es deren viele, ausser der Angst vor dem Teufel, vor Dämonen,
Hexen und dergleichen. Praktische Bedenken verschiedenster Art stehen
im Vordergrund: Angst vor Diffamierung: „Die Leute meinen, man
spinnt“, wie beim Dentisten. Angst vor dem Gespött der Zehmalge-
scheiten! Sie hat auch mich des öfteren bei meinem Nachforschungen
gehemmt. Zu diesen Ungläubigen und Zehmalgescheiten gehören viel-
fach auch die Priester, und, vor allem, die protestantischen Pfarrer, ob-
wohl „den Spuk verwerfen die Bibel verwerfen heisst“, wie bereits Pfarrer
Wesley festgestellt hat und jeder sich überzeugen kann. Prof Ludwig hat
das selbst in unangenehmster Weise mehrfach erfahren müssen. So er-
klärte ihm auf einer Pfarrerkonferenz in Eggmühl ein Geistlicher, nach
einem diesbezüglichen Bericht, leidenschaftlich: „... und ich glaubs
nicht, ich glaubs nicht, ich glaubs nicht“ und wollte nichts mehr davon
hören. Angst vor Entwertung des betreffenden Besitzes kommt hinzu:
wer würde ein Spukhaus kaufen oder auch nur mieten? In meh-
reren, sogar noch aktiven Fällen, denen ich nachgehen wollte, wurde
dieses Bedenken in den Vordergrund gestellt. Wer würde ein Pfarrhaus
beziehen, wo es „umgeht“? Und die Dienstboten! Keiner bliebe! Des
öfteren erhielt Prof. Flammarion auf seine diesbezügliche Rundfrage
die Mitteilung, aus diesem Grund könnten nähere Angaben nicht ge-
macht werden. Aehnlich wurden mir die verhängnisvollen Konsequenzen
in zwei interessanten Fällen vorgehalten, wenn die Beteiligten ahnten, dass
das Schweigen gebrochen wurde: Prozess, Verurteilung zu Schaden-
ersatz, vielleicht sogar zur Uebernahme des Grundstückes, usw.! In Bern
stürmte ein Bauer in höchster Aufregung die Redaktion, als er in einem
Bericht von Fr. Correvon seinen Fall zu erkennen glaubte. In mitleid-
erregender Weise kam diese Sorge bei meiner Berliner Kaufmannsfamilie
zum Vorschein: „Wenns raus käme! Diese Blamage! Und kein Moment
mehr Ruhe!“ — nämlich vor den Neugierigen! Die Fälle Joller, Mom-

person und der Berner Spuk von 1919 beleuchten die Berechtigung gerade dieser Befürchtungen.

Eine Hauptrolle spielen jedoch, offen oder versteckt, Furcht und Grauen, besonders wenn der Spuk den Toten zugeschrieben wird. Das zu begreifen ist nicht schwer. Man braucht nur z. B. auf die eiskalten Berührungen wie von Totenhänden, auf das Reden, Drohen, Schreien und Jammern Unsichtbarer hinzuweisen, auf ihre Schritte durch Zimmer und Haus, auf die Schemen, die plötzlich auftauchen, verfolgen, verschwinden, oft durch verschlossene Türen und Mauern hindurch, auf den Tumult in zugespernten Räumen, das Gepolter im ganzen Haus, das Öffnen von Türen und Fenster ohne erkennbaren Grund, alles Handlungen — ohne — Hand! Wie wäre es sonst zu verstehen, lauerten nicht Furcht und Angst im Hintergrund, dass Lussi nie zu Joller hinüberging, wenn das halbe Städtchen ob dem Lärm zusammenlief, dass der Arzt des mährischen Kindes niemals das „Unmögliche“ in der Hütte sich ansehen wollte, und der bayrische Anwalt so interesselos ähnlichen Ereignissen wie den seinen gegenüberstand? Auch Prof. Jungs Engländer ist bezeichnend, der lieber sein Versprechen brechen und bei Regen im Garten schlafen wollte, als im Spukzimmer! Wieviele Priester haben mir erklärt: ein Spukhaus betreten? Niemals! und konnten meinen diesbezüglichen Wunsch nicht begreifen! Furcht war es unzweifelhaft auch, die in Wang dem Geschwisterpaar den Mund verschloss, jenen Offizieren das „nie mehr“ entlockte und den Priester bei Nacht und Nebel in die Flucht jagte. Furcht ist es auch, die oft dazu führt, das Erlebte nachträglich zu bagatellisieren oder gar wegzuleugnen. Daher darf man sich auch niemals auf die Versicherung verlassen: es hat nicht gespuht, spukte niemals, spukt nicht mehr und dergleichen. Bei solchen Gelegenheiten frage ich mich immer, wie beim Pfarrer in Wang: weiss man wirklich nichts, oder will es nur nicht wahr haben — auch vor sich selbst? Allerdings kann der Mund des Priesters durch die Tatsache verschlossen sein, auf die Prof. Jocham hingewiesen hat: „Geheimnisse des Seelenlebens“, ähnlich dem Mönch und dem protestantischen Pfarrer mir gegenüber, denen manches anvertraut worden war. So bestätigte ein höherer katholischer Geistlicher auf meine diesbezügliche Bemerkung, dass tatsächlich vieles zum Vorschein käme, dürften die Geistlichen reden, denn ähnlich den Ärzten sind sie in besonders günstiger Lage, um vieles zu erfahren.

So geht ein Fall nach dem anderen der Untersuchung verloren, und die Seltenheit des Spuks wird vorgetäuscht. Neuerdings beweist seine

Häufigkeit auch z. B. der Erfolg eines Preisausschreibens des deutschen „Südkuriers“ in Konstanz, Oktober 1949; denn mehr als 200 Antworten mit zum Teil sehr interessanten Spukfällen aus eigener Erfahrung gingen ein. Der eine Fall, ein typischer Stallspuk aus der Schweiz, durch persönliche Mitteilungen noch ergänzt, folgt im II. Band. Tatsächlich bleibt also keine andere Möglichkeit, als ehrlich zuzugeben:

der Spuk ist eine unbestreitbare Tatsache.

Er existiert nicht nur als Irrglaube — Aberglaube —, auch als Wahrglaube: in dem Wust von Täuschungen ein Körnchen Gold, ein ähnliches Ergebnis wie damals bei meinem „Okkultismus“. An diesem Ergebnis ist nicht zu rütteln, selbst im vollen Bewusstsein der ausserordentlichen, noch kaum abzusehenden Tragweite dieser Feststellung. Mit ihr fällt zugleich ein ganz neues Licht auf die noch immer umstrittenen, speziell in England abgelehnten physikalischen Medien, denn: *der Spuk und diese Medien bestätigen und ergänzen sich gegenseitig.* Das hatte bereits ihr vielleicht bester Kenner, Graf Perovsky Petrovo-Solovovo (O. Ind.) vermutet. Ein Vergleich beider beweist es (II. Band). Blind, wer nicht einsieht, dass die besten medialen Leistungen ähnlich sich auch beim Spuk finden, wo Betrug, diese ständig drohende Gefahr, allein schon durch die ganzen Umstände und die Wucht der Erscheinungen ausgeschlossen und Gewissheit dadurch möglich ist. Die besten Leistungen, in besten Sitzungen, mit den besten Medien, unter Leitung der besten und erfahrendsten Forscher, können ihrerseits keinen Zweifel lassen: Echt! An der Spitze stehen die drei klassischen Medien: Home, dem Betrug niemals nachgewiesen wurde, Slade und Eusapia. Glänzend gerechtfertigt und rehabilitiert ist sie aus den denkwürdigen Sitzungsreihen von 1892 bis 1908 hervorgegangen, die immer wieder von den hervorragendsten Gelehrten zur Nachkontrolle vorgenommen wurden, von dem einen Gedanken besessen, Betrug unmöglich zu machen. Oft genug hat sie sie dabei unterstützt, indem sie das Kommende voraussagte, dadurch auch die beste Kontrolle ermöglichend. Im Hinblick auf den Spuk müssten speziell die vielen Sitzungen bei Richet auf der einsamen Insel Roubaud und in Carqueranne, dann in Paris, die Sitzungen des Staatsanwaltes Maxwell ebenda, die Sitzungen im Circolo-Scientifico Minerva in Genua, im Institut Général de Psychologie in Paris mit berühmtesten Gelehrten — es genügt, die beiden Curies und d'Arsonval zu nennen — und, als Krönung, die Sitzungen in Neapel von einer eigens von der eng-

lischen Society for Psychical Research in London ernannten Kommission von geübten Taschenspielern, die letzten Zweifel zerstreuen. Endlich sollte dieser endlose Streit ein Ende nehmen und die Erkenntnis: „Echt“ siegen, nachdem auch ein so kluger und kritischer Kopf wie Flournoy 1898 zu dem Ergebnis gelangt ist: „*Die ganze Versammlung war absolut überzeugt. Die Beweiskraft liess nichts zu wünschen übrig*“, und dieses Urteil 1903 in weiteren Sitzungen bestätigte: „*Die Erscheinungen hinterliessen einen unauslöschlichen Eindruck von Gewissheit*“ (O. p. 102 ff.). Aus neuer Zeit muss der Hinweis auf die Sitzungen von Prof. Bleuler, Prof. Jung, Ingenieur Müller und anderen mit dem ausserordentlichen Medium Sch. (O. p. 892) in Zürich-Kilchberg und mit Rudi Schneider in einer Aerztesgesellschaft in Zürich genügen. Sie fanden ihrerseits unter strengsten Kontrollbedingungen statt mit erstaunlichen Erfolgen. Allerdings sind sie bisher nur zum Teil veröffentlicht. Ich bin jedoch genau von verschiedenen Teilnehmern unabhängig über sie informiert worden und hoffe, die fehlenden Protokolle noch beschaffen und im II. Band verwerten zu können.

Sollte das Ergebnis dieser Arbeit auch nur darin bestehen, den besten physikalischen Medien den ihnen gebührenden Platz im Lichte des Spuks zu erobern und dadurch der wissenschaftlichen Forschung den richtigen Weg zu ihrem Studium zu ebnen, wäre das schon ein grosser Gewinn.

Ueber die merkwürdigen Erscheinungen, hier wie dort, ist also nicht mehr zu streiten, nur noch über ihre Deutung und Erklärung, eine allerdings grosse und schwierige Aufgabe als weitere Forderung der Menschheit. Sie hat auch hier ein Recht auf eine klare und unzweideutige Antwort, um endlich herauszukommen aus allen Zweifeln und Unsicherheiten mit ihren verhängnisvollen Folgen, die die Menschen bis zum heutigen Tag belasten.

Eine Frage drängt sich hier auf, die mich lange gequält und in der Arbeit gehemmt hat: haben wir ein Recht, gewaltsam einzudringen in diese so ängstlich gehüteten Geheimnisse und zu versuchen, den Schleier herunterzureissen? Handelt es sich nicht vielleicht um verbotenes Land und einen gesunden Abwehrinstinkt gegen dunkle Mächte, denen wir wehrlos ausgeliefert sind, dazu verurteilt, das Unglück über uns ergehen zu lassen? Denn Unglück bedeutet der Spuk allermeist für die Betroffenen, und die kirchlichen Abwehrmittel versagen häufig. „Gott lässt sich nicht zwingen“, sagte mir ein frommer Priester. Wir haben es in Uffi-

kon, im Schloss der Normandie, im Fall Telfair-Mackie gesehen. Um ein *noli me tangere* würde es sich also handeln, und vermessen wäre es, in diese Tiefen hinabsteigen und der Meduse ins Antlitz schauen zu wollen.

Ein solches Versteckspiel lässt sich jedoch nicht länger durchführen, angesichts auch der jüngsten Spukfälle, die in Lauter, Wachendorf und Dressendorf in Bayern bezeichnender Weise alle drei bei Flüchtigen, resp. Heimkehrern, plötzlich und rasch hintereinander aufgetreten sind, Presse und Öffentlichkeit stark beschäftigt und sogar zu einer Untersuchung durch Prof. Bender, Freiburg i. B., geführt haben. Mit dem Arzt des Dressendorfer Kindes, der dieses in anerkennenswerter Weise untersucht und einige Tage zu sich genommen hat, stehe ich in Verbindung (II. Band). Durch Vermittlung von Prof. Bender bin ich auch im Besitz eines sehr interessanten schriftlichen Berichtes der Mutter des Wachendorfer Kindes. Alle Zweifel über die Dringlichkeit dieser Aufgabe müsste die Erklärung einer hochgestellten kirchlichen Persönlichkeit in München beseitigen, die, vom Ordinariat für den Fall Lauter interessiert, zu dem bedeutsamen Ergebnis kam, es handle sich um „dämonische Infestation“ — ähnlich seinerzeit Pfarrer Blumhardt in dem berühmten Fall der Gottliebin Dittus von Möttlingen. Zudem: laufen wir vor dem Spuk davon, kann er unversehens nach uns greifen, wie im Fall der Berliner Chemikerin und dem der Prager Zahnärztin, und lässt oft lange nicht locker, wie im Fall Lauter, der vom Juni 1946 bis Februar 1949 mit kurzen Unterbrechungen getobt hat. Gebieterisch rufen diese Erscheinungen, die noch so rätselhaft sind wie einst, nach Aufklärung und Deutung, damit der Wahrheitsgehalt endlich aus den vielen Täuschungen herausgeschält werde und die Menschheit nicht länger rat- und führerlos im Ungewissen bleibe.

Drei Gründe stehen im Vordergrund:

Aus Mitleid mit den Opfern, die nur Hohn und geringschätzige Ablehnung erfahren, wenn nicht Schlimmeres — oder als Schauobjekte neuigkeitswütiger Journalisten dienen müssen. Aus bitterer Erfahrung stellte Prof. Ludwig diesen Grund an die Spitze. Sogar der Bischof hatte sich ironisch ablehnend gegen ihn im Fall Gossmansdorf geäussert, um es nachträglich zu bereuen.

Um den vielen Irrtümern und Fälschungen — selbst von Augen- und Ohrenzeugen — begegnen und bei Wiederkehr sich und anderen

wirksam raten und helfen zu können. Bereits im 17. Jahrhundert hatte Telfair und im 19. der Arzt Dr. Berthelen dies als Pflicht erkannt.

Um der Wahrheit willen! Mut zur Wahrheit! Das ist die Forderung. Diesen Grund stellte Prof. Bleuler an die Spitze, durchdrungen von der Ueberzeugung, wissenschaftlich müsste die Wahrheit von allergrösster Bedeutung sein. Diese Ueberzeugung ist auch die meine. Sie hat sich im Laufe der Arbeit immer zwingender aufgedrängt.

Zahllos sind die Bände und Schriften über Spuk in allen Sprachen, meist jedoch nur Materialsammlungen aus verschiedensten Quellen. Keiner der vielen Autoren war auch nur annähernd im Besitz einer so langjährigen und ausgedehnten *persönlichen* Erfahrung wie der Dichter-Arzt Justinus Kerner. Auf Grund dieser einzigartigen persönlichen Erfahrung hat er immer wieder als „*dringende Aufgabe der Naturforscher*“ die Forderung erhoben, die auch die meine ist: „*die Existenz dieser Phänomene als wirkliche, objektive Realitäten in der Natur zu behaupten — nicht durch blossen Glauben — und gegen Unerfahrene zu verteidigen*“. Denn *«diese Phänomene existieren, nach der Beobachtung aller Völker und Zeiten, als objektive Realitäten, und sind aus der Natur so wenig weg zu rationalisieren als der Ring des Saturn, der auch für erlogene gehalten worden wäre, hätte man ihn nicht ad oculos zu demonstrieren gelernt. Zur Schande der Naturwissenschaften wurden diese Phänomene bisher geleugnet und misskannt.»*

Vorerst kommt es allerdings nicht so sehr auf Deutungen an, sondern auf Tatsachen, und an diesen ist nicht mehr zu zweifeln — so unbequem sie sein mögen. Denen aber, die den Mut zur Wahrheit besitzen, gelten, Herder variierend, die Worte:

*Lerne die Lehren der Schule!
Doch bist Du am Ufer,
Wirf die Binde hinab in die Fluten
Und strebe zum Licht!*

Anmerkung: Die Autorin bittet die Leser dieses Werkes, die im Besitz von Material sind, das wissenschaftlichen Ansprüchen genügen könnte, dasselbe an den Verlag zu schicken.

NEUE WISSENSCHAFT

*Zeitschrift für kritischen Okkultismus
Erscheint monatlich ab Oktober 1950*

Längst ist der Okkultismus nicht mehr ein Steckenpferd von ein paar verschrobenen Gelehrten und abergläubischen Laien. Auf dem Umweg über einige hervorragende Forscher hat er sich zum Teil schon wissenschaftliche Geltung erworben, während er andererseits von üblen Scharlatanen und Geschäftemachern ausgebeutet wird und in dieser Form bei Leichtgläubigen und Halbgebildeten falsche und verhängnisvolle Vorstellungen erweckt. Eine Zeitschrift, die sich mit den Problemen, den Tatsachen und Täuschungen des Okkultismus kritisch auseinandersetzt, erscheint heute notwendiger denn je. Die „Neue Wissenschaft“ unternimmt den Versuch, den Leser in allgemeinverständlicher Weise mit dem Okkultismus bekannt zu machen. Zu ihren Mitarbeitern gehören prominente Forscher aus verschiedenen Ländern und, wie wir hoffen, auch interessierte Leser, die zur Diskussion dieser drängenden Gegenwartsfragen etwas Ernsthaftes beitragen können. Wir werden die Pioniere in ihrer Forschungsarbeit unterstützen — die vielfach noch einen harten Kampf gegen die offizielle Wissenschaft führen — und in jene Dunkelkabinette hineinleuchten, die für unsere Zeit so charakteristisch sind und deren Gefahren nicht genug überschätzt werden können.

Aus einer Zuschrift von Richard Weiss, Professor für Völkerkunde, Zürich: „Ich halte es für sehr wertvoll, wenn einerseits wissenschaftliche Kreise, die aus Bequemlichkeit oder Ignoranz der Parapsychologie ablehnend gegenüberstehen, aufgeklärt werden, und wenn andererseits die phantastischen Vorstellungen von Laien und der Schwindel von üblen Professionellen kritisch begrenzt und bekämpft werden können. Es sind zahlreiche, dankbare und notwendige Aufgaben, welche sich eine solche Zeitschrift stellen kann.“

Schriftleitung: Dr. Peter Ringger
Herausgeber: Gyr-Verlag, Baden bei Zürich

OKKULTISMUS

Täuschungen und Tatsachen

von F. Moser

2 Bände von 996 Seiten mit 37 Bildern und 63 Tafeln

Vormals: E. Reinhardt-Verlag München, 1935

Jetzt: Orell Füssli-Verlag Zürich (beinahe vergriffen)

Presseurteile:

Der Wert dieses bedeutenden Werkes beruht, neben dem ungewöhnlichen Ausmass seiner Materialsammlung und der darstellerischen Kraft seiner eigentlichen psychologischen Inhalte, auf seiner hart in hart gegossenen weltanschaulichen Forderung. Die gelehrte Verfasserin, der auf zoologischem Gebiet ein angesehener Ruf vorausgeht, sah sich aus *sittlichen* Gründen gezwungen, sich mit dem doppelköpfigen Problem des sog. Okkultismus auseinanderzusetzen, nachdem sie — bis dahin äusserst ungläubig und skeptisch — einige höchst merkwürdige Phänomene okkultur Art erlebt hatte, denen weitere auf verschiedensten Gebieten folgten. Der Verfasserin eignet ein ungewöhnlich scharfes Beobachtungsvermögen, das bei der kritischen Unterscheidung des Pro und Contra dieser schwierigen Materie auch den gelehrten Leser kaum einmal im Stich lässt.

Prof. Hans Ludwig Held, Frankfurter Zeitung.

Meines Wissens auf diesem Gebiet nichts dem Buch Ebenbürtiges. Frucht enormer Arbeit an Kritik. Das einzige, das in dieser Vollständigkeit und Sicherheit über eine Frage orientiert, die unsere wissenschaftliche Weltanschauung beeinflussen muss und von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunimmt.

Prof. E. Bleuler, Münchner Med. Wochenschr.

Eines der grössten Unternehmen der letzten Jahre, das ein umfassendes und möglichst vollständiges Bild des ganzen weiten Gebietes gibt. Ein Rekord. In der Bibliothek keines ernsthaften Untersuchers sollte das Werk fehlen. Es stellt die Autorin in die erste Reihe der modernen Schriftsteller über diese Materie. Prof. C. de Vesme, Revue Metaps. Internat. Paris.

Unzweifelhaft ein sehr wichtiger und wertvoller Beitrag. Die Gelehrsamkeit der Autorin ist tatsächlich verwirrend. Im ganzen sehr objektiv bemüht, Spreu und Weizen zu sondern. Ein magnum opus, ein glänzender und in weitem Mass erfolgreicher Versuch.

Graf Perovsky-Petrovo-Solovovo, Journal Society f. Psych. Research, London.

WILLIAM PRESCOTT

**ENTDECKUNG UND EROBERUNG
VON MEXIKO**

I. Band: 433 Seiten, 8 Tafeln, 1 Karte, geb. Fr. 14.50

II. Band: 416 Seiten, 1 Karte, geb. Fr. 11.50

Gyr-Verlag, Baden bei Zürich

Zwei Presseurteile:

Der Stoff, durchtränkt von der Fülle spannendster Ereignisse sowohl der äusseren wie der inneren Abwicklung, wird gemeistert von dem amerikanischen Historiker William Prescott, der sein Leben daran gewandt hatte, diesen im intensivsten Sinn abenteuerlichen Abschnitt der Weltgeschichte auf das Gewissenhafteste zu studieren, auf das Zuchtvollste und dabei Anschaulichste darzustellen. Was bedeuten alle Sensationsromane gegen das Erschütternde dieser Vorgänge, die unheimlich gegenwärtige Beispiele für menschliche Taten und Untaten sind.

Weltwoche, 16. VI. 1950.

Was Prescott aus seinem gewissenhaft verarbeiteten Material gewann, ist eine noch heute packende, nur in wenigen Zügen zu korrigierende Darstellung einer der erschütterndsten Episoden der Weltgeschichte: des Untergangs des mexikanischen Aztekenreiches durch eine Handvoll spanischer Eroberer. Wir wundern uns nicht, dass ein C. F. Meyer die englische Fassung damals für seine erlesene Bibliothek erstand — bis auf den heutigen Tag ist das Buch mit seiner erzählerischen Fülle ein erregendes Werk der Weltliteratur geblieben.

Schweiz. Monatsschrift „Du“, Juli 1950.

DT. 18 -

(1965 best copy.)

Sommerspunkt S. 204 u. früher

Der Standort im Fenster S. 21
(Nachpunkt)

Stellpunkt S. 293

1968: 21. 80

1970: 10 -